



**CRAIG
THOMAS**

Wolfsjagd

ROMAN

»Auf den Spuren von Graham Greene und John le Carré ...«
– *Sunday Express*

»Eine klassische Spionagegeschichte, ungeheuer spannend erzählt.« – *The Times*

Unbedingt wollte John Gardiner die Greuel des Krieges vergessen. Bis er nach Frankreich zurückkehrte, wo er 1944 verraten worden war.

Plötzlich steckt er wieder inmitten der grausamen, unerbittlichen Geheimdienstintrigen, die ihn zum gnadenlosen Killer machen. Er muß den Mann finden, den sie WOLF nennen ...

In diesem mitreißenden, explosiven Spionage-Thriller beweist der Autor der internationalen Bestseller FIREFOX und JADE-TIGER erneut, daß er zur Spitzenklasse der Spannungsliteratur unserer Zeit gehört.

CRAIG THOMAS

WOLFSJAGD

Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

Non-profit scan by tigger, Juni 2003

Kein Verkauf



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 01/6312
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der englischen Originalausgabe
WOLFSBANE
Deutsche Übersetzung von Sepp Leeb

2. Auflage

Copyright © Craig Thomas 1978
Copyright © der deutschen Übersetzung 1984
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München
Printed in Germany 1984
Umschlagfoto: Photodesign Mall, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-01857-5

FÜR ADA UND WILF

Danksagung

Mein Dank gilt T. R. J., der mir die nötigen Dokumente zur Verfügung gestellt hat.

Des weiteren gilt mein Dank Peter Payne, der einen Bootsunfall arrangiert hat.

Ich danke außerdem für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Passagen aus

»Old Friends« © Paul Simon.

»Burnt Norton«, »Little Gidding« und »The Dry Salvages« aus *Vier Quartette* von T. S. Eliot.

Es war
Eine Zeit der Unschuld,
Eine Zeit des Vertrauens.
Lange her ... muß es gewesen sein

...
Ich habe ein Foto.
Bewahre deine Erinnerungen;
Sie sind alles, was dir bleibt.

Paul Simon

Teil I

ZEIT DER UNSCHULD

Jetzige Zeit und vergangene Zeit
Sind vielleicht gegenwärtig in künftiger Zeit
Und die künftige Zeit enthalten in der vergangenen.
Ist aber alle Zeit ewige Gegenwart,
Wird alle Zeit unwiderrufbar.

T. S. Eliot: >Burnt Norton<, I
in der Übertragung
von Nora Wydenbruck

KAPITEL EINS

*Auf der Suche nach der verlorenen Zeit –
August 1944*

Richard Gardiner hatte erwartet, von jemandem von der Sektion F (Frankreich) instruiert zu werden; zum Beispiel von Aubrey selbst oder Hilary Latymer, der ihn am Tag zuvor auf dem kleinen Flugplatz in Kent abgeholt hatte. Die Anwesenheit von Michael Stanhope Constant, einem Geheimdienstoffizier von MI6, in Aubreys Büro verunsicherte ihn, wenn sie nicht sogar leichten Ärger in ihm aufsteigen ließ.

Latymer spürte sein Unbehagen, als er ihn in den Augenblicken vor Beginn des Treffens kurz beobachtete. Zwischen Gardiner und ihm hatte immer eine entkrampfte Vertraulichkeit bestanden, und er sympathisierte nun mit Gardiners Mißfallen an dem Fremden. Zugleich wurde ihm jedoch auch bewußt, daß sich zwischen ihnen seit kurzem eine gewisse Fremdheit breitgemacht hatte. Seit den Landungen in der Normandie hatte er Gardiner nur zweimal gesehen, und bei beiden Gelegenheiten hatte er nicht umhin gekonnt, eine Art Kälte sich in diesem Manne ausbreiten zu sehen, so daß ihm ihre übliche lockere Kameradschaftlichkeit und ihr vertrauter Umgangston zunehmend weniger leichtfielen.

Latymer nahm an, daß dies mit der unmenschlichen Härte zu tun hatte, zu der sich Widerstandsgruppen wie die Gardiners in Rouen, die ›Ilium‹-Gruppe, seit der Invasion bemüßt sahen.

Latymer war fast ebensolange Kenneth Aubreys Stellvertreter in der Sektion F im Baker-Street-Büro der SOE gewesen, wie Gardiner die Widerstandsgruppe in Rouen geleitet hatte. Er

war an das etwas prekäre Verhältnis zwischen MI6 und SOE eher gewöhnt. Dennoch spürte er mit größerer Deutlichkeit die Verachtung, mit der Constant die SOE sah. Der groß gewachsene, asketisch wirkende Mann stand, die Ellbogen auf das Kaminsims gestützt, mit dem Rücken gegen die Wand. Er trug einen schwarzen Mantel und gestreifte Hosen, Teil seiner Tarnung als Angestellter des Ernährungsministeriums. Latymer wußte, daß Constant vor allem in Begleitung Uniformierter stets peinlich darauf bedacht war, seine Deckung zu wahren.

Aubrey, in der Uniform eines Majors der R.A.O.C., hatte den Platz hinter seinem Schreibtisch eingenommen, nachdem Constant sich nicht ohne gewissen Hochmut auf dessen Kante niedergelassen hatte. Auch Aubrey, stellte Latymer fest, bereitete Constant Unbehagen. Dieser Mann hatte die Fähigkeit, eine eisige Kälte in dem Raum zu verbreiten, den Aubrey sonst warm und gemütlich zu gestalten versuchte. Er hatte dabei wohl so etwas wie die Atmosphäre in einem gediegenen Club vor dem Krieg vor Augen. Draußen, vor dem Fenster, war es ein strahlender, heißer Tag, aber irgendwie schaffte es Constant, den Raum zu verdüstern.

Latymer schüttelte diese Gedanken von sich ab und studierte den Mann von MI6 sorgfältig, als handelte es sich bei ihm um eine zudringliche, möglicherweise zerstörerische Spezies. Aubrey, stellte er fest, konnte den Mann nicht ausstehen, obwohl er bis zum Ausbruch des Krieges selbst in MI6 tätig gewesen war. Vermutlich wußte er einiges über Constant, nahm Latymer an.

Constant war Mitte dreißig, wirkte jedoch älter, was vor allem auf seine grünen Augen zurückzuführen war, die eine gewohnheitsmäßige wachssame Selbstsicherheit widerspiegeln. Seine kalkigen, schmalen Gesichtszüge waren noch nicht von Falten zerfurcht, jedoch von aristokratischer Würde geprägt, was noch durch die markante Hakennase verstärkt wurde; es schien, als gäbe es für ihn keine Erfahrungen, die ihn

hatten altern lassen; oder möglicherweise befand er sich auch bereits jenseits solcher Erfahrungen. Selbst seine nasale Sprechweise suggerierte Latymer, daß sie vergängliche Wesen waren, während er, Constant, ewig weiterexistieren würde. Als der Mann jedoch seine Ware feilbot – er beugte sich leicht zu Gardiner vor, während der jüngere Mann steif auf seinem Stuhl saß –, konnte Latymer feststellen, wie diese Stimme Gardiners Interesse weckte. Die Mission war wichtig, daran bestand kein Zweifel – nicht so sehr gefährlich als wichtig,

»Das Problem«, erklärte Constant, »ist natürlich alles andere als einfach zu lösen, wobei mir selbstverständlich klar ist, daß Sie hier so etwas durchaus zu schätzen wissen. Aber lassen Sie mich erst einmal die Hintergründe beleuchten.« Er lächelte ein freudloses, humorloses Lächeln. »Es beginnt mit diesem lästigen Individuum namens Charles de Gaulle. Er bildet sich ein, die Kommunisten wollten einen ihrer Leute in Paris an die Macht bringen – und nicht ihn. Sozusagen ein Kuckucksei im eigenen Nest. Man sollte ihm vielleicht wirklich klarmachen, daß seine triumphale Rückkehr in die Hauptstadt, was den reinen Pomp betrifft, doch etwas hinter der Wiederkunft Christi zurückstehen dürfte und ...«

»Sie haben es ihm also noch nicht klargemacht?« warf Aubrey mit hämischem Unterton ein. Constants Nasenflügel blähten sich kurz, aber dann fuhr er mit seinen Ausführungen fort, ohne daß seiner sorgfältigen Sprechweise die geringste Gereiztheit anzumerken gewesen wäre.

»Wie Sie sicher wissen, ist es die Strategie des Generals – und er wird darin vom SHAEF-Planungsausschuß unterstützt –, nicht in Paris einzufallen. Dabei würden zu viele Divisionen in Anspruch genommen, und zudem könnte die Stadt im Zuge der Kampfhandlungen zerstört werden. Die Wehrmacht wird Paris nicht kampflos aufgeben, weil der Führer das nicht zulassen würde. Darüber hinaus geht es der SHAEF in erster Linie um die V-1- und V-2-Basen, und die befinden sich nicht in Paris.

Die freien Franzosen, und vor allem General Charles de Gaulle, leben in ständiger Todesangst vor den Kommunisten in Paris. In der Pariser FFI gibt es nach jüngsten Schätzungen mindestens fünfundzwanzigtausend Kommunisten, alle bestens bewaffnet. Und die Führung setzt sich größtenteils aus Kommunisten zusammen – vor allem, seit Lefaucheux im Juni von der Gestapo verhaftet wurde. Und es könnte sehr gut möglich sein, daß »Rolk« ihn denunziert hat.

Ich brauche mich nicht weiter über die Bedrohung auszulassen, die diese Burschen für de Gaulle darstellen. Was er befürchtet, ist eine Erhebung der Kommunisten, *bevor* er an der Spitze des freien Frankreichs in die Hauptstadt einmarschieren kann.«

Während Constant eine Pause machte, steckte Latymer sich eine Zigarette an und blickte in Gardiners Richtung. Als er dessen Blick auffing, zuckte er mit den Achseln und lächelte. Er wußte, was Constant von Gardiner wollte, aber er wollte dessen Enthüllungen nicht durch ein Zeichen oder eine Geste vorwegnehmen. Die Eingangsbemerkungen waren notwendig. Paris schien an einem seidenen Faden zu hängen, zusammen mit der politischen Färbung der ersten Nachkriegsregierung Frankreichs.

Aubrey starnte aus dem Fenster, als hätte er das alles bereits einmal gehört – was auch den Tatsachen entsprach. Er traute seinen Gesichtszügen nicht zu, nichts von den Vorgängen in seinem Innern wiederzugeben, während ihn Constants herablassende Art von Minute zu Minute langsam zum Kochen brachte. Constant war sein alter Widersacher.

»Sie werden sich natürlich fragen, was das alles mit Ihnen zu tun hat«, setzte Constant seine Ausführungen fort. »Und sicher erscheint Ihnen meine Offenheit suspekt. Aber für Ihr Mißtrauen besteht kein Anlaß. Wir sind uns sicher, daß es noch diesen Monat in Paris zu einem Aufstand kommen wird. De Gaulle hat am vierzehnten Juni jegliche weiteren Waffenlieferungen

nach Paris verboten, um dem vorzubeugen. Ob es de Gaulle nun paßt oder nicht, er wird nicht imstande sein, dies zu verhindern.

Wenn es also dazu kommt, ist es im Interesse der SHAEF, dafür zu sorgen, daß der Aufstand Aussicht auf beschränkten Erfolg hat. Der General möchte nicht vor Ende September in Paris einmarschieren. Wir müssen deshalb dafür sorgen, daß die Pariser FFI, kommunistisch oder nicht, über ausreichend Waffen und Munition verfügt, um durchzuhalten – und die Wehrmacht ohne Hinzuziehung alliierter Truppen zu *schwächen*. Ich hoffe, Sie fangen langsam an zu verstehen?«

»Sie meinen also eine Art zweiter Front in Frankreich?« warf Gardiner ein. Latymer, der ihn kannte, wußte, welche Anstrengung es ihn kostete, sich seine innere Erregung nicht anmerken zu lassen. Die Bedeutung der Mission wurde ihm langsam immer deutlicher bewußt; sie baute sein Ego auf. Jetzt würde er sich nicht einmal mehr nach den Risiken erkundigen.

»Genau!« bestätigte ihm Constant mit ironischem Beifall in der Stimme. Gardiner rümpfte die Nase. Aus Constants Ton wurde Latymer ganz deutlich ersichtlich, daß dies alles sein eigener Plan war – was auch immer er Gardiner übermitteln sollte – und daß er damit vermutlich sogar bis zu Eisenhower vorgedrungen war, bevor er jemanden einweihte, der das Ganze dem großen General übermitteln sollte.

»Jawohl, eine zweite Front«, fuhr er fort. »Wenn diese Erhebung entsprechend nachhaltig wird, ist die Einnahme der V-1- und V-2-Basen eine reine Formsache – und unter Umständen gelingt es uns sogar, noch vor Jahresende den Rhein zu überqueren. Wenn der Aufstand nicht schon in seinen Anfängen erstickt wird.«

»Ist es möglich«, begann Gardiner, »können die Kommunisten wirklich Paris übernehmen, bevor de Gaulle dorthin kommt? Ist diese Bedrohung tatsächlich so ernst?«

Constant schüttelte den Kopf und betrachtete seine Finger-

nägel.

»Wir sehen dieses Risiko als relativ unrealistisch an. Die Nazis werden Paris nicht aufgeben – beziehungsweise Hitler wird das nicht zulassen. Sie werden es nicht kampflos aufgeben, selbst wenn sie es dabei zerstören.« Constant schüttelte erneut den Kopf. »Es wäre jammerschade, wenn es dazu käme. Aber lieber Statuen und Stein als Menschenleben, meine Herren.« Latymer, der sich das Kinn rieb, war sich bewußt, daß Constants Humanitätsdenken nichts weiter als eine Geste war. »Es muß zu einer Erhebung kommen, und sie muß eine echte Bedrohung für von Choltitz' Garnison von zwanzigtausend Mann Wehrmacht- und SS-Truppen sein. Ihre Aufgabe«, fügte er plötzlich, seine Augen direkt auf Gardiner geheftet, hinzu, »wird es sein, sich ein Bild zu machen, in welchem Ausmaß die Resistance Nachschub braucht, um für die Besatzungstruppen eine ernsthafte Bedrohung darzustellen.«

Gardiner nickte. Latymer nahm Constant plötzlich als einen Totenschädel wahr, über dem sich die Haut zu einem Grinsen spannte. Er verabscheute die Lässigkeit, mit der er Gardiner manipulierte. Die Wichtigkeit des Auftrags stellte eine zu große Lockung für Gardiners Ehrgeiz dar. Es war der mythische Handstreich eines einzelnen, der dem Krieg ein frühzeitiges Ende bereiten konnte – und Richard Gardiner würde daran beteiligt sein.

»Ist diese Erhebung unvermeidlich?« wollte Gardiner wissen.

Constant nickte. »Ich fürchte, ja. Die Kommunisten werden nicht warten. Noch vor Ende des Monats wird der Ruf ›Aux barricades‹ in den Straßen von Paris widerhallen.« Lächelnd fügte er hinzu: »Das ist auch der Grund, weshalb meine Instruktionen so umfassend sind. Sie werden in Begleitung Alain Renauds nach Paris reisen; er gehört zu ›Rols‹ Leuten im FEI und ist selbst Kommunist. Er wird Sie in ›Rols‹ geheimes Hauptquartier bringen – ›Duroc‹. Was wir von Ihnen wollen,

ist eine realistische ›Einkaufsliste‹ von ihnen, eine realistische Schätzung ihrer gegenwärtigen Mitstreiter, Vorräte und Strategien.« Er beugte sich über den Tisch, bis Gardiner den schwachen Duft seines teuren Rasierwassers riechen konnte. »Sind Sie sich hinsichtlich der Bedeutung Ihrer Aufgabe im klaren?«

Gardiner rückte. »Ja, das bin ich.«

Constant sah auf seine Uhr. Irgend etwas in seinem Ton hatte Aubrey sich vom Fenster abwenden lassen; er drehte sich auf seinem Stuhl herum. Constant, nachdem er Gardiner so erfolgreich in seine neue Aufgabe eingeweiht hatte, verbarg seinen Ärger über die offensichtliche Beleidigung und lächelte mit aufgesetzter Freundlichkeit.

»Gut«, sagte er schließlich. »Major Aubrey verfügt über sämtliche Details und Ihre Dokumentation. Sie haben vier Tage Zeit, nicht mehr. Dann wird man Sie abholen, und wir erwarten, daß Ihr Kopf voll von interessanten Informationen ist.« Er lächelte erneut sarkastisch und fügte hinzu: »Ich werde Sie nun verlassen, damit Sie Ihre weiteren Instruktionen entgegennehmen können. Major Aubrey wird das sicher mit dem nötigen Sachverstand besorgen ...«

Er verabschiedete sich und ging. Fast unmittelbar darauf steckte Aubrey sich eine Zigarette an. Seine frühere Stimmung, die ihn immer in der Gegenwart Constants befiehl, war von ihm gewichen. Er strahlte, als er den ersten Zug nahm, und fuhr sich mit der Hand durch sein sich richtendes sandfarbenes Haar. Latymer löste sich vom Kaminsims. Er versuchte, den Krampf aus dem Arm zu schütteln, auf dem er sich abgestützt hatte, und bot Gardiner eine Zigarette an.

»Soll ich das eigentlich alles schlucken, Sir?« fragte Gardiner.

Aubrey machte einen überraschten Eindruck, sog an seiner Zigarette und entgegnete: »Das will ich aber doch hoffen, Richard, mein Junge.«

»Ist Constants Einschätzung der Pariser FFI realistisch?«

»Zweifellos – warum?«

»Es ist vielleicht nur, weil er mir unsympathisch ist ...«

»Vermutlich ist es das. Sie wollen ihm nicht glauben, weil er so offensichtlich ein Kotzbrocken ist. Aber vor fünf Minuten standen Sie noch ganz unter seinem Bann«, fügte er hämisch hinzu. Aubrey war fast fröhlich und blies den Rauch seiner Zigarette zur Decke hoch. Sowohl Latymers wie Gardiners Augenbrauen hoben sich angesichts Aubreys ungewohnter Vulgarität.

Schließlich sprach Aubrey weiter: »Würden Sie bitte den Sherry und sonst alles Nötige holen, Hilary. Ich habe Mister Constant absichtlich nichts zu trinken angeboten. Er mag ja in Oxford studiert haben, aber er schüttet Sherry in denselben Mengen in sich hinein wie ein Seemann Bier. Aber selbst wenn ich diesen Burschen nicht ausstehen kann, möchte ich Ihnen beiden einen guten Rat geben. Falls Sie es nach dem Krieg beim Geheimdienst zu etwas bringen wollen, vergessen Sie nicht, daß es Leute wie er sein werden, die über Ihre Laufbahn bestimmen werden.«

Gardiner schnitt eine Grimasse in Richtung Latymer, der stöhnte: »Da sei Gott vor!«

Und Gardiner fügte hinzu: »Nach dem Krieg will ich von alldem nichts mehr wissen. Nichts als meine Paragraphen, und dann das ruhige Leben eines Anwalts auf dem Lande. Das wird mir vollauf genügen.«

Latymer betrachtete Gardiner eingehend, während er dies sagte. Ein unerwarteter Gefühlsausbruch; aber er nahm Gardiner ab, daß er es ehrlich meinte.

»Soll ich dann vielleicht Renaud hereinrufen?« fragte Aubrey. »Nachdem wir nach diesem Besuch aus Whitehall wieder unsere Fassung zurückgerlangt haben.« Er schoß von seinem Stuhl hoch, und dabei spannte sich sein Uniformhemd.

»Eine Minute noch, Sir«, meinte Gardiner. »In was für einer

Stimmung ist er denn?«

»Wer? Renaud?«

»Ja, Sir.«

»Hilary, Sie haben ihn doch hierher gebracht. Erzählen Sie es dem jungen Mann.«

»Streitsüchtig, argwöhnisch, ungeduldig – alles, was man erwarten kann. Sie kennen ihn ja. Er hat mit Oberst Rol in der FFI Karriere gemacht. Er erwartet unseren Beistand aufgrund seiner göttlichen Autorität.« Latymer nippte an seinem Sherry und fügte dann hinzu: »Nicht gerade ein angenehmer Reisegefährte. Bestenfalls werden Sie ein Schulmeister sein, der seinen Aufsatz korrigiert.«

Gardiner zuckte mit den Achseln. »Die Sache ist wichtig, Sir, oder nicht?«

Latymer spürte den Eifer, das Aufblühen des Ego, als würde ein inneres Licht angeknipst. »Ja, das ist sie.«

»Dann bringen Sie ihn herein!«

Etienne de Vaugrigard war unruhig, als er auf ›Wolf‹ und ›Wolverine‹ wartete. Er war am späten Nachmittag eingetroffen und hatte in einem kühlen, teppichlosen Korridor gewartet, der nach Staub roch und sich im ersten Stock des hohen, leerstehenden, schmalen Hauses befand, das Teil der rauchgeschwärzten Terrasse eines Platzes in Bloomsbury war. Die meiste Zeit verbrachte er an einem hohen Fenster stehend und auf den ungepflegten, von Unkraut durchwucherten Garten hinausstarrend. Der Mann, der ihn in einem gewöhnlichen Zivilwagen zu dem Haus gefahren hatte, ließ ihn allein zurück, und er mußte sich selbst aufsperren. Er war bereits früher einige Male in dem Haus gewesen, dessen kühle, modrige Leere ihm durchaus vertraut war.

Es gab in dem Haus eine primitive Küche, wo er sich mehrere Tassen starken Kaffee machte; aber er kehrte immer wieder in den Korridor im ersten Stock zurück, wo seine gelegentli-

chen Tritte widerhallten und von wo aus er über den Garten auf die sonnenbeschienene, staubige Stelle hinausstarrte, die von Bauschutt und gelben Blumen übersät war. In den frühen Tagen seiner Bekanntschaft mit dem Haus war dort eine Straße gewesen. Jetzt, nach den Bomben, war dort nur noch wuchern-des gelbes Unkraut und die wild verstreuten Ziegel, die den Eindruck erweckten, als hätte sie ein Kind nach dem Spielen liegengelassen.

Etienne de Vaugrigard war Gardiners Stellvertreter innerhalb der ›Ilium‹-Gruppe in Rouen. Sein Deckname war ›Hector‹.

Die zwei Männer, auf die er wartete, kamen zusammen; es war kurz nach sechs. De Vaugrigard hörte, wie sie die Eingangstür aufschlossen, und das Geräusch ihrer Stimmen schwäppte wie eine kleine Welle die Treppe zum ersten Stock herauf. Hart hallten ihre Tritte in der leeren, gekachelten Eingangshalle wider, und dann hörte er sie die Treppe emporsteigen. Als sie oben ankamen, erkannte er ›Wolf‹ und seinen amerikanischen Begleiter. Mit vertrautem Unbehagen verspürte er die erste der Reaktionen, die ihn bei solchen Gelegenheiten unweigerlich überkamen – ohnmächtige Wut über den Umstand, daß er zwar ihre Namen kannte, sie aber nicht verwenden durfte. Statt dessen mußte er mit ihren Decknamen vorliebnehmen. Und er war der Erbe des Vermögens der Vaugrigard-Rüstungswerke und der Fabriken in St. Denis, die nun für die Deutschen produzierten.

»Da sind Sie ja«, begrüßte ihn der Engländer. »Tut mir leid, daß wir Sie so lange warten lassen mußten, Etienne.« Auch die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihn wie einen Untergebenen mit dem Vornamen ansprachen, war ihm verhaßt. »Wir standen einfach unter Zeitdruck. Schließlich ist es ja auch nicht gerade eine leichte Aufgabe, Ihr geliebtes Frankreich zu befreien. Das werden Sie doch sicher verstehen.«

»Natürlich verstehe ich das«, erwiderte de Vaugrigard mit einem Murmeln. Seine Nerven zuckten beim Klang der

Stimme dieses Mannes zusammen. Der Amerikaner hinter ihm lächelte mit unverhohlenem Vergnügen über das Unbehagen des jungen Franzosen. ›Wolverine‹ war ein Mann mit einem humorlosen Gesicht, das sehr derb und grobschlächtig wirkte und dessen hervorstechendste Züge eine große Nase und ein kantiges, unnachgiebiges Kinn waren. Seine Augen waren wie Kiesel und ohne Glanz. De Vaugrigard versuchte sich zu beruhigen; er rief sich ins Gedächtnis zurück, daß es mit den beiden in diesem Haus immer so gewesen war. Er durfte sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Er mußte es versuchen ...

Er verabscheute sie mit solcher Heftigkeit, daß er sich einbilden mußte, er benutzte sie und nicht sie ihn, wenn er während dieser Treffen zumindest noch ein letztes Fünkchen Selbstachtung aufrechterhalten wollte. Und am meisten verabscheute er die Deutlichkeit, mit der sie zeigten, daß er sie brauchte.

Das Büro, das der Engländer aufschloß, war spartanisch eingerichtet. Es war lange nicht mehr benutzt worden, so daß sich auf den dunklen Holzoberflächen der Möbel Staub abgesetzt hatte. Der Engländer strich mit einem langen Finger über die Kante des Schreibtischs, betrachtete ihn kurz und setzte sich dann, seinen Rücken dem hohen Fenster zugewandt, das auf den Garten hinausblickte. Er winkte Etienne zu einem tiefen, ausladenden Sessel mit einem Chintzbezug in unruhigen Farbtönen. Der Amerikaner lehnte sich gegen den Kamin, seine kräftigen Finger über der Brust verschränkt, in seinen harten Augen ein Ausdruck zufriedener Teilnahmslosigkeit.

»Was wollen Sie, Wolf?« platzte de Vaugrigard heraus.
»Was ist es diesmal wieder?«

»Sollten Sie nicht besser fragen, *wer*, mein lieber junger Freund – hm?«

»Wenn Sie meinen«, schmollte er.

»Keineswegs. Ganz wie *Sie* meinen, selbstverständlich.«

De Vaugrigard zuckte mit den Achseln und bemühte sich,

seine Gefühle zu verbergen. Dieser kurze Augenblick der Selbstbeherrschung erschien ihm wie ein Sieg. Dennoch konnte Wolf in dem warmen Licht der frühen Abendsonne, die durch das Fenster auf sein Gesicht fiel, das winzige Aufblähen seiner Nasenflügel feststellen, begleitet von einem leichten Erröten seiner blassen Züge. Etienne war wütend – und beschämtd. Er hatte nur Einfluß auf ihn, weil der antikommunistische Fanatismus des jungen Mannes noch stärker war als die Abneigung gegen seine beiden Vorgesetzten.

Etienne haßte – und fürchtete – die kommunistische Partei Frankreichs mit der ganzen Kraft seines Bewußtseins, seiner Abstammung und Erziehung. Ein tiefer und fanatischer intellektueller Haß. Für ihn stellten die Kommunisten die größte Bedrohung für ein Frankreich nach dem Krieg dar. In Verbindung mit seiner Verehrung für de Gaulle und seine Sache machte ihn das zu einem idealen Mitarbeiter der ›Wolfgruppe‹. Etienne war dies durchaus bewußt – und er haßte diese Perfektion seiner Brauchbarkeit für die Belange anderer, als beraubte sie ihn seiner Identität.

»Was wollen Sie diesmal wieder?« Unter seinen schweren Lidern hervor starrte er über den Tisch. Er führte die Aufgaben, die ›Wolf‹ ihm auftrug, mit hemmungslosem Pflichteifer aus. Was ihn vor allem abstieß – und manchmal überkam ihn ein Gefühl körperlicher Übelkeit, wenn er das Haus in Bloomsbury nach solch einem Treffen verließ –, war die Tatsache, daß er ganz und gar ›Wolfs‹ Mann war, *sein* Vollstreckungsorgan. Er haßte es, so völlig durchschaubar zu sein; es war wie eine obszöne, nie endende Intimität zwischen ihnen – eine Art perverser Ehe.

Der Engländer legte seine gespreizten Finger aneinander und lächelte wohlwollend.

»Ich möchte den Kopf von ›Oberst Rok‹, Etienne; nicht mehr und nicht weniger.«

Mit einemmal breitete sich ein drückendes Schweigen im

Raum aus. De Vaugrigard schämte sich des trockenen Hungers in seinen Augen, den er sich in einem zufriedenen Zucken der Lippen des Mannes auf der anderen Seite des Tisches reflektieren sah.

Henry Tanguy – ›Oberst Rolk‹ – war seit Juni der Leiter der Pariser FFI; außerdem war er der einflußreichste Kommunist in der Hauptstadt. Dieser Mann, wußte de Vaugrigard, strebte in einem Frankreich nach dem Krieg nach der Macht; er wollte auf keinen Fall eine gaullistische Regierung in Paris. Ja, de Vaugrigard wollte ihn.

»Und Gallois, seinen Stabschef – und die anderen«, flüsterte der Engländer wie ein Versucher. Etienne lächelte zynisch und nahm eine Pose der Selbstsicherheit ein, auch wenn ihm nicht danach zumute war.

»Was muß ich dafür tun?« fragte er mit angespannter Stimme. »Meine Seele verkaufen?« Inzwischen kam ihm die gezwungene Lässigkeit etwas besser über die Lippen.

»Keineswegs.« ›Wolf‹ lächelte. »Keineswegs, mein guter Junge. Sie brauchen nur einen Mann zu verraten – wie gewöhnlich. Sorgen Sie dafür, daß er innerhalb der nächsten Tage in Paris in die Hände der Gestapo fällt.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Kenn Sie Alain Renaud?«

»Ja. Er hat einige Zeit für unsere Gruppe in Rouen gearbeitet.«

»Er hält sich im Augenblick in London auf und wird morgen abend nach Frankreich zurückkehren. Er muß so bald wie möglich in die Hände der Gestapo fallen.«

»Warum?«

Bevor ›Wolf‹ antworten konnte, begann der Amerikaner zu sprechen. Er stand immer noch hinter Etienne, gegen den leeren Kamin gelehnt. Seine Stimme war rauh vor Verachtung und Selbstsicherheit. Wie de Vaugrigard schien er aufgebracht über die Heimlichtuerei des Engländers, wenn auch aus einem

anderen Grund. Seine Verachtung entsprang einem vagen Gefühl, daß de Vaugrigard, wie nützlich er auch sein mochte, doch auch etwas von einem Verräter anhaftete. »Wolverine« haßte zwar Kommunisten, aber er verabscheute auch Europäer und mißtraute ihnen.

»Weil es noch vor Ende dieses Monats in Paris zu einer Erhebung kommen wird, die, falls ihr Erfolg beschieden sein sollte, einen Kommunisten im Élysée-Palast an die Macht brächte, sobald der Krieg vorbei ist.«

»Noch diesen Monat?«

»Genau das habe ich gesagt, mein Freund.«

»Woher ... wissen Sie das?« De Vaugrigard schnürte sich die Kehle zu.

»Wir wissen davon. Woher, steht hier nicht zur Debatte. Wir wissen es jedenfalls.«

»Sie verstehen also«, fuhr »Wolf« fort, »weshalb Renaud in die Hände der Gestapo fallen muß. Er wird unter der Folter zusammenbrechen. Selbst Sie wissen genug über ihn, um sich dessen einigermaßen sicher sein zu können.« Etienne nickte langsam. Obwohl sein Mund völlig trocken war, mußte er schlucken. Er befand sich in einem Zustand leichter, narkotisierter Trance. »Ja – Renaud wird der Gestapo verraten, wo sie »Duroc« finden können, und natürlich die Namen der einzelnen Untergruppenleiter, die Waffenlager, und was es sonst noch eben gibt.«

Etienne war mit einemmal kalt, als wäre in ihm plötzlich ein Beutel mit Eiswasser geplatzt, dessen Inhalt nun seinen Körper durchflutete. Er spürte, wie seine Hände gegen seine Schenkel zitterten.

Er hatte Angst vor diesem Augenblick – *dem* Augenblick seines Lebens. Das war es, worauf er gewartet hatte, seit ihn 1941 die »Wolfgruppe« als prominenten Antikommunisten rekrutiert hatte. Er hatte getan, was man von ihm verlangt hatte. Zugleich hatte er sein Gewissen mit dem Versprechen

dieses einen Schlags beruhigt – mit dem Versprechen dieser Tat, die auf den Kriegsverlauf Einfluß nehmen würde, die für das Weltgeschehen nach dem Krieg von nachhaltiger Bedeutung sein würde.

Innerhalb von drei Jahren war er für den Tod von dreiundvierzig Männern verantwortlich gewesen. Er hatte keine Ahnung, wie viele weitere Männer wie er noch für die ›Wolfgruppe‹ arbeiteten. Er hatte nur eine vage Vorstellung hinsichtlich ihrer Ziele und Absichten. Es war ihm egal. Vor dem Krieg ein selbsterannter Bewohner des Elfenbeinturms, lebte er nun ein ausgesprochen unreifes Leben. Wagemut und Draufgängertum bedeuteten ihm alles.

In einem Moment flackernder, komprimierter Zeit zogen Gesichter, Namen an ihm vorbei – Männer, die seinetwegen tot waren; jeder einzelne von ihnen ein gefährlicher Fanatiker, der nur auf den Ruin seines Landes und seines Helden de Gaulle hinarbeitete. Er wußte, wie sehr der General die Art von Erhebung fürchtete, von der der Amerikaner eben gesprochen hatte. Alle jene anderen Tode hatten demnach das Vorspiel zu diesem letzten, entscheidenden Akt gebildet. Nun stand seine große Umwälzung bevor.

Er verspürte so etwas wie Wärme in seinem Unterleib, ähnlich einem Gefühl sexueller Erregung. Er betrachtete ›Wolf‹ fast wie einen Verbündeten. Und der ›Wolf‹ bemerkte, wie die Elektrizität des Heldenstums, der Selbstaufgabe die Haltung des jungen Mannes in seinem Stuhl veränderte. Seine Schultern wirkten mit einem Male aufrechter, sein Kopf war zurückgeworfen, er wandte ihm das Halbprofil zu. Im Hinterkopf des Engländer breitete sich kalte Freude aus – das Privileg dessen, der die Fäden in der Hand hat. De Vaugrigard befand sich nun genau in der Verfassung, in der er ihn haben wollte.

In leisem, einschmeichelndem Ton fuhr er fort: »Da ist noch etwas, bevor wir uns dem Kleinkram in Verbindung mit dieser Operation zuwenden – wir haben sie im übrigen ›Rascher

Rotfuchs« genannt. Renaud wird bei seiner Rückkehr nach Paris von einem englischen Agenten begleitet werden. Falls die Gestapo Verdacht schöpfen sollte, daß hinter dem Ganzen der alliierte Geheimdienst steckt, wird auch dieser Mann ans Messer geliefert werden müssen. Tun Sie aus diesem Grund nicht, was wir wünschen ...« De Vaugrigard nickte, nicht wirklich überrascht. »Das wäre selbstverständlich bedauerlich, aber wir müssen auf jeden Fall mit dieser Möglichkeit rechnen.« Er senkte seine Stimme und sprach ohne die geringste Veränderung seines Tonfalls weiter. »Dieser Mann ist ihr Gruppenleiter – Richard Gardiner ist der Mann, den Sie an die Gestapo verraten sollen.«

Gardiner und Renaud wurden im Café Tabac in der Rue de la Montagne verhaftet, während sie darauf warteten, daß sich die Pariser FFI mit ihnen in Verbindung setzte. Gardiner trank Bier und beobachtete die Pariser, die in dem dunklen Café aus und ein gingen – und die Kette des Verrats erreichte ihr letztes Glied.

Es gab keine Möglichkeit des Entkommens. Er hatte das sofort bemerkt, sobald die Männer in den schwarzen Regenmänteln den Lichteinfall durch die Eingangstür verdunkelten. Hinter ihm ertönte das Geräusch von splitterndem Holz, als drei weitere Männer den Hintereingang eintraten und über das Café ausschwärmteten. Renaud hatte Angst; Gardiner war dies im ersten Moment der Überraschung aufgefallen. Da war kein Moment des Schocks; er verfiel von Passivität direkt in Angst. Gardiner kümmerte sich nicht um ihn, wog seine eigenen Chancen ab – und befand sie für hoffnungslos.

Da war ein Moment, als sie in das stechende Sonnenlicht der Rue de la Montagne hinausgeschoben wurden. Gardiner kannte die Gegend gut genug, um über die Möglichkeiten ihrer behäbigen, eintönigen Mietskasernen als Unterschlupf Bescheid zu wissen. Er blinzelte gegen den plötzlichen Lichtan-

sturm der mittäglichen Straße an, und dann handelte er. Er tat so, als glitt er aus, stieß gegen den Bewacher zu seiner Linken, bekam durch die Plötzlichkeit seiner scheinbar harmlosen Bewegung seine rechte Hand frei. Und dann stach er mit steifen Fingern nach den Augen. Der aus dem Gleichgewicht geratene Mann schrie auf, das hohe, schrille Quielen eines in die Falle gegangenen Kaninchens. Und dann stürzte er gegen die Tür des Cafés zurück. Mit einem raschen zweiten Schlag traf Gardiner in die Genitalien des anderen Bewachers. Er spürte, wie seine Faust in das weiche Gewebe drang. Er zögerte nicht, ein zweites Mal zuzuschlagen.

Er begann zu laufen, die Straße hinunter. Hinter sich hörte er eine Stimme rufen. Als nächstes spritzten von zwei Schüssen Staub und Steinteilchen von der Wand neben seinem Kopf. Er rutschte auf einer nassen Stelle aus, und seine Wange rieb schmerhaft gegen den rauen Stein; seine Hände klammerten sich Halt suchend an die Wand. Dann stieß er sich von der Wand ab und begann wieder zu laufen. Überraschte Gesichter wandten sich ihm zu. Körper gaben ihm den Weg frei. Er trug die Kleidung eines Franzosen und floh vor der Gestapo. Das Blut hämmerte in seinen Ohren, und seine Brust dehnte sich bis an die Grenzen des Leistungsvermögens der Rippen.

Natürlich waren an beiden Enden der Rue de la Montagne andere postiert. Selbst als er in das weiche Material des großen Mannes in dem Ledermantel krachte, als er das Knie nach seinem Unterleib zielen spürte, obwohl der Mann aus dem Gleichgewicht gebracht war, wußte er, daß es sich um keine zufällige Verhaftung handelte. Dafür war selbst für Gestapo-maßstäbe der Aufwand viel zu groß.

Das Ganze galt also Renaud. Sie hatten es auf Renaud abgesehen, einen Mann, der ihnen einige Geheimnisse würde verraten können. Der Griff eines Revolvers traf ihn. Er stürzte auf das Straßenpflaster.

Der Mann, dessen Augen er ruiniert hatte, war ins Kranken-

haus abtransportiert worden. Der andere, den er in den Unterleib geboxt hatte, hatte sich wieder so weit erholt, daß er auf die Stelle zugehen konnte, wo Gardiner auf dem Boden lag. Er trat ihn dreimal in die Seite, jeder Tritt von einem Stöhnen der Lust und der Anstrengung begleitet.

Gardiner war kaum bei Bewußtsein, als sie ihn in den wartenden Wagen packten. Während der Fahrt zur Avenue Foch verlor er das Bewußtsein, um nur hin und wieder kurz zu sich zu kommen. Jedesmal, wenn er die Augen aufschlug, schien er, wenn auch verschwommen, das verängstigte Gesicht von Alain Renaud zu sehen, von keinerlei Spuren der Gewalt verunziert. Und er begriff, daß dieser Mann reden würde, daß dieser Mann den Peinigern in dem Keller alles erzählen würde, was sie wissen wollten.

Bevor der Wagen anhielt und er herausgezerrt wurde, war er in dauerhaftere Bewußtlosigkeit verfallen, als suchte er bei diesem Zustand Zuflucht, bevor sich die Gestapo an die Arbeit machte.

Während der Tage im Gefängnis von Fresnes, während sein Körper versuchte, die Schmerzen und seine nagellosen Finger unter dem schmutzigen Verband zu vergessen, wurde ihm bewußt, daß die endlosen vier Tage in den Kellern der Avenue Foch durchaus schlimmer hätten sein können. Wesentlich schlimmer sogar.

Es war, vermutlich am zweiten Tag, offensichtlich geworden, daß Renaud ihnen genug erzählt hatte, um sie zu der Überzeugung gelangen zu lassen, daß Gardiners Mission zwar von einiger Wichtigkeit war, aber keine direkte Bedrohung für die deutschen Besatzungstruppen in der französischen Hauptstadt darstellte. Er glaubte, daß ihnen Renaud etwas erzählt hatte, was der Wahrheit ziemlich nahe kam. Daher war Gardiner als wenig informierter Neuankömmeling in ihren Augen nur von sekundärer Bedeutung; sie konzentrierten sich

voll auf Renaud.

Wie ›Wolf‹ vorhergesehen hatte, merkte die Gestapo, wen sie da in ihren Klauen hatte, und sie wollte dem schmerzgepeinigten Gedächtnis, das langsam dahinsiechte, alles entlocken, was es enthielt. Sie vermuteten eine Erhebung der FFI, und die Gelegenheit, die sich ihnen durch den Verrat Renauds bot, machte sie gierig und ließ sie Gardiner vernachlässigen. Seine Identität als ›Achilles‹, als Leiter der Gruppe in Rouen, war ihnen entweder unbekannt oder von mehr langfristiger Bedeutung. Trotzdem folterten sie Gardiner mit dem wirkungsvollen Sadismus, der sich eindeutig von den eher beiläufigen Brutalitäten der SS unterschied, um dem Schwamm das letzte Quentchen an Feuchtigkeit zu entwringen.

Es dürfte am dritten Tag gewesen sein, irgendwann am siebenten oder achten August, daß Renaud unter der Folter starb. Gardiner erfuhr dies nie direkt; aber das verzweifelte Aufbäumen seines eigenen Körpers gegen die ihm verstärkt zugefügten Schmerzen gab ihm zu verstehen, daß Renaud tot war und ihnen nicht alles erzählt hatte, was sie wissen wollten.

Es dauerte vielleicht noch weitere sechsunddreißig Stunden, bis seine Peiniger mit widerstrebender Wut einsahen, daß er ihnen die Antworten nicht geben konnte und daß Renaud sein einziger Kontakt mit der Pariser Résistance gewesen war. Er sehnte zu diesem Zeitpunkt den Tod herbei, wünschte, die Gestapo würde dem Verhör mit einer Kugel in den Kopf ein Ende setzen. Statt dessen wurde er nach Fresnes gebracht. In den kurzen Phasen der Bewußtheit, während er wie ein Stück Kork auf den brandenden Schmerzen tanzte, spürte er die rachsüchtige Raserei der Männer, die nichts von Renaud erfahren hatten, bevor er gestorben war. Gardiner nahm an, daß die Leiche, mit all den anderen seit 1940, in den Kellern der Avenue Foch begraben worden war.

Die mutterschoßartige, stille Dunkelheit der Zelle in Fresnes war ihm durchaus willkommen nach dem grellen Licht und den

bewußten Momenten mit Augenpaaren dicht vor seinen, dem Geruch von Essen in schalen Mündern, die in sein Gesicht wisperten – und dieser Geruch schien ihm ätzender als der Gestank seines eigenen Erbrochenen und seines Urins. Er zog sich zurück von dem, was ihm angetan worden war. Langsam heilte er in der Dunkelheit. Er berührte die verletzten Stellen seines Körpers, hielt sich jedoch von den verletzten Stellen in seinem Kopf, von den Erinnerungen an die Qualen fern. Da war keine Amnesie, in deren Arme er sich dankbar hätte werfen können, aber er war zumindest fähig, durch reine Willensanstrengung die Erinnerung in Zaum zu halten und Körper und Geist voneinander getrennt zu halten, so daß ihn nicht jede schmerzhafte Bewegung auf dem schmalen, schmutzigen Bett an die vergangenen schrecklichen Tage erinnerte.

Es war der Morgen des elften August. Draußen war der Tag noch nicht angebrochen, und er wunderte sich einen Augenblick lang, was ihn geweckt hatte. Er sehnte sich nach Schlaf, drehte sich auf seinem Feldbett herum und begrub seinen Kopf in das Kissen, das nach Haaröl, Schweiß, Angst und Hoffnungslosigkeit roch. Und dann hörte er, tief unter sich, irgendwo in den Tiefen des Gefängnisbaus, das Schlagen von Zellentüren und ein undefinierbares metallisches Kreischen, wie von einem fremdartigen Vogel. Er schauderte. Es hätte einer seiner eigenen Schreie sein können, als sie ihm die Fingernägel herausgezogen hatten. Die bandagierten Hände fingen in einem Übergriff der Erinnerung zu pulsieren an, und er biß die Zähne aufeinander.

Langsam kristallisierte sich eine Struktur heraus. Eine Tür ging auf, und dann ertönte das metallische Kreischen. Dann Stille, gefolgt von dem Geräusch einer weiteren Tür und dem Kreischen. Allmählich wurde ihm sogar das langsame Zunehmen der Lautstärke bewußt, während die Geräusche näherkamen. Er gab sich alle Mühe, nicht auf sie zu achten, und

wandte sich statt dessen den Spekulationen und Kombinationen seines Verstandes zu.

Er war verraten worden, und zwar von jemandem, der von Renauds Ankunft in Paris gewußt hatte – der auch vom Zeitpunkt und Ort ihrer Kontaktaufnahme mit der Resistance gewußt hatte; der gewußt hatte, wer er war und welche Bedeutung sein Begleiter hatte. Es war nur die verzweifelte Kanalisation seiner Schmerzen in die schmale Perspektive der Rache, wie fern und hoffnungslos diese Möglichkeit auch scheinen mochte, welche den Schrecken und die Brutalität dessen, was ihm widerfahren war, etwas zu lindern vermochte.

Als die Tür seiner Zelle aufflog und das metallische Kreischen aufhörte, war er überrascht. Er war wieder in Schlaf verfallen, den Gedanken an Rache wie ein kleiner Junge seinen Teddybären an sich gekuschelt, um die Dunkelheit nicht ganz so drohend erscheinen zu lassen. Er drehte seinen Kopf erstaunt herum, und sein Blick fiel auf den SS-Mann in der Tür, dessen Gesicht zu einem Grinsen verzerrt war. Er wurde sich bewußt, wie er sich auf seinem Bett zusammenkrümmte, seine Hände über die Genitalien legte, Furcht in seinen Gesichtszügen, die Lippen automatisch zu einem wortlosen Flehen sich bewegend. Hinter dem Wärter stand eine zweite Gestalt, fett und nicht in Uniform, die sich über einen Teewagen beugte. Ganz deutlich hörte er das Geräusch der heißen Flüssigkeit, die in eine Tasse floß.

Der Wärter trat neben ihn, stieß ihm seinen Revolver in die Rippen und herrschte ihn an: »Aufstehen!« Sein Englisch klang gekonnt und selbstsicher. »Kaffee. Für Ihre Reise, Engländer.« Auf seinem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. Er schien gierig auf den Schock des Begreifens in Gardiner zu warten.

»W-was ist los?«

»Kaffee. Haben Sie nicht verstanden? Mögen Sie keinen Kaffee?« Er wandte sich um, als wollte er die Zelle verlassen, aber Gardiner packte den grauen Ärmel seiner Uniformjacke.

Der SS-Mann wischte die zerschundene Hand weg, so daß sie wieder auf den Rand des Betts zurückplumpste.

»Wohin bringen Sie mich?«

»Wollen Sie das wirklich wissen? Ich an Ihrer Stelle würde lieber nicht fragen.« Der Deutsche trat beiseite, so daß der dicke Mann Gardiner seine Tasse mit schwarzem, bitterem Kaffee reichen konnte. »Trinken Sie!« befahl der SS-Mann.

Gardiner mußte husten, als die heiße Flüssigkeit seine Kehle verbrannte, um dann zu fragen:

»Müssen denn alle weg?« Er mußte nun eine Erklärung für die Geräusche finden, die er zu ignorieren versucht hatte. Das schien mit einemmal sehr wichtig. Er fuhr sich mit einer verbundenen Hand übers Haar, als wollte er sich vor der Reise noch kurz schön machen.

»Mehr als zweitausend.«

»Zwei – tausend?«

Natürlich hatte er in Rouen von den Gerüchten gehört; sie waren wie die Nachricht von einer Niederlage oder ein Aufruf zum Handeln von Gruppe zu Gruppe weitergereicht worden. Die Züge – die nach Auschwitz, nach Buchenwald, nach Bergen-Belsen und zu den anderen Orten losgefahren waren. Er schauderte bei diesen Gedanken, so daß er etwas heißen Kaffee in seinen Schoß verschüttete, der ihn durch seine dünne Hose hindurch verbrühte. Betreten sah er an sich hinab, als hätte er in die Hose gemacht.

»Dann wissen Sie also Bescheid, wohin die Reise geht?« fragte der Wärter.

Gardiner nickte. Von den zwei Gefängnissen in Fresnes und Romainville waren schon Tausende von Männern und Frauen zum Verladebahnhof in Pantin geschafft worden, wo die Viehtransporter für die letzte Reise nach Deutschland warteten.

»Mein Gott ... mein Gott ... mein Gott ...«, hörte er sich selbst immer wieder sagen.

»Aufstehen!« befahl der SS-Mann.

Er saß auf dem Bett. Erst als ihn der Wärter wiederholte Male ins Gesicht schlug, wurde ihm bewußt, daß er dem Rufen seiner eigenen Stimme lauschte. Sie erschien ihm rostig und ungewohnt und verängstigt, während sie lauter wurde und sich in ein schwaches Schreien wandelte. Er wurde hochgezerrt. Der dünne Stoff seines Hemds riß unter dem Griff des Wärters. Er konnte noch das Frühstück im Atem des Mannes riechen – und das Haaröl, das er verwendete. Dann lehnte er sich gegen die Tür der Zelle. Draußen wandelte eine lange Schlange von Männern den Korridor hinunter. Wie aus weiter Ferne hörte er die Kaffeetasse auf den Boden der Zelle scheppern. Mit offenem Mund sah er sich betreten um, um festzustellen, wohin sie gefallen war. Der Wärter stieß ihn nach draußen, wo er sich taumelnd in die Schlange einordnete. Er hörte jemanden auf französisch fluchen und blickte instinktiv an sich hinab. Er hatte uriniert – vor Angst. Auf seiner Hose breitete sich ein Fleck aus. Er konnte sich riechen.

Als er auf den Gefängnishof hinaustrat, waren die weiblichen Gefangenen, die an diesem Tag nach Deutschland gebracht werden sollten, bereits in Bussen nach Pantin geschafft worden. Es war kurz nach Sonnenaufgang. Der Himmel war von grauen Wolken überzogen, und die Luft war kühl. Zumindest empfand Gardiner es so, als er in seinem zerrissenen Hemd und seiner nassen Hose auf dem Gefängnishof stand und darauf wartete, in einen der grünen und gelben Busse getrieben zu werden.

Der Hof war voll von SS-Leuten und Hunderten von Gefangenen. Dennoch herrschte fast völlige Stille. Es war kaum ein Gefühl von Angst spürbar, eher ein Gefühl der Befreiung aus den grauen Wänden um sie herum. Keiner dachte an die Zukunft; kein Gefühlsüberschwang war vorhanden. Nur die Gegenwart existierte, und sie befanden sich im Freien, und die Sonne ging auf und versuchte, sich durch die Wolken einen Weg zu bahnen. Es war, als hätten sie alle im gleichen Augen-

blick ihr Bewußtsein überlistet. Selbst Gardiner konnte vergessen, weshalb sie hier zusammengetrieben wurden. Er reckte sein Gesicht der Luft entgegen, eine Pflanze, die der Sonne entgegenstrebe.

Jemand sprach ihn auf französisch an, aber er antwortete nichts. Es war, als hätte er die Sprache völlig vergessen. Da war nur der graue Himmel über ihm, das ferne, scharfe Bellen von Namen, die Befehle, harmlos wie die Rufe von Füchsen, und die schlurfenden Geräusche von zahllosen Füßen, die sich auf die Busse zubewegten.

Ein SS-Mann stieß ihn grob auf eines der Gefährte zu. Er stolperte, ließ sich dann von der Menschenflut mitzerren. Sein Gesicht war bar jeden Ausdrucks, Schmerz, Leid, Hunger, Durst, Vorwürfe – jede Emotion war daraus entschwunden.

Einmal im Innern des Busses, starre er weiter aus dem Fenster und auf den grauen Himmel, bis durch seine Nase sein Bewußtsein langsam wieder zurückkehrte. Langsam fing er an, die Körper um ihn herum zu riechen, die Gefängnisgerüche und die neuen Ausdünstungen der Angst, als das Getriebe knirschte und das Gefährt sich in Bewegung setzte. Die ganze Fahrt nach Pantin über hielt er seinen Blick auf die sich lichtende Wolkendecke gerichtet. Aber Schritt für Schritt ließen seine anderen Sinne die Realität wieder in ihn eindringen, bis das leere Starren nichts mehr weiter war als ein Versuch, der Wirklichkeit zu entrinnen.

Er spürte den rauen Stoff einer Männerjacke gegen seinen Arm wetzen, hörte die gemurmelte Angst anderer Männer hinter ihm, roch die ungewaschenen Körper und die Wellen des Schreckens – roch seinen eigenen Urin, der in seiner Hose trocknete. Seine Verletzungen bereiteten ihm Schmerzen – vor allem an den Händen und auf dem Rücken.

Er stolperte aus dem Bus; der Schotter des Güterbahnhofs knirschte unter seinen Füßen. Ein Posten stieß ihn in eine Reihe, und dieser Stoß ließ ihn vorwärtswanken. Andere

Männer trotteten mit derselben blinden Lethargie auf die wartenden Viehwaggons zu. Das Stück, das sie vom Bus zurücklegen mußten, betrug vielleicht zweihundert Meter, und doch schien ihm dieser kurze Marsch seine letzten Kräfte zu rauben. In seiner Erschöpfung stieß er gegen den Mann vor ihm.

Dieser zeigte keinerlei Anzeichen von Ärger oder Mitleid. Es war eine Kollision von Luft gegen Haut – ein fleischiger Wind, der nichts mit ihm zu tun hatte.

Bevor sie in den Waggon stiegen, wurden sie noch der Erniedrigung einer Leibesvisitation unterworfen. In seinem benebelten Zustand – aus dem zu einem blassen Blau sauber gewaschenen Himmel stach nun die Sonne herab und ließ ihm den Schweiß in die Augen tropfen – brachte Gardiner immer noch ironische Bewunderung für die Gründlichkeit der SS auf. Obwohl die Gefangenen direkt aus Fresnes und Romainville kamen und nichts von Wert besaßen, wurden sie doch mit der größtmöglichen Sorgfalt und Demütigung durchsucht.

Gardiner wurde aufgefordert, sich zu entkleiden. Er hörte einen leise gemurmelten Kommentar über die Wunden auf seinem Rücken – die Schnitte, Verbrennungen und Abschürfungen. Schließlich stand er nackt vor einem SS-Oberleutnant mit einem schmalen, dunklen Gesicht und kräftigen Augenbrauen. Mit einer Grimasse betrachtete er den kleinen Haufen schmutziger Kleider. Als seine behandschuhte Hand kurz die fleckige, stinkende Hose aufhob, sah der SS-Mann mit einem Lächeln auf, um die Erniedrigung in Gardiners Gesicht zu bemerken.

»Ziehen Sie sich Ihre Hose wieder an – kleiner Junge«, sagte der Deutsche. Dann deutete er auf das Hemd, und ein Unteroffizier warf es auf einen Kleiderhaufen, der sich neben dem wartenden Zug auftürmte. Ungläubig starrte Gardiner seinem schmutzigen, zerrissenen Hemd nach, wie es zu den anderen Kleidern geworfen wurde. Er hatte gehört, daß die SS alles

einzig. Für sie hatte alles Wert – Lumpen, Haare, Knochen ...

Er wollte lachen. Es war verrückt. Die Lumpensammler der Welt, die gefürchtete SS ... Nichts weiter als Männer mit klapprigen Karren, die um alte Lumpen bettelten. Der Oberleutnant schlug ihm ins Gesicht, als das Lachen nur noch ein dämliches Grinsen war, und er wurde halbnackt in das dunkle Innere des Viehwaggons gestoßen. Es war, als würde er in einen Ofen geschoben. Ihm fiel sofort ein extrem heißer Sommer vor dem Krieg ein; er hatte sich vor seinem Bruder in dem Hühnerstall aus Wellblech versteckt, aber die Hitze hatte ihn schließlich ins Freie getrieben. Fast dankbar hatte er sich dann dafür in den Fluß tauchen lassen, daß er Stephens Füllhalter entwendet und mit Heidelbeersaft gefüllt hatte.

Er sah auf, als andere Körper, glitschig von Schweiß, sich gegen den seinen preßten und ihn in das hintere Ende des Waggons drängten. Das Dach bildeten rostige Eisenplatten. Der erste Atemzug im Innern des Waggons versengte ihm die Kehle. Plötzlich wurde ihm das Abstoßende verschwitzter Leiber bewußt. Über kurzgeschorene Köpfe hinweg konnte er den oberen Rand der Schiebetür erkennen, durch die immer neue Köpfe gewackelt kamen. Die Welt draußen war ein Schwall blendenden Lichts.

Langsam wurde er gegen die Rückwand des Waggons gepreßt, so daß das rauhe, faserige Holz an seinem wunden Rücken scheuerte. Er zuckte unter den Schmerzen zusammen, zuckte auch vor dem erstickenden Drängen der anderen Körper zurück. Innerhalb einer Minute war es ihm praktisch nicht mehr möglich zu atmen. Sein Kopf reckte sich dem rostigen, glühenden Dach entgegen, und er sog gierig die abgestandene Luft ein. Als die SS-Männer zu der Einsicht gelangten, daß der Waggon keine weiteren Gefangenen mehr faßte, wurde die Schiebetür über das Viereck aus Licht gezogen, worauf sie sich in kühlerer Dunkelheit wiederfanden – eine Kühle, die jedoch sofort heiß und stickig wurde, sobald die anfängliche Illusion

aus ihren Köpfen gewichen war.

Da waren kaum Geräusche, kaum Bewegungen. Dieser Umstand berührte ihn am nachhaltigsten, während nun tote, endlose Zeit verstrich. Es war, als hätten er und die anderen ihre Rollen als Tiere angenommen, die ihnen der Waggon suggerierte. Gardiner begriff den endgültigen und absoluten Zustand der Hoffnungslosigkeit – wie ein Tier dazustehen und, mit leerem Verstand, nichts zu tun, als zu atmen.

Stille. Das gelegentliche Glitschen schweißbedeckter Körper, das Scharren von Füßen, das Prasseln eines Harnstrahls in dem Blecheimer in der Ecke. Wenn sie sich bewegten, um einen anderen an den Eimer treten zu lassen, wurde sein Rücken gegen das Holz gepreßt. Die stechenden Schmerzen, und dann wieder die Stille.

Sie warteten vermutlich den ganzen Tag. Ein paar von ihnen stellten fest – und diese Beobachtung schien fast unmenschlicher Anstrengung zu bedürfen –, daß es draußen dunkel geworden war. Auch die Temperatur in dem fensterlosen Waggon sank. Sie merkten es jedoch kaum, so schwindlig und leicht fühlten sie sich bis dahin, und selbst die Erinnerung an Wasser oder Kühle schien aus ihren Gehirnen gebrannt. Viele von ihnen suchten Erfrischung, indem sie den Schweiß von ihrem Körper und dem der Umstehenden leckten.

Erst weigerten sie sich zu glauben, eine Lokomotive hören zu können, die langsam näher kam. Dann wurde Gardiners Rücken seitlich über die Waggonwand gescheuert, und durch die erneut anschwellenden Schmerzen hörte er das Mahlen der Puffer, das metallische Klacken und Klinnen der Kupplungsteile. Darauf trat eine Pause ein, als hielte jeder der hundert Männer in dem erstickenden Dunkel den Atem an. Dann ruckte der Waggon leicht an, und der Zug begann, aus dem Güterbahnhof von Pantin zu fahren. Was die Insassen nicht wissen konnten, es war an diesem elften August bereits fast Mitter-

nacht, und der Zug setzte sich mit seiner Fracht von zweieinhalbtausend gefangenen Mitgliedern der Resistance in Richtung Metz und deutscher Grenze in Bewegung.

Als sie anfuhren, sah sich Gardiner einerseits von Schmerzen geschüttelt, empfand andererseits ein Gefühl der Erleichterung, aus einem fiebrigen Traum zu erwachen, in dem sich die Gestalten in dem Waggon in die auf dem Meer treibenden Seeleute eines großen Gemäldes verwandelt hatten, alle in einer Haltung der absoluten Hoffnungslosigkeit gefroren. Sie waren die Überlebenden des Wracks der *Medusa*. Er hatte bereits zu glauben begonnen, sie würden in Kannibalismus verfallen; so realistisch war die Bildwelt des Traumes.

Und dann hörte er es, wie auch die anderen Männer es hörten – traurig, lächerlich und trotzig. Die Verzweiflung verlieh ihren ausgedörrten Kehlen neue Kraft. Der Temperaturanstieg hatte nachgelassen. Inzwischen schien die Bewegung einen kühlen Effekt auszuüben. Durch Spalten in dem modrigen Holz der Waggonwände drang hin und wieder – ein schwacher Hauch – die kühle Nachtluft ins Innere.

Es war die *Marseillaise*. Ein paar Stimmen stimmten sie an, und binnen kurzem fielen alle ein. Männer lächelten und weinten, lehnten sich in einem Gefühl der Kameradschaft aneinander, das sie bis dahin gescheut hatten. Nun machte die Müdigkeit und Verschwitztheit der Körper mit einemmal nichts mehr aus. Der Lärm im Innern des Waggons war unglaublich. Gardiner weinte, während er sang.

Es dämmerte, als der Zug stehenblieb; sie befanden sich nur sechzig Kilometer von Paris in einem rauchigen Tunnel in der Nähe von Nanteuil-Saacy an der Hauptstrecke nach Nancy. Ohne daß die Gefangenen davon wußten, waren die Gleise über eine Länge von fünfundsechzig Metern von einer FFI-Einheit gesprengt worden. Vor der Abfahrt des Zugs war aus Paris per Fahrrad eine entsprechende Nachricht übermittelt

worden, die auch noch rechtzeitig ankam.

Aufgrund der Gefahr eines Angriffs ließ die SS den Zug in den Tunnel zurückfahren. Das anfängliche Aufbranden ekstatischer Freude, das auf die instinktsicher weitergeflüster-ten Vermutungen folgte, die Gleise wären gesprengt worden, ließ rasch nach, und die blinden, hustenden Männer in Gardiners Waggon merkten, daß es zu dem erwarteten Angriff auf den Zug nicht kommen würde. Sie wurden sich bewußt, daß das FFI-Kommando auf Verstärkung wartete.

Zwei Stunden lang ließ die SS dicken, schwarzen Rauch in den Tunnel qualmen, so daß die Männer in den Waggons schon zu fürchten begannen, man wollte sie auf diese Weise ersticken. Sie erbrachen sich übereinander und auf den Boden, und die Stimmung im Waggon war einer Panik nahe. Durch ein rauchvernebeltes Bewußtsein, durch Wogen von Übelkeit hindurch begann Gardiner nachzudenken.

Es gab eine Chance – diese eine und keine andere. Die Männer um ihn herum klammerten sich an die verblassende Hoffnung, die Resistance würde den Zug angreifen und sie befreien. Gardiner war sich im klaren, daß es lediglich dreier oder vierer Männer bedurfte, die Gleise zu sprengen, aber wenn sich nicht binnen kurzem wesentlich mehr Widerstandskämpfer zusammenfanden, um den Zug anzugreifen, würden die Gleise repariert werden oder ...

Seine einzige Chance bestand darin, daß die SS einen anderen Zug anfordern und die Gefangenen in diesen verfrachten würde. Im Tunnel, wenn die SS-Männer die Waggontüren öffneten, oder dann im Freien würde er es versuchen. Entschlossen, begann er ruhiger zu atmen und seine Übelkeit niederzukämpfen. Das Ganze würde eine Sache von Sekunden sein, und er würde rennen müssen wie nie zuvor in seinem Leben. Er bereitete sich innerlich auf sein Vorhaben vor, verschloß seine Wahrnehmung vor dem Urin und dem Erbrochenen, vor den Leibern und der Angst. Er mußte leben.

Buchenwald und all die anderen Lager waren in seiner Vorstellungswelt in den Hintergrund getreten; was blieb, war der Durst nach Rache.

Der Zug fuhr ruckend an, und durch die Ritzen in den Waggonwänden blitzte das Tageslicht. Dann hörte er die Befehle, und die Türen der anderen Waggons wurden zurückgeschoben. Gardiner spannte sich innerlich an, und plötzlich überfluteten Licht und süße Luft den Waggon. Die Lungen der Männer sogen sie gierig ein, während sie würgend und hustend dem Sonnenlicht entgegenstolperten. Sie blickten sich um, in Erwartung des Todes oder in der Hoffnung, gerettet zu werden. Keiner von ihnen schien über genügend Instinkt zu verfügen, wegzulaufen. Schade. Wären viele von ihnen aus der Schlange ausgebrochen, die sich nun bildete, hätte er bessere Deckung für seine Flucht gehabt. Aber die Kameradschaft der Marseillaise und der Nacht war dahin, und nun galt es, nur an sich selbst zu denken.

Er ordnete sich in die Reihe der anderen ein, wobei er sorgfältig die Umgebung studierte. Er kannte die Gegend südwestlich von Paris gut genug, um ungefähr zu wissen, wo sie sich befanden. Unter sich erkannte er die Marne. Die Böschung zum Flußufer hinunter war mit Bäumen bestanden. Auf der anderen Seite der Gleise erstreckten sich Felder und Wiesen mit Gänseblümchen. Er würde sich an die Bäume halten müssen.

Die Posten waren in Abständen von fünfzehn bis zwanzig Metern zu beiden Seiten der Gleise aufgestellt. Weiter vorn konnte er das hintere Ende eines anderen Zuges erkennen; die SS hatte also Ersatz beschaffen können. Er spürte die zurückkehrende Hoffnungslosigkeit der Männer vor und hinter ihm, aber dieser Eindruck war weniger stark als die kühle Morgenluft auf seiner Haut. Er vermied es, zum Himmel und zur Sonne aufzusehen. Sie erreichten die Stelle, wo die Gleise gesprengt waren, und ein Teil seiner selbst konnte nicht umhin,

das Organisationstalent zu bewundern, mit dem diese Operation durchgeführt worden war.

Aber die Verstärkung war nicht eingetroffen. Wo auch immer sich die Männer des Kommandos versteckt halten mochten – vermutlich am anderen Marne-Ufer –, sie mußten tatenlos zusehen, wie die Gefangenen in den anderen Zug gebracht wurden.

Plötzlich fielen Schüsse, und keine zehn Meter von dem Waggon entfernt stürzte ein Mann zu Boden. Gardiner befand sich gerade gegenüber einem der Posten, als seine Augen von der Schlange der Gefangenen in Richtung auf das plötzliche Geräusch wegzuckten. Alles hatte so geordnet gewirkt, wie eine Herde von Tieren ...

Gardiner sprang ihn an und versetzte ihm einen Schlag gegen die Kehle, unter den Kinnriemen seines Helms. Die SS-Abzeichen an seinem Kragen wölbten sich vor ihm, und dann sank der Mann unter ihm weg. Gardiner entriß seinem sich lockernden Griff die Maschinenpistole und sprang über den Körper hinweg, während dieser auf die Gleise niedersackte.

Schüsse pfiffen ihm um die Ohren, als er die Böschung hinunterstolperte. Da war kein Zögern mehr, kein Bewußtsein der Gefahr, das über das Rückgrat in seine Schulterblätter gefahren wäre, um seine Glieder steif zu machen, ihre Beweglichkeit zu hemmen. Das Blut hämmerte in seinen Ohren, und sein Herz schien fast zu zerspringen, aber er war jenseits jeglicher Todesgefahr.

Schwach vernahm er das Geräusch von Trillerpfeifen und gebrüllten Kommandos, gefolgt von weiteren Schüssen. Er begriff, daß er nur deshalb den Schutz der Bäume erreicht hatte, weil eine Kugel einen weißen Fleck aus einem Stamm gerissen hatte, als er dagegen getaumelt und dann tiefer in den Schatten der Bäume gehastet war. Er konnte nicht stehenbleiben, obwohl der Hustenreiz in seiner Brust immer stärker wurde und seine Beine drohten, ihm den Dienst zu versagen.

Den Kopf zurückgeworfen, die Arme in pumpender Bewegung, rannte er weiter. Fast hätte er die hinderliche Maschinengewehr fallen gelassen, deren Gurt gegen seine Seite schlug.

Kugeln pfiffen durch die Bäume, und Vögel flogen flatternd zwischen den Ästen auf. Er erblickte etwas Glitzerndes, und dann wurde das Gelände eben, und die Pappeln wichen von ihm zurück und wurden lichter. Und dann lag nur noch der Fluß vor ihm.

Er blieb einen Augenblick stehen, sog in heftigen Zügen Luft in seine Lungen und versuchte, das erschöpfte Zittern seines Körpers unter Kontrolle zu bekommen. Die SS würde nur ein paar Männer auf seine Verfolgung ansetzen – zumindest, bis die anderen Gefangenen wieder hinter Schloß und Riegel in dem anderen Zug eingepfercht waren. Ihm blieben also vielleicht ein paar Minuten.

Wie ein Tier lauschte er, konzentrierte alle seine Kräfte auf seinen Gehörsinn, stellte sämtliche anderen Sinne hintan. Schwaches Rufen, und dann bereits das Schlagen von Türen. Fünfhundert Meter von ihm entfernt. Er sah hinter sich. Kein ungewöhnliches Zucken eines Schatten unter den Bäumen, aber er konnte sich nicht sicher sein. Das Sonnenlicht hob die Dunkelheit unter den Blättern nur noch stärker hervor.

Er blickte auf den Fluß hinaus. Trotz der Enge des Bettes an dieser Stelle schien die Strömung des Flusses träge, nicht ausreichend, um ihn mit annehmbarer Geschwindigkeit nach Nordwesten davonzutragen, weg von dem Tunnel, von dem Zug und von der SS.

Doch er hatte keine Wahl. Er rutschte die steile Uferböschung hinunter, bis das kühle Wasser um seine Schenkel schwampte. Er watete in die Strömung hinaus und stellte dankbar fest, daß sie stärker war, als er vermutet hatte. Seine Füße hoben sich vom Untergrund, und er drehte sich auf den Rücken, müde mit den Beinen strampelnd. Er ließ sich treiben – langsam, wie ihm erst schien –, aber nach den Anstrengungen

der letzten Minuten ein angenehmes Gefühl. Der Himmel und die Spitzen der Zweige der Bäume am Ufer glitten langsam an ihm vorüber – eine Gestalt in einem Stechkahn, der gemächlich über den Cam trieb. Die Erinnerung nahm ganz allmählich, wie im Traum, Gestalt an. Er wollte die Augen schließen, bereits in Vorfreude auf das Spiel des Lichts zwischen den Zweigen über ihm.

Er schreckte wieder in die Realität zurück. Die Strömung trieb ihn zu weit in die Mitte des Flusses hinaus. Mit ein paar Zügen dirigierte er sich wieder auf das Ufer zu. Er war erst ein paar hundert Meter getrieben. Jeder, der ans Flußufer getreten wäre, hätte ihn sofort sehen können. Er schüttelte sich das Wasser aus den Ohren und lauschte.

Nichts. Kein Türenschlagen. Die Männer und Frauen waren in den anderen Zug verladen worden. Er strampelte im Wasser, als hätten sich irgendwelche Schlingpflanzen um seine Beine gelegt. Die Sehnsucht des Augenblicks drohte ihn zu überwältigen; Tränen zwickten an seinen Augenlidern – er würde warten, bis sie kamen ...

Er hatte erst gedacht, sich flußabwärts vorzukämpfen. Nun blickte er zum anderen Ufer hinüber. Er mußte es schaffen. Er schob sich die Maschinenpistole auf den Rücken. Aber sie rutschte ins Wasser, sobald er zu schwimmen begann. Er ließ sie versinken. Er verließ den Schatten der Bäume, und in der Sonne wurden seine Züge beherzter, entschlossener. Er mußte den Fluß überqueren, bevor sie ihn entdeckten. Er biß die Zähne zusammen; sein Kopf wankte von Seite zu Seite, während er atmerte; seine müden Arme bewegten sich schwach durch das widerspenstige Wasser.

Er verlor jedes Gefühl für Zeit und Entfernung. Seine ganze Bewußtheit hatte sich auf Arme und Beine zurückgezogen, welche die tote Masse seines Rumpfs durch das widerstrebende Wasser zu bewegen versuchten. Er bestand nur noch aus vier Gliedmaßen und einem keuchenden Brustkorb. Er wagte nicht,

zum anderen Ufer hinüberzusehen. Es hätte von ihm weggleiten können.

Ein müdes Bein sank wie ein bleiernes Gewicht im Wasser nach unten. Sein Fuß berührte den Kies auf dem Grund des Flußbetts. Er versuchte zu stehen, fiel aber prustend und keuchend vornüber in das hüfttiefe Wasser. Er versuchte, sich auf den Rücken zu drehen, aber das Wasser schlug über seinem Gesicht zusammen. Er schlug danach, aber es wischte nicht von ihm. Wie die Türen des Viehwaggons schloß es sich über ihm – endgültig und solid, wie aus Holz oder Stahl. Er konnte nicht mehr länger dagegen ankämpfen ...

Irgend etwas packte ihn am Arm und zog daran. Er spürte den Protest seiner Schultermuskeln, versuchte, sich dem Zugriff dieses Etwas zu entwinden. Sein Oberkörper und seine Schenkel scheuerten kurz über den Kies des Untergrunds, und dann hielt ihn jemand aufrecht.

»Kommen Sie, *mon ami* – wir haben nicht viel Zeit!« sagte der Franzose.

Gardiner versuchte, seine Kräfte zu sammeln, aber seine Knie knickten unter ihm ein. Er spürte noch, wie er ein paar Meter über den Boden geschleift wurde, bevor er das Bewußtsein verlor.

Er erholte sich in einem sicheren Haus in Nanteuil-sur-Marne, bis er wieder soweit bei Kräften war, daß er von Resistance-Gruppe zu Resistance-Gruppe über Meaux, Senlis, Neuilly, Beauvais und Gournay nach Rouen geschmuggelt werden konnte.

Sie waren zu fünf gewesen – das Kommando, das die Bahnlinie nach Nancy gesprengt hatte und dann hilflos hatte zusehen müssen, wie auf der anderen Seite der Marne die Gefangenen in den anderen Zug verladen wurden. Ihre Verstärkung war nicht gekommen.

Sie brachten ihn zu einem Gehöft in der Nähe von Nanteuil,

wo er in einem Heuschober vor den deutschen Patrouillen versteckt gehalten wurde. Seine Verletzungen gewannen ihm ihren Respekt und ihre Sympathien, ohne daß sie jedoch die zwischen ihnen bestehende Distanz je ganz hätten überbrücken können. Diese Distanz beruhte auf der Tatsache, daß er trotz des Umstands, daß er der Leiter der Gruppe in Rouen war, Engländer war und sich in dem Zug, den sie aufzuhalten versucht hatten, mindestens zweitausend französische Männer und Frauen befanden, von denen niemand entkommen war.

Aber auch er selbst war sehr zurückgezogen. Zwar hörte er die Nachrichten aus London und begann, sich ein Bild vom Vorgehen der Alliierten zu machen, aber es war ein Krieg, an dem er nicht mehr länger beteiligt war. Wie dickes, schallschluckendes Glas hatte sich zwischen ihm und die Geschichte, zwischen ihm und die anderen eine gewisse Distanz geschoben.

Nach einer Woche fühlte er sich wieder soweit bei Kräften, um sich nach Rouen verfrachten zu lassen. Er hatte ein Gefühl, als strichen die Tage des Davonlaufens und Sich-Verbergens, des Essens und Schlafens, der vorbeiziehenden Gesichter von Fremden und des ständigen Hauchs von Hoffnung wie in einem Traum an ihm vorbei, an dem er nicht wirklich Anteil nahm.

Es gab für ihn nur eine Realität, ein winziger, konzentrierter Strahl verwirrenden Lichts. Er war verraten worden, und er sann auf Rache. Er hatte keine Ahnung hinsichtlich des Ursprungs dieses Verrats – vielleicht irgendwo in Paris; vielleicht hatte das alles nur Renaud gegolten ... In Paris mußte es viele Personen gegeben haben, die über den Zeitpunkt und den Ort ihres Treffens Bescheid gewußt hatten.

Er wußte, daß er möglicherweise sofort zurückgerufen würde, sobald er sich mit seiner Gruppe in Verbindung gesetzt hatte. Er würde nach London zurückverfrachtet werden – oder zumindest hinter die alliierte Front. Dort konnte er dann damit beginnen, den Ursprüngen des Verrats gegen ihn nachzuspü-

ren. Und daher gestattete er sich bis zu dem Zeitpunkt, da er dazu Gelegenheit finden würde, die Geduld von etwas Unbeseltem.

Bis zum sechsundzwanzigsten August hatten die alliierten Truppen fast Rouen erreicht. Es war ein trister Tag. Über dem nachmittäglichen Himmel lastete ein Sommergewitter, und die Luft fühlte sich zum Greifen an. Nach Rouen, in die Vorstadt Sotteville, zu kommen, war nicht weiter schwierig. Er fuhr mit einem Bauern in dessen uraltem Kombi. Das ganze Gefährt roch nach Hühnerkot, staubigen Federn und Gemüse, und das Motorengeräusch wurde noch von dem lauten Gackern der Hühner übertönt. Er war wach und aufmerksam, aber nicht verkrampt. Die Nacht zuvor war die Anspannung wieder in ihn zurückgekehrt. Bald würde er in Sicherheit sein. Bis zum Morgen hatte er jedoch seine Ruhe wiedererlangt und agierte nun mit professioneller Kaltblütigkeit.

Er wurde in einer ruhigen Seitenstraße im Zentrum der Vorstadt herausgelassen. Vorsichtig machte er sich auf den Weg zu dem Haus, in dem er Unterschlupf finden sollte. Es war weniger als einen Kilometer entfernt.

Die deutschen Besatzungstruppen in Rouen machten sich zum Ausrücken bereit, daran bestand kein Zweifel. Niemand schenkte ihm Beachtung, und er wußte, daß in dieser Phase die Gestapo und die SS keine Zeit mehr für Verhaftungen und Verhöre haben würden. Er war nichts weiter als ein schäbig gekleideter Franzose, Bestandteil der Umgebung, die an ihnen vorbeizog. Er wurde nicht ein einziges Mal angehalten.

Er erreichte einen ruhigen Platz mit einer kleinen Kirche. Das Haus war zwei Straßen weiter. Als er die Straße überquerte, hörte er den Motor eines Renault anspringen. Wie beiläufig sah er sich den Wagen an. Er gehörte nicht der Gestapo, und so ignorierte er ihn. Er hatte seine Hände in die Taschen gesteckt, um seine Verbände zu verbergen. Sein Gang war schlendernd,

scheinbar ziellos, sein Kopf vornüber geneigt, als starre er im Gehen gebannt auf das Pflaster unter seinen Füßen.

Plötzlich sprang das Motorengeräusch ganz nah und laut in sein Bewußtsein. Als er aufsah, hatte der Wagen ihn fast schon erreicht, und durch die Windschutzscheibe konnte er ganz deutlich die Gesichter zweier Männer erkennen, die er kannte. Ihre Decknamen leuchteten kurz in seinem Gedächtnis auf – ›Nestor‹ und ›Patroklos‹, zwei Mitglieder seiner eigenen Gruppe. Obwohl er instinktiv seine Hand hob, um sie zu grüßen, überkam ihn auch ein unverkennbares Gefühl der Gefahr ...

Die Augen der beiden Männer wirkten entschlossen, gebannt. Er spürte förmlich Hände am Steuer des Wagens, fest um das Lenkrad gekrampft. Er versuchte auszuweichen, aber die Kühlerhaube des Renault folgte seinen Bewegungen.

Er wurde durch die Luft gewirbelt. Sein Körper brüllte unter dem heftigen Stoß auf, schrie neuerlich auf, als er auf das Straßenpflaster schlug, und dann wurde er in ein schwarzes Loch geschleudert. Für einen Augenblick verfolgten ihn die zwei starrenden Augenpaare; sie blickten vom Rand der Grube auf ihn herab. Und dann waren sie weg.

KAPITEL ZWEI

Urlaub mit der Familie – August 1963

Über den Strand bewegten sich bereits vereinzelte Gestalten, stellten riesige Sonnenschirme oder Liegestühle auf oder breiteten Handtücher aus. Einige nahmen vor dem Frühstück ein Bad. Die gekräuselte See reflektierte flimmernd das Sonnenlicht; das Blitzen des Sands schmerzte in den Augen. Es wehte nur eine ganz leichte Brise. Richard Courtney Gardiner – er saß auf der Terrasse des Hotel Boulevard de l’Océan – ließ seine Zeitung ungeöffnet vor sich liegen und gab sich ganz dem Anblick La Baules hin, das sich zwanglos in das Treiben eines weiteren heißen Augusttages hineingleiten ließ. Für einige wenige Augenblicke vergaß er die bedrückende Anwesenheit seiner Frau und die Konzentration, die ihm seine beiden Söhne abverlangten, und er genoß den Luxus unbeschwerter Bewußtheit, der rein sinnlichen Wahrnehmung von Bewegungen, Gestalten, Geräuschen. Ein Kellner blieb kurz vor ihm stehen, aber er schüttelte nur den Kopf und deutete auf die restlichen leeren Stühle. Er hatte ein Gefühl, als könnte dieser Urlaub in der Bretagne seine niedrig gesteckten Erwartungen übertreffen.

Er wußte, daß er eigentlich am liebsten ohne seine Familie Urlaub gemacht hätte, hatte diesen Wunsch dann aber doch nicht geäußert. Er hatte bei einem Kompromiß Zuflucht gesucht – in Form einer Rundreise; gute Hotels mit Swimmingpool oder in Strandnähe, um seine Frau und die Jungen zufriedenzustellen. Und für ihn die Stunden hinter dem Steuer – das Schweigen, während seine Frau vor sich hin döste oder

las und die Jungen sich im Fond des Rover widerstrebend gegenseitig Schach beibrachten. Und Sarah, die Tochter eines befreundeten Paars, welche in der Funktion eines Au-pair-Mädchen für die beiden Jungen mitreiste, gab sich mit dem Hochgefühl ihres ersten Frankreichaufenthalts zufrieden.

Seine Frau und das Mädchen gesellten sich zu ihm, und nicht ohne Widerstreben und ein gewisses Maß an Gereiztheit zwang er sich, seine Aufmerksamkeit wieder der Gegenwart zuzuwenden. Er verspürte heftigen, irrationalen Ärger über das Quietschen ihres Stuhls, über die Zigarette, die sie bereits rauchte – selbst über das Oberteil ihres tief ausgeschnittenen Strandkleids und die offensichtliche Sinnlichkeit ihrer Figur. Sarahs kleine Brüste und schmale Hüften wirkten noch sehr mädchenhaft in dem Bikini, den sie unter ihrem Bademantel trug. Sie zögerte einen Moment, um sich schließlich schweigend zu setzen, die Hände zwischen den Schenkeln ineinander verschränkt, die Augen auf die Tischdecke geheftet. Er sah keine von beiden an, als er sagte:

»Was möchtest ihr denn gern?«

»Nur einen Fruchtsaft – und Kaffee«, erwiderte Jane Gardiner. Gardiner warf dem Mädchen einen Blick zu, worauf sie zustimmend nickte.

Unter der Sonnenbrille verborgen, blieben seine Augen ausdruckslos, als er dem Kellner winkte. Er sah seine zwei Söhne, beide ernst und aufmerksam, auf den Tisch zukommen. Sie trugen das Reiseschach wie eine kostbare Fracht zwischen sich. Er fuhr jedem mit einem aufgesetzten Lächeln durch das dunkle Haar und sah dann zu dem wartenden Kellner auf.

Er war ein Mann Ende dreißig. Er stand zwischen Gardiner und dem Ausblick aufs Meer. Er hatte die Sonne im Rücken, und die Sonne bildete einen Lichtkranz um seinen Kopf. Die Polaroidgläser von Gardiners Sonnenbrille ließen ihn die Züge des Mannes auch im Gegenlicht erkennen. Er sah des Kellners Nerven, das Zucken eines Lids, und er sah die Schmutzflecke

am Kragen des Mannes. Er hatte länger keine Arbeit gehabt oder achtete nicht auf sein Aussehen. Sein schmales Gesicht war von dunkler Hautfarbe, wirkte aber dennoch fahl; die Augen waren klein, der Mund gereizt, vollippig. Die Erfahrung der Erfolglosigkeit, auch der Gemeinheit, ließ ihn sehr alt erscheinen.

In seiner unbeteiligten Stimmung ignorierte Gardiner den plötzlichen, kaum merklichen Schock unbewußten Wiedererkennens und des Kellners offensichtliche Nervosität. Er bestellte für sich und seine Familie das Frühstück und vertiefte sich in seine Zeitung. Der Kellner huschte davon. Nur ein einziges Mal sagte sich Gardiner, daß er den Mann nicht kannte, während die gelassene Einschätzung des Erscheinungsbildes des Kellners langsam verblaßte. Er wandte sich den Cricketnachrichten zu.

Als sie gegessen hatten und Jane eine weitere Zigarette rauchte, eine zweite Tasse Kaffee trank, fragte er:

»Wie sieht es aus? Wollt ihr heute morgen segeln gehen?« Der gezwungene Enthusiasmus in seinem Tonfall schien für Timothy und Giles für sich selbst zu sprechen. Aus dunklen Augen heraus betrachteten sie ihn, als überlegten sie, ob sie auf seinen Vorschlag eingehen sollten. Darauf trat langes Schweigen ein. Das Mädchen zu fragen, hatte er sich nicht die Mühe gemacht.

Schließlich meldete sich Timothy, der ältere von beiden, zu Wort: »Können wir vielleicht erst noch diese Partie zu Ende spielen, Daddy? Ich habe ihn schon fast geschlagen.«

»Stimmt doch gar nicht!« schnaubte Giles.

»Also gut. Spielt die Partie erst mal zu Ende, und dann können wir ja mal zum Jachthafen runterschauen und sehen, was sie dort für Boote zu vermieten haben. Kommst du auch mit, Sarah?« Das Mädchen sah von den Bröseln ihres Croissant auf und nickte stumm. Gardiner blickte zu seiner Frau hinüber und bemerkte ihre Befriedigung über den allgemeinen Mangel an

Begeisterung für seinen Vorschlag. »Und welche Pläne hast du für diesen herrlichen Tag, mein Schatz?« wandte er sich schließlich an Jane Gardiner.

Er studierte die schönen, markanten Züge, während die verschiedensten Emotionen, einander ablösend, über sie hinwegflackerten. Schließlich gewann das Gesicht seine Fassung wieder, verfestigte sich zu einem Ausdruck der Selbstsicherheit, die bei den grünen Augen begann. Sie fuhr sich gelassen mit der Hand durch ihr blondes Haar und sagte:

»Ich werde an den Strand gehen ... es sei denn, du möchtest gern, daß ich mit dir segeln komme ...?«

»Du würdest dich bestimmt nur langweilen.«

»Das glaube ich auch.«

»Liebling ...« Seine Augen wiesen kurz auf Sarah hin.

Sie lächelte. »Natürlich.« Sie drückte ihre Zigarette aus und stand auf. »Ich mache mich schon mal für den Strand fertig.« Sie neigte ihr Gesicht zum Tisch herab, worauf Timothy und Giles jeweils einen zaghaften Schmatz auf ihre Wange drückten. Gardiner blickte ihr nach, als sie über die Terrasse auf den Eingang des Hotels zuging, registrierte ihre Figur, bemerkte den herausfordernd hoch getragenen Kopf und erinnerte sich an die Zeiten, als er sie so sehr begehrt hatte, daß dieses Gefühl körperlich spürbar gewesen war, ihn erstickt hatte wie Rauch in der Kehle ...

Er wandte sich wieder seinen Söhnen zu, einer Hand, die über einer Schachfigur schwebte, um sich schließlich wieder in seine Lektüre zu vertiefen.

Der Kellner – sein Name war Alfred Dupuy – schenkte dem Weggehen Jane Gardiners kaum Aufmerksamkeit. Seine Augen, seine gesamte Wahrnehmung, waren voll auf ihren Mann konzentriert. Die vornüber geneigten Köpfe der beiden Jungen waren dunkle Kleckse im Schatten des Sonnenschirms, und der schlanke Körper des Mädchens, dem er zu einem anderen Zeitpunkt vielleicht mehr Aufmerksamkeit zugewandt

hätte, weckte kaum sein Interesse. Aber der Mann ...

Unmöglich.

Alfred Dupuy spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach, während er den nichts ahnenden Engländer beim Lesen seiner Zeitung beobachtete. Es war dieses Nicht-Wiedererkennen, das ihn verwirrte, an seiner hauchdünnen Selbstbeherrschung kratzte. Er konnte die Spannung des offensichtlich Nicht-Erkennens nicht ertragen – nicht, nachdem er sich selbst so sicher war, und vor allem so unmittelbar. Diese Gleichgültigkeit; konnte es sein ...

Es war, als hätte ihn Richard Gardiner nicht erkannt. Er hatte darum gebetet, seit er erfahren hatte, daß er und Perrier damals ›Achilles‹ nicht getötet hatten, als sie ihn auf jenem menschenleeren Platz in Rouen auf offener Straße überfahren hatten. Darum hatte er neunzehn Jahre lang ununterbrochen gebetet. Darum hatte er die Nacht zuvor gebetet, schweißnaß und unfähig zu schlafen, nachdem er die englische Familie im Speisesaal des Hotels gesehen hatte. Als nächstes hatte er es einfach nicht glauben wollen, obwohl es die erste Szene in diesem unablässigen Alptraum war, der neunzehn Jahre nicht von ihm gewichen war.

Er und Perrier – was sie Gardiner angetan hatten – warum war er nach dem Krieg nicht zurückgekommen, um nach ihnen zu suchen? Er hatte durch die verdreckte Windschutzscheibe des Renault sein Gesicht gesehen, hatte den Schock des Wiedererkennens in seinen Augen bemerkt, das Aufflackern des Hasses und der Wut, das seine Angst nicht ganz zu überdecken vermochte – er wußte alles.

Geborgte Zeit – immer von irgendwoher, von irgend jemandem geborgt. Gardiner würde zurückkommen. Er hatte das gewußt. Diese Situation war nie zu Ende durchgespielt worden. Es war unvermeidlich. Gardiner hörte nie auf halber Strecke auf.

Er ist meinetwegen gekommen; er hat es auf mich abgesehen

...

Er formulierte diese Worte so präzise mit seinen Lippen, als spräche er sie in aller Feierlichkeit und Deutlichkeit aus. Sie kreisten in seinen Gedanken. Eine andere Erklärungsmöglichkeit gab es für ihn nicht. An einen Zufall konnte er nicht glauben. Nachdem jede einzelne Stunde der letzten Nacht in einer endlosen Marschkolonne übernächtigter Augenblicke an ihm vorbeigezogen war, war er, wie er glaubte, zu einer richtigen Einschätzung der Situation gelangt.

Katz-und-Maus. Gardiners altes Spiel, wie er es schon früher hatte spielen sehen. Voller Verachtung für Schwäche, rücksichtslos, eigenmächtig in seinen Entscheidungen. Dupuy kannte ihn nur zu gut – er wußte, was er tun würde, sobald man ihm nur die geringste Chance bot.

Er schauderte. Von dem Tisch aus, von dem er den Frühstücksgästen Kaffee und Tee brachte, beobachtete er den Mann, der so tat, als läse er seine englische Zeitung, seine Augen unter seiner Sonnenbrille verborgen. Dupuy konnte seinen Gesichtsausdruck lesen, auch wenn er seine Augen nicht sah. Er war in dieses Hotel gekommen, weil er wußte, daß »Patroklus« hier arbeitete ...

Der Engländer reizte ihn, spielte mit ihm ...

Er mußte etwas unternehmen ...

Bei diesem Gedanken lief es ihm kalt den Rücken hinunter.

Als Gardiner von seinem Tisch aufstand, flackerte in seinen Augenwinkeln kurz die Gestalt des Kellners auf, der ihm plötzlich den Rücken zukehrte. Er blickte zu Dupuy hinüber, und wie fernes Donnergrollen schwoll in ihm vages Wiedererkennen an. Er schob es jedoch beiseite und betrat die Kühle des Hotelfoyers. Sarah und die beiden Jungen trotteten lustlos hinter ihm her.

Sobald die Frühstücksschicht um war, rief Dupuy von seinem winzigen, fast leeren Zimmer im Dachgeschoß des Hotels in

Paris an. Selbst bei offenem Fenster war es dort oben unter dem Dach heiß und stickig. Er saß auf einem Stuhl, das Telefon in seinem Schoß. Die Schnur spannte sich von dem kleinen Couchtisch zu ihm herüber. Die Ränder des Tischs waren von Brandstellen zernarbt, die von dort abgelegten Zigaretten herrührten. Es dauerte mehrere Minuten, bis er den gewünschten Anschluß bekam, und als es schließlich so weit war, machte ihn die Stimme am anderen Ende der Leitung nervös. Eine blinde Panik hatte ihn dazu verleitet, diesen Anruf zu machen – ein Impuls, den er fast auf der Stelle zu verabscheuen begann.

Seine schlecht bezahlte Stelle als Saisonkellner in La Baule hatte ihm Etienne de Vaugrigard beschafft, als er sich auf Arbeitssuche an ihn gewandt hatte. Das Druckmittel, das er dabei auf ihn ausüben wollte – ihre gemeinsame Vergangenheit und vielleicht auch ihre gemeinsame Schuld –, hatte nicht ganz die gewünschte Wirkung gehabt. De Vaugrigard schien keineswegs überrascht, wenn auch voller Verachtung und Herablassung, als Dupuy die Gründe für seinen Anruf vorbrachte.

»»Achilles« ist hier.« Seine Stimme hallte in ihrer Atemlosigkeit gedämpft in dem heißen Zimmer wider. Seine freie Hand preßte sich auf die Tischplatte, um ihr nervöses Zittern unter Kontrolle zu halten. »Er wohnt hier zusammen mit seiner Familie im Hotel.«

»Hat er Sie erkannt?« wollte die Stimme wissen.

»Ich ... ich bin mir nicht sicher.«

»Was wollen Sie eigentlich, Dupuy? Das liegt doch nun schon neunzehn Jahre zurück. Und er ist doch die ganze Zeit nicht zurückgekommen. Was kümmert es also mich, was unser ehemaliger Verbündeter in seinem Urlaub macht?«

»Sie ... Sie wissen ganz genau, was das zu bedeuten hat«, platzte Dupuy heraus.

»Was soll ich ganz genau wissen?« stichelte die Stimme.

»Die ... Order. Die Order ...«

»Jetzt machen Sie aber einen Punkt.«

Dupuy schwieg. Nach einer Weile fuhr er eingeschüchtert fort: »Sie ... Sie haben mir diesen Auftrag gegeben. Sie sagten, es wäre der einzige ...«

»Ich habe Sie nicht gebeten, mir über Ihre Sommergäste Bericht zu erstatten.«

»Aber er ... um Himmels willen, er ist *hier!* Begreifen Sie denn nicht?«

»Was soll ich begreifen?«

De Vaugrigard war ›Hector‹ gewesen, ›Achilles‹ Stellvertreter in Rouen. Es stand völlig außer Zweifel. Die Order, jene Order, die er inzwischen kaum zu erwähnen wagte – sie mußte von ihm gekommen sein. Sie beide wußten das – *wußten* es!

»Was will er hier? Warum ist er nicht gleich nach dem Krieg zurückgekommen? Er hat mich gesehen! Jesus, Maria und Josef, ich habe richtig gemerkt, wie er meine Gedanken gelesen hat, als wir ihn überfahren haben!« Er brach in ein Schluchzen aus und vergaß darüber ganz den Mann am anderen Ende der Leitung, der in seinem großzügigen Pariser Büro saß. Nach längerem Schweigen fragte er schließlich, scheinbar an das leere Zimmer gerichtet: »Was soll ich jetzt machen?«

»Haben Sie genügend Geld gespart, um Ihre Stelle aufzugeben zu können?« fragte Etienne de Vaugrigard sarkastisch.

»Ein wenig ...«

»Aber Ihre Geldgier steht in exaktem Verhältnis zu Ihrer Faulheit. Deshalb werden Sie auf Ihrem Posten bleiben.«

»Aber ... ich ...« Das Bekenntnis war verschwommen, undeutlich: »Er ist ein äußerst gefährlicher Mann.«

»Das *war* er. Vergessen Sie das nicht. Außerdem sagen Sie doch, er würde Sie gar nicht erkennen. Was wollen Sie mehr? Hoffen Sie, daß es so bleibt, und gehen Sie ihm aus dem Weg. Sie glauben, er hätte Sie gesehen. Sie haben sich bestimmt

getäuscht. Und das wäre ja auch bestimmt nicht das erstemal in all den Jahren.«

Dupuy wurde plötzlich wütend. Für einen Moment zuckte ein Bild vor seinem geistigen Auge auf – ein Gesicht, in dem Erkennen aufleuchtete, und dann nackte Angst; der Kotflügel des Renault und der dumpfe Aufprall eines Körpers, und dann die beängstigende Schwärze für einen Augenblick, als der Körper über die Kühlerhaube auf die Windschutzscheibe zuflog und über das Dach nach hinten rollte ...

»Ich habe sein Gesicht gesehen. Es wußte, daß ich es war«, beharrte er apathisch.

Er war sich nie sicher gewesen, ob das Ganze auf de Vaugrigards Konto gegangen war. Perrier hatte ihn dazu gezwungen, und daraus war zu schließen gewesen, daß es sich um einen Befehl von höchster Stelle – aus Paris – hatte handeln müssen. Gardiner war verraten worden, und er wußte das – jetzt mußte er getötet werden. Mit erschreckender Deutlichkeit stieg das Gefühl von damals wieder in ihm auf; er spürte das Brennen der Tränen an seinen Lidern, das er damals verspürt hatte. Sie mußten ›Achilles‹ töten.

»Na und?« entgegnete die Stimme kalt und brusk, als ginge das alles de Vaugrigard nichts an. »Ich weiß, was geschehen ist, und ich kann mir denken, weshalb Sie Angst haben.« In seiner Stimme war kaum Sympathie. »Ich habe Gardiner oft gesehen – im Lazarett, sogar in England, nach dem Krieg. Aber er hat nie davon gesprochen.« Seine Stimme strahlte so etwas wie Zuversicht aus. »Ich glaube nicht einmal, daß er je auf den Gedanken gekommen ist, er könnte verraten worden sein – weder in Paris noch in Rouen. Haben Sie verstanden, was ich eben gesagt habe?«

»Ja.«

»Gut. Wenn Sie sich also Sorgen machen, dann gehen Sie ihm aus dem Weg.«

Ein kurzes Klicken, und dann summte der Hörer tot an sein

Ohr. Er starrte ihn kurz an und legte ihn auf die Gabel zurück. Eine Fliege summte durch den luftleeren Raum, durchquerte munter die schräg einfallenden Sonnenstrahlen.

Er war auf sich allein gestellt. Der Mann am anderen Ende der Leitung, der Millionär de Vaugrigard, würde nichts für ihn tun. Was hatte er eigentlich von ihm erwartet? Nichts. Er hatte Gardiners Tod nicht angeordnet, und er hatte keine Angst.

Von neuem sah Dupuy Gardiners Gesicht durch die Windschutzscheibe des Renault vor sich. Er wußte es – in jenem Augenblick hatte er es gewußt.

Und er mußte es noch immer wissen.

Gardiner spürte, daß seine Frau wieder einmal eine Affäre hatte. An diesem Nachmittag wollte sie in La Baule einkaufen gehen, obwohl er den Vorschlag gemacht hatte, gemeinsam an den Strand zu gehen. Ihre Ausflüchte waren schwach und leicht zu durchschauen. Sie hatte den Mann am Abend zuvor im Casino getroffen, und zweifellos an diesem Morgen am Strand.

An sich machte ihm ihre Untreue wenig aus. Es war die Tatsache, daß sie ihr Interesse so wenig verbarg, die ihn reizte. Er war nicht wütend – das lag zu weit in der Vergangenheit zurück, und er hatte eine Art Gewißheit erlangt, daß er sich keinen Vorwurf zu machen hatte und daß die Anfänge unwiderruflich vergangen waren; er stellte ihre Beziehung – beziehungsweise das Fehlen einer solchen – nicht mehr länger in Frage. Dies zu tun hätte ihn unweigerlich auf Dinge in seinem Innern gestoßen, die ihm schon mehr als einmal zum Verhängnis geworden waren. Es war – einzig und allein – ihre Schuld. Ungezügelter Appetit.

Als die Jungen ihr Widerstreben kundtaten, etwas anderes unternehmen zu wollen, als das Modellflugzeug zusammenzubauen, das sie aus Dorchester mitgebracht hatten, fuhr er sie wütend an; und das gleiche galt auch für das Mädchen, das ihm in seiner stillen Geduld kaum mehr schien als ein Möbelstück,

das sie auf ihrer Reise mitschleppten. Sie nahmen seinen Ärger verwundert zur Kenntnis, obwohl er das Gefühl hatte, daß sie seine Ursache ahnten. Und die Blöße, die ihm ihr Wissen gab, verletzte sein Selbstbewußtsein. Er ließ sie allein – nur dankbar, daß Jane in ihrem stillen, heißen Schlafzimmer nicht ihren Körper zur Schau gestellt hatte, während sie sich für ihre Verabredung ankleidete. Sie hatte das früher öfter getan, und es hatte ihn immer entzündet, seine Gefühle aufgewirbelt und sein Gefühl der Gleichgültigkeit getrübt. Zumindest das nicht.

Er stieg in den Rover, der auf dem Parkplatz des Hotels stand, und fuhr nach Vannes, in Richtung Norden, los. Er bemerkte Dupuy nicht, der noch immer den Gästen das Frühstück servierte, obwohl die Augen des Kellners unverwandt auf ihn gerichtet waren, als er das Foyer durchquerte.

Sobald er La Baule hinter sich gelassen hatte, fuhr er mehr oder weniger ziellos dahin. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die mechanischen Funktionen seines Körpers gerichtet – auf Hände und Füße, selbst auf das heiße Leder des Sitzes.

In Guerande bog er aus einer Laune heraus in eine nach Osten führende Seitenstraße ein. Sie durchquerte die Grande Briere, die von Abflußkanälen durchzogenen Marschen, die im Norden und Osten von La Baule lagen und von weithin sichtbaren Deichen eingesäumt waren. Zuerst verminderten die Flachheit der Landschaft, die weißen Häuser und das träge Vieh seine Aufmerksamkeit und Konzentration. Es war vielleicht eine Stunde vor dem Zeitpunkt, zu dem er merkte, daß er zunehmend wütender wurde, daß auch die Autofahrt eine Irritation darstellte, nur als Flucht vor dem erstickenden Hotelzimmer und der Nähe seiner Frau gedacht. Er konnte die Erinnerungen und die Vorahnungen nicht von sich fernhalten, und so sickerten sie nun verstärkt in die oberflächliche Gelassenheit ein, die er zur Schau getragen hatte.

Binnen kurzem erschien ihm die Landschaft, durch welche die D 47 führte, unerträglich flach und bedrückend, bis sie

schließlich, maßstäblich immer mehr verkleinert, nur noch wie eine Spielzeuglandschaft auf ihn wirkte – ein Gemälde, gemalt von einem Maler mit wenig Geschmack und ätzender Sentimentalität. Er fuhr an den Straßenrand und stieg aus.

Er lehnte sich gegen einen Zaun neben der Straße und versuchte, sich auf die langsam Bewegungen der weidenden Kühe zu konzentrieren. Seine Augen und Gedanken wurden ein paar Augenblicke lang von einem flachen Stechkahn abgelenkt, der sich in einigen hundert Metern Entfernung anmutig über einen Kanal bewegte. Aber die vornübergebeugte, rhythmisch sich bewegende Gestalt war zu insektenähnlich, um seine Aufmerksamkeit länger auf sich zu ziehen. Er wandte der Szene den Rücken zu und betrachtete die Straße und sein Auto.

Der Wagen war neu und entsprach durchaus seiner Position als Teilhaber der Anwaltskanzlei Hebden, Mitchell und Gardiner. Er war zweiundvierzig und durchaus als erfolgreich zu bezeichnen, so weit dies die Möglichkeit einer ländlichen Kleinstadt für einen Juristen zuließen. Seine Frau verfügte über eigenes Vermögen. Der Rover war verstaubt und schmutzig, und sein Aussehen schien ein durchaus treffender Kommentar zu seinem eigenen Leben. Solide, komfortabel, mit verborgener Kraft – aber irgendwie in die Gewöhnlichkeit, in die Langeweile herabzogen.

Er wollte das ihr zum Vorwurf machen, und in der Regel gelang ihm dies auch. Sie war als erste untreu geworden. Seine Lippen verzerrten sich bei diesem altmodischen Ausdruck. Sie hatte den Anfang gemacht. In den Tagen ihrer blindwütigen, haßerfüllten Auseinandersetzungen hatte sie ihm an den Kopf geworfen, wie kalt er ihr gegenüber war, wie gleichgültig. Unfähig zu jeder Art von Zuneigung oder Zärtlichkeit.

Er verscheuchte den Gedanken – schnippte danach, wie seine Hand nach einem Insekt schnippte, das um sein Ohr summte. Er hatte sich, gestand er sich ein, in die kurze,

unergiebige Affäre mit dem Mädchen Diane treiben lassen, ein Spiegelbild zu den Untreuen seiner Frau. Er hatte diesen Urlaub als einen Einschnitt geplant, der dieser Liaison ein Ende setzen sollte. Aber er hatte nicht den Mut zu einem endgültigen Bruch gefunden; er konnte sich nicht von dem zwanzig Jahre jüngeren Mädchen lösen. Es mußte da noch einen jüngeren Mann geben, dachte er, vielleicht irgendeinen Vertreter.

Zusammen mit den Bildern seiner kurzen Verstrickung mit dem Mädchen verblaßte auch sein Ärger. Zumindest hatte das Mädchen seine Frau aus seinem Kopf vertrieben. Der Tag war heiß, und hinter ihm summte das üppige Gras vom Brummen der Insekten. Die Sonne brannte auf seinen Rücken, und die Innenseiten seiner Arme fühlten sich unter dem Baumwollhemd feucht an. Plötzlich begehrte in seinem Innern etwas gegen die Situation auf, gegen die Vorstellung seiner eigenen Nichtigkeit, die sie einzukapseln schien. Er kletterte in seinen Wagen zurück, schaltete die Zündung ein, und die Reifen kreischten laut quietschend auf, als er den Fuß von der Kupplung nahm.

Er folgte der D 47 nach Herbignac, um dann auf der N 774 nach La Baule zurückzufahren. Für ihn lag etwas Verachtungswürdiges in der Art, in der er seine Frau an andere Männer verloren hatte – und etwas noch Verachtungswürdigeres in seinem Davonlaufen vor dem Wissen um ihre Untreue. Er war schon immer ein Mann in einem Wagen gewesen, der panisch vor dem Bett, vor seiner Bestimmung davongerast war.

Er hatte nicht die Absicht, seine Frau auf ganz gewöhnliche Weise in den Armen ihres Geliebten zu überraschen, den Kopf des anderen Mannes beim Geräusch der sich öffnenden Tür sich über seine Schulter umblicken zu sehen, auf die lächerlich weiße Perspektive seiner Pobacken zu starren ... Vielleicht saß sie auch auf ihm, in der dominanten Position, die sie bevorzugte ...

Seine Hände krallten sich wild um das Steuer; sein rechter

Fuß trat das Gaspedal nieder. Haß, neidischer Abscheu halfen ihm, ihre Nichtswürdigkeit noch stärker herauszustreichen, die Vollständigkeit ihrer Verantwortung für ihre Situation, den Kollaps ihres gemeinsamen Lebens. Sogar die Kleinlichkeit seines Leidens, das ihn enttäuschte, war ihr zum Vorwurf zu machen.

Der Wagen beschleunigte zu seiner vollen Zufriedenheit. Achtzig, neunzig, fünfundneunzig, hundert ... Der Verkehr war dicht, aber flüssig. Hauptsächlich Touristen, ab und zu ein Laster. Er hakte die Wagen, die er überholte, ab, fing an, sich die Gesichter, die ihm im Entgegenkommen oder durch das Seitenfenster, nachstarnten, als eine Reihe von besieгten Widersachern vorzustellen.

Ihm war durchaus klar, was er tat. Er hatte es nicht willentlich herbeigeführt, doch er begriff es. Er entfloh in den gegenwärtigen Augenblick – in voller Konsequenz. Er achtete nicht auf den weiteren Verlauf, auf die Folgen, auf das ätzende Quietschen der Reifen auf dem Asphalt der Straße ...

Er tötete niemanden. Danach, selbst schon kurz danach, als sie sein Handgelenk verbanden und im Krankenhaus von La Baule sein Knie verarzteten, war er dankbar dafür, daß die Leute in dem entgegenkommenden Mercedes zwar einen Schock erlitten hatten, aber sonst unverletzt geblieben waren. Diese Befriedigung blieb ihm.

Der graue Mercedes kam auf ihn zu, füllte mit einemmal das Straßenstück aus, das er etwas nördlich von Guerande zum Überholen eines langsamen Renault-Kombi gebraucht hätte. Die Hände am Steuer wurden mit einemmal feucht, das Zittern einer Reaktion in seinen Beinen, er trat auf die Bremse – hatte ein Gefühl, als bliebe plötzlich die Zeit stehen. Der Fahrer des Kombi- mit seiner Baskenmütze und dem gestreiften Pullover eine Karikatur seiner Selbst – hatte, verärgert über den herischen Gebrauch einer französischen Straße durch einen Ausländer, beschleunigt. Gardiner schaffte es nicht mehr auf

seine Straßenseite zurück, und der Kotflügel des Rover knirschte an der Seite des Mercedes entlang, während dessen Fahrer verzweifelt das Steuer herumriß, um den Wagen auf das schmale Bankett zu lenken. Gardiner wurde durch den Aufprall gegen den Kombi zurückgeschleudert. Dann entglitt seinen nassen Händen das Steuer, und die große Limousine schoß über den Rand der N 774 hinaus und rammte ihre stumpfe Nase in die Böschung des Straßengrabens. Bis die Vorderräder sich über der Leere zu drehen begannen, der Motor wie ein gequältes Schwein aufheulte, waren seine Hände vor sein Gesicht geschossen. Seine Stirn schlug gegen die Windschutzscheibe, die nicht zersplitterte, und er spürte die Hitze in seinem Nacken, hervorgerufen durch seine verzerrten Muskeln, bevor er das Bewußtsein verlor.

Danach, als seine Desorientierung einsetzte, konnte er nicht feststellen, ob er bei Bewußtsein war oder nicht. Er war verletzt, aber er befand sich nicht mehr im Wagen. Stimmen ertönten aus unmöglicher Entfernung, und, Flügeln ähnlich, flatterten Hände aus seinem Blickfeld. Er konnte nur das heiße Blau des Himmels direkt über sich sehen.

Da war die Erwartung zusätzlicher Schmerzen. Eine seltsame Dislokation der Bewußtheit. Sein Kopf hämmerte, aber der Schmerz erstarb zu einem Murmeln. Sein Knie schmerzte, und wenn er den linken Arm hob, verspürte er im Handgelenk einen stechenden Schmerz. Das schien nicht genug. Er verstand nicht. Er hatte das Gefühl, als befaßten sich die Hände, die ihn untersuchten, nicht mit dem blauen Baumwollhemd, sondern mit dem derben Stoff einer Jacke. Er roch den beißenden, vollen Duft einer ausländischen Zigarette. Er erwartete die Härte von Pflastersteinen unter seinen Schultern, entlang seiner Beine.

Dann hörte er die Sirene eines Krankenwagens näherkommen. Eine Röte verdunkelte sein Blickfeld, und er nahm an, daß es sich um das Blut von einer Wunde auf seiner Stirn oder

in seinem Gesicht handelte. Ein Schatten neigte sich ihm zu, wischte mit einem Gegenstand nach der Röte. Eine Stimme stellte ihm Fragen. Eine französische Stimme. Er sah den Mercedes neuerlich auf sich zuschießen und trat in Gedanken auf die Bremse. Jedoch der Blickwinkel in seiner Erinnerung lag höher; er stand aufrecht, ging über einen gepflasterten Platz, als der Wagen auf ihn zukam. Durch die Windschutzscheibe erkannte er zwei Gesichter, vage, gestrichelte Umrisse eher als menschliche Gesichter; und er sah die beiden angespannt starrenden Augenpaare.

Ein anderer Ort, ein anderer Unfall.

Pflastersteine.

Rouen.

»Mein Gott!« schrie er im Protest auf, als sie ihn in den Krankenwagen hoben. Jemand entschuldigte sich, in der Annahme, ihm aus Unvorsichtigkeit weh getan zu haben.

Er wurde gezwungen, die Vergangenheit emporzuwürgen – die Vergangenheit, die er so viele Jahre erfolgreich verschüttet und vergraben hatte.

Er wußte, wer der Kellner war.

Dupuys Anruf ließ an diesem Nachmittag sich auch Etienne de Vaugrigard ans Telefon setzen, nachdem er von einem umfangreichen mittäglichen Geschäftssessen zurückgekommen war. Die potentiellen Kunden, Vertreter einer aufstrebenden afrikanischen Nation, hatten am Tag zuvor die Fabrikanlagen in St. Denis besichtigt; ein lukratives Waffengeschäft schien besiegelt. Jedoch die Euphorie des geschäftlichen Erfolgs – er zog es immer vor, sich bei größeren Abschlüssen in der Schlußphase selbst einzuschalten – war verflogen, als er die Pariser Nummer wählte, die man ihm gegeben hatte und deren Inhaber er nicht aufspüren konnte. Das geräumige Büro, mit dicken Teppichen ausgelegt, repräsentativ eingerichtet, war anheimelnd, solide, und doch schien es ihm plötzlich eine

unpersönliche Modernität aus Stahlrohr und Glas auszustrahlen, die er zu vermeiden versucht hatte, als er das Mobiliar ausgewählt hatte.

Er kam fast sofort durch.

»Er hat noch nichts unternommen«, begann er ohne Umschweife. Seine Zunge fühlte sich mit einemmal schwer an in seinem Mund – ein grobschlächtiges Instrument, unfähig der Zuversicht weckenden, munteren Plaudereien, die den Ton der Konversation während des Mittagessens geprägt hatten. Trotz der Klimaanlage war ihm heiß.

Der Mann am anderen Ende der Leitung sprach französisch. Er sagte: »Das haben wir erwartet, Etienne.« Bei der Nennung seines Vornamen zuckte de Vaugrigard zusammen. Durch diese winzige Geste schien mit einemmal der schützende Mantel allgemeinen Respekts und Entgegenkommens, der sich um sein Leben gelegt hatte, von ihm gerissen. »Ich verfüge über meine eigenen Informationsquellen, Etienne, und ich weiß, daß Gardiner nichts unternommen hat – daß er Dupuy keinerlei Beachtung geschenkt hat. Es ist jedoch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sich in Bälde Dupuy selbst dem Engländer aufdrängen wird. Wie wir erwartet haben.«

»Warum beziehen Sie eigentlich ständig *mich* ein?« Dies war als Zurückweisung gedacht, klang aber eher wie ein Flehen.

»Weil Sie beteiligt sind, Etienne.« Die Stimme war unmenschlich. Etienne fand den Mann unbegreiflich – den Mann, der sich »L'Etranger« nannte. Lächerlich – und doch auch bedrohlich.

»So einfach wird das nicht gehen!«

»Tatsächlich?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt: Das war vor neunzehn Jahren. Inzwischen liegt die Erinnerung daran irgendwo tief in seinem Gedächtnis begraben. Sein alltägliches Leben hat

seinen Lauf genommen und ihn sich mit anderen Dingen beschäftigen lassen.« Er schwitzte und merkte, wie er sein seidenes Taschentuch in seiner Faust zu einem feuchten kleinen Klumpen zusammengequetscht hatte. Angewidert schleuderte er es auf den Schreibtisch. »Ich habe ihn doch seitdem schon mehrere Male gesehen. Und er hat keinerlei Verdacht geschöpft ...«

»Da haben Sie mir vor kurzem aber noch etwas ganz anderes erzählt, Etienne. Außerdem ist es einfach nicht wahr. Dupuy wird den Wolf unter dem Schafspelz hervorlocken. Dessen bin ich mir ganz sicher. Auch ich habe M'sier Gardiner im Auge behalten. Wenn er sich bedroht fühlt, dann ...«

»Ja.« Irgend etwas in de Vaugrigard war wie ein unterhöhltes Kliff in sich zusammengesunken. Seine Stimme war älter als seine fünfzig Jahre. »Sind Sie sicher, daß es ... klappen wird?« Er wollte sich hinsichtlich seiner eigenen Sicherheit erkundigen, wagte sich aber nicht so weit vor.

»Der Preis des Versagens ist für Sie höher als für mich, Etienne. Wir müssen beide darum beten, daß wir Erfolg haben werden.« Nicht einmal verächtliches Lachen hallte in seiner Stimme wider.

»Ja.«

Als könnte sie seine Gedanken lesen, fuhr die Stimme fort: »Ich habe Ihnen versprochen, daß Ihnen nichts zustoßen wird, Etienne. Und dabei wird es bleiben. Auf Wiedersehen.«

Ein Klicken, gefolgt vom Summen der toten Leitung an de Vaugrigards Ohr. Langsam, als wäre er sehr schwer, legte er den Hörer auf die Gabel zurück, um dann der Versuchung zu widerstehen, das zerknüllte Taschentuch zu nehmen und sich damit den Schweiß von der Stirn zu wischen, als er seine angespannten, geröteten Gesichtszüge im Spiegel erblickte. Statt dessen ließ er sich in seinen Sessel zurücksinken und starrte an die Decke.

Es bestanden kaum Zweifel, daß *›L'Etranger‹*, wie er sich zu

nennen beliebte, dem SDECE angehörte – dem französischen Geheimdienst. Und daß er ein besonders finsternes Spiel trieb, in das auf irgendeine Weise Gardiner verwickelt war. De Vaugrigard konnte an dieser Beteiligung nichts Tadelnwürdiges finden, wie er auch jegliche Schuldgefühle von sich geschoben hatte, was Gardiners Behandlung durch die Gestapo vor Jahren anbetraf. Für Gefühle war in seinem Innern nicht viel Platz, wie er sich zugestehen mußte; nur die Befriedigung, die De Vaugrigardsche Rüstungsproduktion fest in seiner Hand zu haben, hatte über die Jahre hinweg angehalten.

›L'Etranger‹ hatte ihm einen Besuch abgestattet. Es war dabei um gewisse Geldmittel gegangen, die in die Hände der OAS gelangt waren. Außerdem waren in den Büchern seiner Auslieferungslager kleinere Waffenmengen nicht aufgeführt. Aus Angst vor den möglichen Konsequenzen dieser Verdachtsmomente hatte er die ganze Geschichte über die ›Wolfgruppe‹ ausgeplaudert, seine Loyalität de Gaulle gegenüber, die sogar bis zu seinem Verrat an seinem Freund Gardiner geführt hatte. Und er hatte den Namen ›Wolf‹ erwähnt, womit er, wie ihm auch schon im nächsten Moment bewußt wurde, in seine eigene Falle gerannt war.

Er starnte auf das Porträt seiner Frau Geneviève, das neben der Pendeluhr auf dem Schreibtisch stand. Ihr Gesicht verzog sich mißmutig, als machte sie ihm auf obskure Weise seine eigene Zwangslage zum Vorwurf.

Er war von de Gaulle betrogen worden – genauso wie die Armee in Algerien. Ja, er hatte sie unterstützt. Aber das? Diese Art der *Erniedrigung*?

In seiner Selbststachtung gekränkt und verunsichert, suchte er die Fauburg-St.-Honoré-Wohnung seiner jungen Geliebten auf. Dann parkte er seinen großen, schwarzen Citroën in der Nähe der Madeleine, bevor er in sein Haus in der Avenue de Madrid zurückkehrte. Als er spätabends sein Heim betrat, hatte sich seine Frau bereits zurückgezogen. Er nahm eine Flasche

Cognac in die Bibliothek mit und nahm dort Platz, um auf die massiven Reihen goldgeränderter Bände zu starren, die seinem Vater gehört hatten.

Dupuy starrte auf die Pistole. Seine rechte Hand krampfte sich um den Griff, die linke legte sich leicht um den Lauf. Es war eine alte Luger, eine Kriegsbeute. Er hatte sie mehr oder weniger als Erinnerungsstück aufbewahrt. Gelegentlich hatte er sie gereinigt, und nun lag ein volles Magazin auf dem Couchtisch vor ihm. Er saß in geduckter, fast ehrerbietiger Haltung da.

Ihm war klar, warum er sich entschlossen hatte, Richard Gardiner zu töten; es war etwas, das er tun mußte. Ein Muß. Den ganzen restlichen Vormittag, und den Nachmittag, war er in dem stickigen Zimmer gesessen. Die Wolken von Zigarettenrauch hingen schwer in der Luft; der schäbige Aschenbecher voller zerdrückter Stummel gähnte in seine starrenden Augen, als drohte er, ihn zu verschlucken.

Gardiner würde ihn umbringen. Das wußte er, mit absoluter Gewißheit. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er ihn erkennen würde. *Töte oder werde getötet*. Er mochte die Unausweichlichkeit der Situation, die Bestimmung, welche sie seinen ganzen Lebensumständen verlieh.

Er war gleich ein anderer mit der Waffe. Ja, das mußte er sich zugestehen. Tröstender blauer Stahl. Gefühle aus alten Zeiten. Er fühlte sich wieder jünger; sein Kopf war klar. Er machte Gardiner keinen Vorwurf daraus, nach La Baule gekommen zu sein, im Hotel geblieben zu sein. Nicht mehr. Jetzt würde er ihn töten.

Der junge Polizist, der ihn verhörte, während sie sein Knie nähten und sein Handgelenk verbanden, war feindselig, arrogant. Offensichtlich hatte er etwas gegen Touristen – vor allem gegen englische Touristen, die auf französischen Straßen

fuhrten wie die Wilden. Vielleicht, überlegte Gardiner in einem kleinen, unbelasteten Teil seines Kopfes, vielleicht war es nur dem Umstand zu verdanken, daß die Menschen, die er fast getötet hätte, Deutsche waren, daß er nicht verhaftet und vor Gericht gestellt wurde. Man schärfte ihm lediglich ein, La Baule nicht zu verlassen. Er würde am folgenden Tag mit Sicherheit von der Polizei hören, sobald umfangreichere Untersuchungen angestellt worden waren.

Als er dann ging, war es sofort so, als wäre er nie in dem kühlen Raum gewesen, wo sie ihm – seine Hose zerrissen und seine Hemdsärmel heraufgekrempt, sein Kopf dröhnend – eine Tasse Kaffee gegeben hatten. Zwei Stiche über der Wunde und ein dickes, rechteckiges Stück Verband bedeckten seine linke Stirnhälfte.

Er versuchte, einen Moment der Ruhe in dem leeren Raum zu finden, als spürte er bereits, daß er die Tür nicht mehr in dieselbe Welt öffnen würde, aus der er in den Raum gekommen war. Sein ganzer Haß richtete sich auf den Fahrer des Kombi mit der Baskenmütze und dem gestreiften Pullover. Sein Abscheu vor der Unmittelbarkeit seiner eigenen Vergangenheit verlangte nach einem Gegenstand, an dem er sich auslassen konnte.

Nachdem sie ihn in Rouen umzubringen versucht hatten, war er acht Monate in einem Militärlazarett gelegen. Von dort war er nach England gereist, wo er im Heim seiner Mutter in Devon Aufnahme fand. Das war einen Monat, bevor in Europa der Krieg zu Ende ging. Als sein Gesundheitszustand dies einigermaßen zuließ, setzte er sein Studium in Cambridge wieder fort. Mit den entsprechenden Qualifikationen versehen und wohlüberlegt war er in eine Anwaltskanzlei in Dorset eingetreten, hatte sich mit einer reichen, jungen Frau aus streng konservativem Elternhaus verheiratet und zwei Kinder gezeugt – um seine Vergangenheit und sein früheres Selbst zu begraben.

Er ballte die unverletzte Hand zur Faust – das Handgelenk

der anderen schmerzte bei dem Versuch zu sehr. Durch einen winzigen Vorfall war das gesamte innere Gleichgewicht all der vergangenen Jahre unwiederbringlich gestört! Er haßte seine Vergangenheit. Zum Glück hatte sie ihn nicht getötet oder auf Dauer zum Krüppel gemacht. Er hatte jegliches Interesse an ihr verloren, jegliches Verlangen, Rache zu üben an denen, die ihn verraten hatten – nicht einmal an Perrier und Dupuy, die ihn auf Befehl von oben überfahren hatten.

Dupuy. Der Kellner mit dem schmutzigen Kragen und den derben Händen, die schon zu viele niedrige Arbeiten verrichtet hatten. »Patroklos«. Seine Zähne knirschten laut auf, als er die Vergangenheit aus seinen Gedanken verdrängte. Während all der Jahre hatte sich seine Stärke daran bemessen, wie weit er imstande gewesen war, zu vergessen und zu verdrängen.

Eine Übelkeitsattacke von seiten seines Magens. Das Bild des Renault-Kombi. Er warf den Kopf in den Nacken, als wollte er die Decke anbellen, die Augen krampfhaft geschlossen, sein Mund mahlend, sein Atem keuchend wie der eines erschöpften Läufers.

Ein solcher war er auch, wie er feststellte. Immer am Rennen.

Jetzt würde er von neuem rennen müssen. Sich von Dupuy entfernen, bevor er die Träume zurückbrachte. Träume von gespreizten Fingern, von Fäusten und Prügeln. Ein weißes Licht und die Fragen. Urindurchnäßte Hosen und Durst. Und überall Schmerzen – in seinem Rücken, in den Beinen, im Kopf. Pflastersteine und Rouen.

Der Raum erstickte ihn. Er packte sein Jackett – nein, es gehörte jemand anderem; sie hatten es ihm lose über die Schultern geworfen, als er zwischen den zwei Sanitätern hinkend die Klinik betreten hatte. Vermutlich, um ihn zu wärmen, dachte er. Er warf das Jackett über einen Stuhl und verließ den Raum.

Irgend jemand gab ihm eine Telefonnummer, und er rief ein

Taxi. Als es vor dem Hotel Boulevard de l’Océan hielt, ging er rasch auf sein Zimmer, da er fürchtete, auf Dupuy zu treffen, falls er sich im Foyer oder in der Bar aufhielt.

Jane Gardiner kehrte rechtzeitig zurück, um sich fürs Abendessen umkleiden zu können. Als er ihr erzählte, was passiert war – er trug immer noch die zerrissene Hose und das blutverschmierte Hemd –, zeigte sie sich anfänglich schockiert. Jedoch schien sie seine widerstrebende Erklärung dankbar zur Kenntnis zu nehmen, ebenso wie die Aura konzentrierter Selbstbesinnung, mit der er sich seit dem Lunch umgab. Sie ließ ihm sein Abendessen aufs Zimmer bringen, während sie selbst mit Sarah und den zwei Jungen in den Speisesaal hinunterging. Als sie weg war, war die Erinnerung an ihre Anwesenheit im Raum ebenso verschwunden wie der letzte Hauch ihres Parfüms in der unbewegten Luft. Wieder allein, atmete er ruhig. In dem Bewußtsein, daß nach wie vor eine gehörige Portion Anspannung in seinen Gliedern steckte, als wollten sie gegen irgendeine Art von Schock ankämpfen, versuchte er, sich zu entspannen.

Kurz nachdem man ihm das Essen gebracht hatte, klingelte das Telefon. Das unerwartete Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Seine Hand schoß auf den Hörer zu und nahm ihn von der Gabel. Nachdem er seine Zimmernummer genannt hatte, begann eine Stimme, die er nicht kannte, in gutem Englisch zu sprechen:

»M’sieur Gardiner. Ich ... habe da gewisse Informationen, die Ihre Frau betreffen ...«

»Mit wem spreche ich bitte?« Er war sich seiner verschwommenen Worte bewußt; wünschte, sie ungesagt machen zu können.

Darauf trat ein kurzes Schweigen ein, als versuchte der Anrufer, seine Gemütsverfassung einzuschätzen. »Ein Freund. Ich verfüge über Informationen, welche die ... Affäre Ihrer

Frau mit einem gewissen Mitglied der Gesellschaft von La Baule betreffen ...«

Zuerst war Gardiner unfähig zu antworten.

»Was wollen Sie eigentlich? Was geht Sie meine Frau an?«

Nach kurzer Pause fuhr die Stimme fort: »Es interessiert Sie also nicht, daß Ihre Frau Ihnen untreu ist, M'sieur?« Der Tonfall war unangenehm vertraulich.

»Jedenfalls habe ich nicht das geringste Interesse, darüber von Ihnen zu hören«, entgegnete Gardiner müde. Er nahm an, daß der Anrufer ihn erpressen wollte. Lächerlich.

Ihm wurde jedoch klar, daß er sich mit dem Mann würde treffen müssen. Ansonsten konnte es Schwierigkeiten geben – ein Skandal, der die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte und ihn vielleicht sogar zwang, in La Baule zu bleiben. Möglicherweise wurde dadurch sogar Dupuy auf ihn aufmerksam ... Er hatte bereits den Entschluß gefaßt, La Baule zu verlassen, sobald der Rover aus der Werkstatt kam.

Er lenkte also ein. »Gut. Wir müssen uns treffen. Aber nicht in meinem Hotel. Was schlagen Sie vor?«

»So ist es schon wesentlich besser, M'sieur. Früher oder später hätte ich die Fotos sowieso erwähnen müssen ...«

»Schon gut!« fiel ihm Gardiner ins Wort. In diesem Augenblick stand für ihn außer Zweifel, daß er die Fotos in seinen Besitz bringen und den Erpresser auszahnen mußte, wer auch immer er sein mochte. Er sparte sich eine Überprüfung seiner Motive. Das Ganze hatte etwas mit Geborgenheit zu tun, spürte er. Wie sein gesamtes Leben seit dem Krieg. *Geborgenheit.* »Wo? Wann?« erkundigte er sich kurz angebunden.

»Heute nacht«, kam die Antwort. »In La Baule les Pins, in der Nähe des Parc des Dryades. Dort gibt es eine leerstehende Villa, die etwas zurückversetzt von der Straße steht. Biegen Sie an dem Squash-Center in der Avenue de L'Etoile in die Rue des Epinettes ein. Die Hausnummer ist sechsundvierzig. Haben Sie alles?«

»Ja.« Gardiners Stimme war ein Flüstern in dem leeren Zimmer.

»Gut. Dann bis heute abend also. Wie wär's mit elf Uhr?« Der Mann am anderen Ende der Leitung hängte ein, und auch Gardiner legte sofort den Hörer auf die Gabel zurück. Er ließ sich in seinem Sessel zurückplumpsen, und dabei fiel sein Blick auf den von leichten Falten durchzogenen Rand des Lakens, wo seine Frau gesessen hatte, um sich die Strümpfe anzuziehen. Über die Lehne eines Stuhls war ihr Kopftuch mit seinen grellbunten Farben geworfen. Im Aschenbecher stak ein zerdrückter Zigarettenstummel mit Spuren von rosa Lippenstift.

Er haßte sie dafür, durch ihre Untreue erpreßbar zu werden. Sie brachte ihn dazu, sich wie ein Idiot, wie ein Schwächling, verhalten zu müssen. Aber der Erpresser bedrohte seine Anonymität. Er mußte sich mit ihm treffen, sich mit ihm arrangieren. Er mußte die Fotos in seinen Besitz bringen.

Er schien in einen Morast der Schwäche zu versinken und war unfähig, sich selbst zu helfen. Es war einfach nur, daß er Dupuy entrinnen mußte – und seiner Vergangenheit. Er konnte die Träume nicht wieder ertragen, die erstickenden Anfälle, die ihn in dem Lazarett geplagt hatten. Nicht noch einmal.

Um zehn Uhr fünfundvierzig bog er mit dem gemieteten Peugeot in die Rue des Epinettes ein. Trotz des automatischen Getriebes hatte er mit dem Fahren Schwierigkeiten. Er wollte seine Verabredung jedoch auf jeden Fall einhalten, und so ignorierte er die Schmerzen in seinem Handgelenk.

Kurz nach dem Abendessen war seine Frau ins Casino gegangen – vermutlich, um ihren Geliebten dort zu treffen. Die Tatsache, daß sie in seinen Augen nicht einen Augenblick der nervösen, ängstlichen Aufgebrachtheit wert war, mit der er in seinem Abendessen herumgestochert und dann den Mietwagen bestellt hatte, zählte in diesem Moment nicht mehr. Inzwischen

hatte der Abschluß dieses Handels mit dem Erpresser in seinen Gedanken symbolische Bedeutung eingenommen. Er würde dadurch den Deckel über seiner Vergangenheit zuschlagen – über seiner Vergangenheit, die sich in einer Kiste befand, aus der alle Übel der Welt gepurzelt waren.

Die Villa war hinter einer vernachlässigten Hecke halb verdeckt. Die Reifen knirschten auf Kies, als er in die Einfahrt bog und den Wagen vor dem Eingang abstellte. Steif stieg er aus und rieb sich vorsichtig das genähte Knie. Dann richtete er sich auf und studierte die Fassade der Villa. Offensichtlich war sie Ende des vergangenen Jahrhunderts, in der Glanzzeit von La Baule, als Feriensitz erbaut worden. Der Bau schimmerte blaß im Mondlicht; er wirkte eher geisterhaft als pompös, verschnörkelt und verfallen. Offensichtlich war er viele Jahre nicht mehr bewohnt worden. Im Erdgeschoß waren die Fenster vernagelt – zumindest einige von ihnen –, und in den Ecken der Veranda lagen noch vereinzelte Blätter vom letzten Herbst herum. Wuchtige alte Bäume neigten sich über das Haus und verliehen ihm einen Hauch gespensterhafter Unwirklichkeit.

Er stieg die drei Stufen zur Veranda hinauf und tippte gegen die Eingangstür. Sie schwang träge auf. Seine ersten Schritte hallten im Vorraum; die Fußbodenbretter knarzten. Er rief etwas in die Dunkelheit, und der Klang seiner Stimme erstarb irgendwo im hinteren Teil der Villa. Ängstlich fragte er sich, ob der Mann vielleicht nicht kommen würde.

Eine Tür stand offen, und das Scheinwerferlicht eines vorbeifahrenden Autos strich über den Teil der Wand, den er überblicken konnte. Häßliche Flecken auf alten Tapeten. Es war ein Salon, schien es, von dem aus man das Gelände vor der Villa überblicken konnte. Er sah auf seine Uhr und stellte fest, daß es noch zu früh war.

Er stieß die Tür auf und trat in den Raum.

Am Fenster stand ein Schatten. Er war eher erleichtert als entsetzt, und dann sah er im Scheinwerferlicht eines anderen

Autos, das in die Rue des Epinettes einbog, das Gesicht des Erpressers.

Dupuy. Der Kellner mit dem schmutzigen Kragen. Das Gesicht hinter der Windschutzscheibe.

›Patroklus!«

Kurzes Schweigen, und dann das hohle Krachen, das in dem geschlossenen Raum zu einem Dröhnen anschwoll, und das Spucken einer orangen Stichflamme, als der Mann die Pistole abfeuerte, die er in Hüfthöhe hielt.

KAPITEL DREI

Ein altes Spiel

Gardiner stolperte, als er instinktiv auswich. Schmerz durchzuckte sein genähtes Knie – das Handgelenk schmerzte, als er sich gegen die Tür abstützte. Einen Moment nach dem Schuß war er taub, und er bewegte sich wie in einem fremden Element durch die Tür in den Vorraum, wo er nach dem Geländer der weiten Treppe tastete. Er hörte die Bretter unter seinem Gewicht knarzen, und der Atem dröhnte ihm in den Ohren. Sein verletztes Bein hinter sich her ziehend – Adrenalin jagte durch seine Adern, sein Herz war von der plötzlichen Angst zusammengekrampft – quälte er sich die Treppen hinauf.

Aber schon war es, als bewegte etwas in ihm sich langsamer, etwas, das sich wie ein Insekt aus einer Larve befreite. Dupuy war der Erpresser, und er wollte ihn töten – *ihn töten*. Die Qual der Angst war so körperlich spürbar, als hätte ihn die wild abgefeuerte Kugel getroffen.

Er riß die Tür zu einem leeren Raum auf und duckte sich dahinter. Sein Rücken war gegen die sich auflösende Tapete gepreßt. Staubig fiel das Mondlicht durch das einzige, große Fenster im Raum.

Der Mann unten hatte kein zweites Mal geschossen. Er drückte seine feuchten Handflächen gegen die Tapete. Sie fühlten sich bereits klamm an. Er sog die stickige, abgestandene Luft in seine Lungen und versuchte, das Aufwallen in seinem Körper einzudämmen.

Immer und immer wieder kehrte Dupuys Gesicht zurück. Es flackerte an ihm vorbei wie in Nachahmung der Bewegungen

einer aneinander gereihten Serie von Standaufnahmen. Im Beifahrersitz des Renault, unten im Haus, und jünger noch, in diesem Bauernhof in Rouen.

Dupuy hatte voreilig gehandelt – irgend etwas sagte ihm das, und er fragte sich, weshalb. Dupuy hatte in diesem Augenblick nicht zu schießen beabsichtigt. Vermutlich hatte ihn der alte Deckname und Gardiners plötzliche Bewegung erschreckt.

Er wollte nach Dupuy rufen, seine Harmlosigkeit kundtun. Er wollte sich an die letzten neunzehn Jahre wie an ein Kleidungsstück klammern und sich darin einwickeln; aber sie schienen gegenstandslos, als hätte sie das fahle Mondlicht in Mitleidenschaft gezogen. Obwohl sein Atem wieder ruhiger ging, schüttelte seine Kehle ein lautloses Schluchzen.

Er verspürte die akuten körperlichen Symptome der Betrunkenheit oder des Deliriums; ein würgender Schmerz in Brust und Magen, das Gefühl, sich über einen dunkel gähnenden Abgrund zu beugen ...

Und dann begann er zu lachen – ein explosives Geräusch, das nicht nur den Atem, sondern auch das Gefühl der Übelkeit auszustoßen schien. Er fühlte sich ganz dünn, fast wie ein Skelett. In dem wieder einkehrenden Schweigen begann er zu schaudern; seine Ohren lauschten angespannt. Er spürte eine Transformation, ebenso plötzlich wie schrecklich. Als sein Körper wieder zur Ruhe kam, spürte er, daß er anders war, sich in etwas anderes verwandelt hatte. Ein kaltes Rasen; pure Eisigkeit des Verstehens.

Dupuy hatte Angst vor ihm; er fürchtete sich vor der Rache, die er bereits 1944 erwartet hatte. Töte, oder werde getötet. Diesem Grundsatz war er blindlings gefolgt.

Noch bevor er die Treppe heraufzusteigen begann, war Dupuy bereits ein toter Mann. Er schauderte vor Entschlossenheit.

Die Tatsache, daß »Patroklus« eine Waffe hatte, bereitete ihm absurderweise Vergnügen. Er würde ihn mit bloßen Händen

töten. Er begann, lauthals zu lachen; das Geräusch hallte kalt durch das leere Haus. Er rief:

»Dupuy – Sie verdammt Narr! Ich habe Sie gestern nicht erkannt! Neunzehn Jahre habe ich damit verbracht, Sie zu vergessen! Gestern wäre ich noch davongelaufen! Aber jetzt sind Sie ein toter Mann – es sei denn, Sie schaffen es, mich zuerst zu töten!«

Etwas Schweres verharrte auf einer knarzenden Stufe. Gardiners Ohren, die sofort angestrengt in das Dunkel hinauslauschten, sobald das letzte Wort verhallt war, nahmen das Geräusch wahr. Dann hörte er das Schlurfen, als der Fuß des Mannes sich von dem verräterischen Holz löste. Er lachte neuerlich, ein scharfes, bellendes Geräusch. Er befühlte sein Knie und schnitt eine Grimasse, als wäre seine Verletzung ein Zeichen unverzeihlicher Schwäche. Er trat hinter der Tür hervor, ging den breiten Korridor entlang und öffnete mit größtmöglichem Lärm eine Tür nach der anderen.

»Spielen wir doch ein bißchen Verstecken!« rief er. »Kommen Sie doch und suchen Sie mich!« Er lachte neuerlich und dachte daran, wie er und sein Bruder als Kinder in dem großen, alten Pfarrhaus Verstecken gespielt hatten. Ein hohes, jungenhaftes Lachen schien ihm zu antworten, und er schüttelte den Kopf, als wollte er ihn von seiner Vagheit befreien. Sein Gedächtnis behinderte ihn nun. Es gehörte weder dem Krieg an noch den Jahren danach. Statt dessen erinnerte er sich an den sonnenbeschennten Platz und die Agonie, als sie versuchten, ihn hochzuheben. Die Schmerzen läuterten ihn. Sie trieben ihn dazu, Vergeltung zu üben.

Dupuy feuerte einen Schuß ab. Gardiner bezweifelte, ob er überhaupt den obersten Treppenabsatz erreicht hatte. Er pfiff durch das dunkle Haus.

Gardiner ging in einem Schlafzimmer in Deckung. Hier roch es nach leeren Wäscheschubladen und Lavendel, versteinert. Da waren die Umrisse eines Betts, alt und mit vier Pfosten, und

eines riesigen Kleiderschranks. Vielleicht der letzte Zufluchtsort eines weiblichen Wesens aus alten Zeiten, das einst das Haus bewohnt hatte. Eine weitere Stufe knarzte, und dann nichts mehr. Er fragte sich, wie gut Dupuy sich wohl an die Lektionen aus vergangenen Tagen erinnern würde. Ob er die Schuhe schon ausgezogen hatte?

Gardiner bückte sich, löste die Schnürsenkel seiner Wildlederschuhe, zog sie aus und stellte sie neben sich. Dann testete er sein verstauchtes Handgelenk; er schnitt eine Grimasse, als er die Hand zur Faust zu ballen versuchte. Still in sich hinein fluchend bückte er sich und tastete nach seinen Schuhen. Rasch entfernte er einen Schnürsenkel und überprüfte seine Haltbarkeit, indem er ihn mehrere Male straffzog. Darauf machte er einen Knoten in die Mitte und band sich ein Ende um den Zeigefinger, falls ihm der Schnürsenkel aus der Hand rutschen sollte. Dann umklammerte er mit der verstauchten Hand das eine Ende des Schnürsenkels, ergriff mit der gesunden Hand das andere Ende und hob seine Hände über den Kopf, bis sie die Decke über ihm erreichten. Und wartete.

Stille. Dann eine Tür, in ihren Angeln zurückkrachend. Neuerlich Stille, zitternd vor Erleichterung und der Anspannung der Angst.

Vier Kugeln, vielleicht sechs oder sieben. Er wußte nichts aber den Waffentyp. Es war unwahrscheinlich, daß Dupuy noch mehr dabei hatte. Gardiner stellte fest, daß seine alte Identität als »Achilles« wieder Besitz von ihm ergriffen hatte, sozusagen auferstanden aus seiner Psyche und seiner Nachkriegspersona. Es war so einfach gewesen, als hätte er eine Zwiebel geschält, ganz ohne Tränen.

Jetzt war *damals*, ein Haus in Frankreich und ein Mann mit einer Pistole. Das Skelett einer Welt, die bloßen Knochen einer menschlichen Erfahrung.

Die Tritte hatten sich inzwischen zu einem bestimmten Muster zusammengefügt – Mäuseschlurfer zu jeder einzelnen

Tür, gefolgt von einem Zuschlagen und einer Stille. Nach langen Minuten vermochte Gardiner die Explosionen des Atems, wie gedämpft sie auch sein mochten, nach jedem neuen leeren Zimmer aus der Stille herauszulauschen. Bald wurden die Geräusche lauter, vertrauter. Gardiner hatte sämtliche Türen entlang des Korridors geöffnet. Dupuy würde in eine Routine verfallen, die seine Konzentration einlullen, ihm schließlich zum Verhängnis werden würde.

Mäusetritte, dann das leise Knarren einer Tür. Gardiner entspannte sich kaum merklich. Er wartete. Luft bewegte sich gegen seine Wange, und er hörte das winzige Geräusch einer wollenen Socke auf rauen Fußbodenbrettern. Er rührte sich nicht. Ganz langsam öffnete sich die Tür. Gardiner wartete; seine gesamte Konzentration war auf den Schnürsenkel gerichtet, den er zwischen seinen Händen spannte. Dupuys Kopf tauchte auf.

Ein weiterer Schritt. Gardiner sah Mondlicht auf der alten Luger schimmern – und wartete. Unendliche Sekunden später bewegte sich Dupuy. In dem Augenblick weniger sicheren Gleichgewichts beim Vorwärtsschreiten stieß Gardiner die Tür gegen ihn, so daß der Franzose gegen die Wand gedrückt wurde. Ein schmerzhafter Aufschrei, und dann der stumme Kampf, als der Schnürsenkel sich um die Kehle mit dem auf und ab hüpfenden Adamsapfel legte.

Mit verzweifelter Willensanstrengung schaffte es Dupuy, Gardiner durch den Raum hinter sich zu zerren. Aber der Schnürsenkel gab keinen Augenblick lang nach, und das Bewußtsein entglitt ihm langsam. Er grapschte nach dem Senkel, der sich bereits in die Hautfalten an seinem Hals vergraben hatte, und kratzte blutige Linien in sein Fleisch. Das mondbeschienene Viereck des Fensters hüpfte in seiner Vision hin und her, und er stürzte darauf zu. Der Schmerz in seiner Kehle wurde loser, und er versuchte, Luft einzutragen. Und dann versuchte er plötzlich, seine Hände auszustrecken, um

den idiotischen Fall seines Körpers aufzuhalten, während sein Verstand bereits das Splittern von verdrecktem Glas, die kühle Luft und das Stechen von Glassplittern an Gesicht und Händen zur Kenntnis nahm. Er versuchte zu schreien, als er sich auf den Steinplatten im Garten hinter der Villa das Genick brach.

Ganz kurz sah Gardiner durch das zerbrochene Fenster auf die leblose Masse Körper hinunter, um sich dann, als sei er zufriedengestellt, zum Gehen zu wenden. Sein Körper schien sich an die nächsten Bewegungen erinnern zu können; sein Verstand schlug einen vertrauten Kurs ein. Er bückte sich, um nach seinen Schuhen zu suchen. Dabei überkam ihn ein wilder Schmerz, der ihn lähmte, ihn laut aufschreien ließ. Sein Magen war verkrampt und brannte wie eine ölgetränkte Schnur. Er übergab sich, und als nichts mehr kam, schüttelte es ihn unkontrolliert, als hätte irgendein Zauberspruch oder eine Droge ihre Wirkung verloren.

Er wurde sich bewußt, was er getan hatte, und das erschreckte ihn. Panik wallte in ihm auf, und er hatte Angst, entdeckt zu werden. Das Krachen des splitternden Fensters, die Polizei ...

Und er hatte Angst vor sich selbst, als wäre er einem schrecklichen moralischen Vakuum entronnen.

Er zog sich die Schuhe an, machte sich nicht die Mühe, den Schnürsenkel wieder einzufädeln, steckte ihn statt dessen in die Tasche. Der feste Knoten um seinen Zeigefinger brachte ihn an den Rand der Raserei, als er ihn abzumachen versuchte. Inzwischen schmerzte sein Handgelenk empfindlich, und das Knie drohte, unter ihm wegzusacken. Mühsam humpelte er die Treppe hinunter.

Die Tür fiel krachend hinter ihm zu, und er glitt auf den Fahrersitz des Peugeot, fummelte den Zündschlüssel ins Schloß.

Beim dritten Versuch sprang der Motor schließlich an, und er fuhr viel zu heftig an, so daß der Kies unter den Hinterreifen davonspritzte. Er wendete in einem engen Kreis und fuhr, die

Scheinwerfer eingeschaltet, auf die Rue des Epinettes hinaus.

So schnell er konnte, fuhr er zurück ins Hotel, in die Geborgenheit seines Zimmers.

Er mußte steif auf dem Bett liegen, die Arme an seinen Seiten, die Beine von sich gestreckt, bis der Schüttelanfall von ihm wich. Er verlor jedes Gefühl für die Zeit und bemerkte kaum die Toilettenspülung nebenan, wo gerade einer seiner Söhne auf dem Klo war. Das Geräusch war Hunderte von Kilometern von ihm entfernt, befand sich in einer anderen Erfahrungswelt.

Er hatte das Gefühl, mehr als eine Person zu sein – zumindest zwei, wenn er sich auch hinsichtlich der genauen Anzahl nicht sicher war. Es mochten auch mehr Figuren sein, halb geformte Persönlichkeiten, die sich in dem feuchtkühlen, winzigen Raum seines Gehirns drängten. Da war das Selbst, das zu dieser Urlaubsreise aufgebrochen war; es zitterte vor Angst, fror und schwitzte abwechselnd. Diese Person war nicht unteilbar dieselbe wie diejenige, welche Angst hatte vor der Polizei, vor der Entdeckung von Dupuys Leiche, von seinen Reifenspuren und Fingerabdrücken; noch war sie die Person, welche Angst hatte, weil die Vergangenheit zurückgekommen war und sie mit einer Schußwaffe bedroht hatte. Das war ein jüngerer Mann, der sogar noch jünger wurde, als er ihn zu identifizieren versuchte, bis zurück zu dem gebrochenen jungen alten Mann in einer Reihe von Krankenhausbetten und Rollstühlen, die auf sonnenbeschienene Terrassen hinausquietschten, als die Tage noch wärmer waren – der jung-alte Mann, der sich angesichts der Wiederherstellung seiner Männlichkeit wieder mit der Welt zu versöhnen begann, als er den derben Stoff seines Schlafanzugs wieder an seinen Beinen spüren konnte, die so lange ohne Gefühl gewesen waren.

Und da war noch eine – die Person, die ihm in diesem Haus in der Rue des Epinettes in den Rücken gesprungen war, aus seinem Körper wie aus einer nicht weiter gebrauchten Larve

explodiert war. Gardiner der Killer, der Macher. Der Mann, der Dorchester und die Kanzlei und die langweiligen Freunde und den Pomp und die Kälte seiner mittleren Lebensjahre hinter sich gelassen hatte. So weit reichte sein Gefühl für sich selbst als ein vielfältiges Bild zurück.

Das Schlimmste war, daß ihn das, was Gardiner getan hatte, faszinierte. Jahre waren vergangen, aber angesichts einer Bedrohung war er imstande gewesen, kaltblütig und selbstverständlich zu töten. Ein ungesunder Glanz schien dieses vergessene Selbst zu umgeben, und oft hob er seine Hände, starre auf sie in dem mondbeschienenen Schlafzimmer, fühlte den Zug des straff gespannten Schnürsenkels, das Brennen auf seinem Handrücken, als er sich in Dupuys Hals grub.

Der erste Schluck Whisky, den er sich eingeschenkt hatte, als er sich schließlich vom Bett erhob, ließ ihn würgen, und er stellte das Glas geräuschvoll auf den Tisch zurück. Es war, als widersetze sich der ehemalige Gardiner, der, wie er nun zugeben mußte, wie ein Virus oder ein Krebs irgendwo in ihm verborgen lag, der Tatsache, beiseite geschoben zu werden, er hatte nämlich schon früher einmal getrunken, in dem Bemühen, zu vergessen ...

Er trat ans Fenster, wo er lange schweigend stehenblieb. seine Haut reagierte nicht mehr so sehr auf die Hitze seiner Gedanken als auf die Außentemperatur, und der Strand jenseits der Promenade schimmerte silbern im Mondlicht. Ein dünner, weißer Schnurrbart aus Schaum zeigte an, wo sich die Wellen brachen. *Ja, dachte er, immer und immer wieder, 's ist wie ein Krebs. Es frißt mich auf.*

Er schauderte, jedoch nicht mehr mit dieser Intensität – vielleicht nur eine Reaktion auf die kühle Luft, die durch das Fenster drang und sanft die Gardinen gegen ihn streifen ließ. Er verstand.

Langsam wandte er sich um, als hätte jemand das Zimmer betreten. Er betrachtete das Bett, die niedergedrückte Stelle in

der Matratze, wo seine Frau gesessen hatte, den Farbklecks ihres Kopftuchs, ihre Kleider über dem Stuhl in einer Ecke. Es war, als wären diese Fragmente das einzige, was ihm aus all den neunzehn Jahren geblieben war. Plötzlich wollte er, daß sie da gewesen wäre, mit der tiefen, schmerzlichen Sehnsucht eines Kindes nach der mütterlichen Umarmung, die den Rest der Welt ausschloß, sogar jegliche Gedanken aus seinem Kopf bannte. Aber sie war nicht da. Sie war bei ihrem Liebhaber.

Die rasche Leichtigkeit, mit der er diese Vorstellung mit Bösartigkeit umhüllte, verursachte ihm beim Atmen Schmerzen. Er wandte sich wieder dem Fenster zu. Seine Hände ballten sich zur Faust, öffneten sich wieder; sein Körper konnte Dupuy spüren, in der gewalttätigen Päderastie des Mordes gegen ihn gepreßt, als er ihn erwürgte. Die Erinnerung durchzitterte ihn – das kurze, letzte Schaudern der Körper während des Moments, bevor sie endgültig voneinander wichen, und er hievte den sterbenden Mann durch das Fenster, das zu erreichen er versucht hatte.

Mit zitternden Händen zündete er sich eine Zigarette an. Der Rauch beruhigte ihn überraschend schnell, und wie von selbst wandten sich seine Gedanken der Betrachtung seiner Zukunft zu. Er mußte so bald wie möglich aus La Baule abreisen. Selbsterhaltung.

Rouen. Eine widerwärtige Vorstellung. Er mußte nach Rouen. Dupuy hatte ihn in der Absicht, ihn zu töten, auf dem gepflasterten Platz in Rouen überfahren. Jemand anderer hatte ihnen den Auftrag dazu erteilt. Und zuvor war er in Paris verraten worden. Von derselben Person.

Er bewillkommnete die Entschiedenheit des Augenblicks, seine Gegenwärtigkeit. Geräuschvoll atmete er aus. Eine Art Umkehrung hatte stattgefunden – damals war jetzt, jetzt damals. Er versuchte nicht, es zu verstehen, aber er umfing es.

Er würde eine *carte d'identité* brauchen, und Geld. Er mußte völlig verschwinden. Ohne eine Spur. Wenn er seine Frau ohne

Geld zurückließ, würde ihr Liebhaber sie aushaken müssen, bis sie mit ihren Söhnen wieder nach England zurückkreiste. Diese Vorstellung bereitete ihm Vergnügen, als hätte er etwas Starkes getrunken.

Krebs.

Er wies den Gedanken von sich. Unausweichlich – gestand er sich ein. Unter Schmerzen hatte er sich dem Nachkriegsleben angepaßt, was man als normalen Alltag bezeichnete; denn er war fast vor die Hunde gegangen. Aber er kannte sich. Die gewalttätigen Gefühlsausbrüche, die Trinkerei, die Kälte seiner Frau gegenüber, die sich abschleifenden Beziehungen zu seinen Partnern – er schien sie ganz offensichtlich irgendwie – einzuschüchtern ...? Gardiner war ›Achilles‹. Das wußte er.

Er hatte andere wie ihn während des Krieges gesehen, und er hatte nie sein eigenes Wesen an ihrem gemessen. Er hätte das tun sollen.

Er wollte Rache.

Der Schlüssel lag in Rouen, bei den ehemaligen Mitgliedern der ›Ilium‹-Gruppe. Ein paar von ihnen mußten dort immer noch leben; sie würden ihm sagen können, wohin Perrier nach 1945 gegangen war. Sein Puls schlug schneller. Das Mädchen würde immer noch da sein. Sie hatte schon vor dem Krieg in dieser Gegend gelebt, auf einem Bauernhof. Sie würde es wissen.

Er drückte die Zigarette aus und zog sich aus. Er wollte in der Lage sein, so zu tun, als schliefe er, wenn seine Frau zurückkam. Nackt schlüpfte er unter die Decke und fuhr dann, wie zum Zweck einer Inspektion, mit den Händen über seinen Körper. Der Speck der mittleren Jahre. Aber noch nicht zu schlimm. Gott sei Dank; er war noch nicht alt.

Er lag da, starre an die Decke und dachte an den August 1944 – jede Sekunde jeden Tages. Als Jane zurückkam, schlief er bereits. Zufrieden, daß er sich an jeden Vorfall, vielleicht sogar jeden Gedanken jener vergangenen Tage hatte erinnern

können, war er etwa eine halbe Stunde, nachdem er sich zu Bett gelegt hatte, eingeschlafen.

In die Pläne, die er nun faßte, bezog Gardiner in keiner Weise seine Frau und seine Kinder mit ein. In den Augenblicken, in denen er darauf wartete, von der Polizei in seinem Zimmer verhört zu werden, ließ er die gespenstischen Bilder ihrer Kopulation, der tiefen, sexuellen Zufriedenheit, die er beim Aufwachen in ihren Augen bemerkt hatte, langsam ersterben; er stellte fest, daß sie nicht mehr länger an ihm nagten. Er war sogar imstande gewesen, die Parade ihres nackten Körpers vor dem Spiegel mit fast völliger Gleichgültigkeit zu beobachten, als sie sich von ihm unbeobachtet glaubte. Und auch aus diesem Grund klammerte er sich an seine neue Zukunft.

»Du hast gestern nacht wieder geträumt«, meinte sie, als er sich gerade rasierte. Er hatte in den Spiegel aufgeblickt und ihr Gesicht hinter ihm in der Badezimmertür gesehen. Sorgenfalten lagen um ihren Mund und um ihre Augen. Eine Spur der Besorgnis.

Er tat es mit einem Achselzucken ab und erwiderte gleichmütig: »Tatsächlich? Ich hoffe, ich habe dich nicht zu sehr gestört, Liebling?« Die ätzende Betonung auf dem letzten Wort ließ sie mit einem Schlenker ihres blonden Haars aus der Tür verschwinden.

Er wußte, daß er geträumt hatte, und nahm an, daß auch das Teil seiner Transfiguration war. Er hatte, in einer halbwachen Minute, wieder Angst gehabt, aber sein Körper war immer noch trocken gewesen, und das Laken nicht zerwühlt. Offensichtlich hatte er im Schlaf gesprochen. Jane hatte schon lange aufgehört, ihn nach seinen Alpträumen zu fragen – lange, bevor die Träume selbst aufgehört zu haben schienen.

Ein Moment des Erinnerns, er schluchzend in ihren Armen, sein schweißnasses Gesicht gegen ihre kühle Haut gepreßt – er schob den Gedanken von sich. Er war Teil eines vergrabenen

Lebens.

Die Jungen waren mächtig aufgeregt über die Ankunft der Polizei im Hotel während des Frühstücks. Er hatte sie unter Sarahs Obhut mit einer Menge Kleingeld losgeschickt. Jane war Schwimmen gegangen.

Gardiner schlürfte gerade seinen Kaffee, als es an die Tür klopfte.

»Herein.«

Ein kleiner Mann in einem braunen Anzug öffnete die Tür, verbeugte sich mit einem kaum merklichen Nicken des Kopfes und schloß die Tür hinter sich. Lächelnd überquerte er den Teppich und setzte sich Gardiner gegenüber in den extra bereitgestellten Sessel. Sie waren von der blendenden Weiße der Gardinen vor dem Fenster eingeraumt. Eine Brise vom Balkon herein versetzte die Vorhänge in leichte Bewegung.

»M'sieur Gardiner – sehr freundlich von Ihnen, daß Sie sich so bereitwillig zur Verfügung gestellt haben. Wie ich Ihnen bereits im Speisesaal unten erklärt habe, ermitteln wir im Todesfall eines Kellners aus diesem Hotel, eines Mannes namens Dupuy ...« Gardiner nickte, und der kleine Mann fuhr ihn an: »Haben Sie ihn vielleicht gekannt?«

»Nein, ich glaube nicht«, entgegnete Gardiner vorsichtig, wobei er versuchte, die kleine Ader der Erregung zu beruhigen, die sich in seiner Schläfe auf getan zu haben schien. Er studierte den Mann, der ihm gegenüber saß, und er mußte sich Mühe geben, sein Interesse nicht zu deutlich zum Vorschein kommen zu lassen. »Es tut mir leid – äh ...«

»Inspektor Costain, von der Präfektur.« Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, als hätte ihn irgend etwas in Gardiners Verhalten daran erinnert, daß es sich hier um ein Gespräch offizieller Natur handelte.

Gardiner sagte: »Vielleicht kenne ich ihn vom Sehen – vom Namen her jedenfalls nicht. Wieso? Ist an seinem Tod etwas Ungewöhnliches?«

Costain nickte. Für seinen kleinen Kopf waren seine dunklen Gesichtszüge sehr derb und grob. Seine Augen wiesen eine Spanielbräunung auf, eine wachsame Geduld. Er würde einen entschlossenen Gegenspieler abgeben, und Gardiner kam zum Bewußtsein, daß die Zeitspanne, während der er über völlige Handlungsfreiheit verfügen würde, sehr kurz bemessen sein würde. Der Inspektor tappte im Augenblick noch im dunkeln, befragte alle möglichen Urlauber in einem Mordfall.

»*Oui*. Er wurde gestern nacht aus einem Fenster im ersten Stock geworfen, nachdem er vorher fast erwürgt worden var.«

»Ich verstehe.« Gardiner zog ein Gesicht. Er konnte sich wieder als ein Vielfaches von sich selbst spüren, hüllte das Nachkriegsselbst um sich wie einen Umhang, wobei ihm zugleich seine Aufgeblasenheit, seine *Gewöhnlichkeit* bewußt wurde. »Und wie soll ich Ihnen dabei eine Hilfe sein?« Er lächelte in sich hinein. Genausogut hätte er gerade mit einem nervösen Klienten sprechen können.

»Reine Routinesache, M'sieur. Sie verstehen? Wir verhören alle Hotelgäste ...« Er machte eine kurze Pause und fügte dann hinzu: »Das heißt alle, die gestern nacht das Hotel verlassen haben.«

»Ach so. Hat ... ist dieser Kellner also nicht hier im Hotel umgebracht worden?« Costain schüttelte den Kopf, wobei er Gardiners Gesicht sorgfältig betrachtete, als könnte er hinter die Fassade sehen. Gardiner ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und wandelte seine Nervosität in Überraschung um. »Ach so. Ich dachte natürlich, es wäre hier passiert. Ich weiß nicht, wieso ich darauf gekommen bin.«

»Können Sie nachweisen, was Sie gestern abend gemacht haben, M'sieur? An sich ist es doch etwas ungewöhnlich, daß Sie sich, nachdem Sie kurz zuvor einen Unfall hatten, einen Mietwagen genommen haben. Hatten Sie denn nicht das Bedürfnis, sich etwas auszuruhen, zu erholen?« Er blickte auf Gardiners Knie. »Wie geht es denn Ihrem Bein?«

»Es ist noch ziemlich steif, fürchte ich. Ja, ich habe gestern einen Mietwagen genommen. Ich bin einfach nur ein bißchen durch die Gegend gefahren. Daher fürchte ich ...«

»Hat man Sie dabei gesehen? Sind Sie vielleicht in irgendeine Bar?«

Gardiner schüttelte den Kopf. Costain kritzelté kurz etwas in sein Notizbuch. In überlegtem Tonfall, als diktirte er dem Inspektor, antwortete er: »Leider nein.«

»Warum sind Sie überhaupt herumgefahren? Wollten Sie sich überzeugen, daß Sie es sich noch zutrauten, sich hinters Steuer zu setzen? War es das? Ihre Frau hat Sie ja nicht begleitet. Wir haben mit Madame Gardiner bereits im Foyer gesprochen ...«

Gardiner sah den Augenblick ihm entgleiten und griff danach.

»Ach ja? Nein, Herr Inspektor, meine Frau war gestern abend nicht in meiner Begleitung. Sie ist ausgegangen – um jemanden zu treffen ...« Seine Lippen verkniffen sich; seine Augen wurden matt. Das kleine Zucken der Erregung pulste nach wie vor in seiner Schläfe, und er war sich eines objektiven Teils seiner Selbst bewußt, der seine schauspielerische Leistung einschätzte. Vorsichtig senkte er seinen Blick und scharrete unentschlossen mit einem Fuß. Er hielt den Atem an und wartete.

»Ich verstehé. Ja, Madame Gardiner hat uns, in aller Vertraulichkeit natürlich, einen Namen genannt.«

»Ich möchte ihn nicht hören«, beeilte er sich erstarrend zu bemerken, wobei er genau eine Reaktion aus lang verflossenen Jahren traf. Auf seinen Wangen leuchteten zwei Farbflecken auf, und er erweckte den Eindruck, als bereute er sein Vertrauen in Costain bereits wieder. »Für Sie mag das ja nicht viel bedeuten ...« begann er, um jedoch mitten im Satz wieder abzubrechen. Kaum merklich ließ er eine Hand zittern, um sie

dann mit einer Bewegung der anderen zu beruhigen.

»Ich – entschuldigen Sie, M’sieur, daß ich Sie trotzdem fragen muß. Gibt es irgend jemanden, der genau sagen kann, wo Sie gestern nacht zwischen elf und zwölf Uhr waren und was Sie während dieser Zeit getan haben? Sie sind etwa um null Uhr fünfzehn ins Hotel zurückgekehrt. Ist das richtig?«

Gardiner schüttelte langsam den Kopf. Es war, als wäre er in Gedanken ganz woanders. »Ich nehme an, daß es etwa um diese Zeit war«, erwiderte er, um dann fester hinzuzufügen: »Ja, es war etwa um diese Zeit. Ich bin mir ziemlich sicher.«

Darauf trat ein Schweigen ein, in dem Gardiners Zuversicht in sich zusammenzürzen drohte. Die Stille dröhnte in seinen Ohren. Er war sich hinsichtlich der Wirkung seiner Erzählung auf Costain völlig im unklaren. Schließlich stand der Inspektor auf.

»Ich bitte Sie um Entschuldigung, M’sieur, daß ich Ihnen alle diese Fragen stellen mußte. Sie werden doch sicher noch ein paar Tage in La Baule bleiben?«

»Ja.«

»Gut. Wir müssen natürlich noch weiter unsere Nachforschungen zum Fall Dupuy anstellen; aber ich hoffe, Sie nicht mehr weiter damit behelligen zu müssen.«

Er schüttelte Gardiners Hand und verließ das Zimmer. Gardiner starrte einen Moment auf die geschlossene Tür und trat dann auf den Balkon hinaus. Dort blieb er, bis seine Frau zum Mittagessen ins Hotel zurückkehrte und aufs Zimmer kam, um sich umzukleiden.

Er blieb auf dem Balkon und beobachtete sie durch den Schimmer der sanft sich wiegenden Gardinen. Sie schien sein Schweigen dankbar aufzunehmen, wenn sie auch der mögliche Umfang seines Wissens beunruhigte. Nur ein einziges Mal, als sie vor dem Spiegel stand und sich das Haar bürstete, vermochte sein früheres Selbst nach Luft zu schnappen. Er wandte sich um, um auf die Promenade und den Strand hinunterzuschauen,

und das Gefühl erstarb wieder in ihm. Mit Zufriedenheit nahm er seine neu gewonnene Kontrolle über seine Emotionen zur Kenntnis und dachte über den Effekt seiner Vorstellung für Costain nach. Er ließ alte Fähigkeiten zu neuem Leben erwachen, wie das bereits auch in der Villa in der Rue des Epinettes geschehen war.

Er folgte ihr und den Kindern zum Mittagessen nach unten. Mit einem Minimum an Konversation aß er sich durch die bretonische Hammelkeule mit weißen Bohnen. Jane Gardiner, bedacht, das Schweigen, das sein Nichtwissen bewies, und damit auch den Schein in den Augen der anderen Gäste zu wahren, erwähnte weder den Inspektor noch seine Fragen.

Nach dem Essen veranlaßte er Jane, mit Sarah und den Jungen an den Strand zu gehen. Er versprach nachzukommen, sobald er sich vergewissert hatte, wie weit die Reparaturarbeiten an seinem Rover fortgeschritten waren. Er beabsichtigte jedoch, nichts von beidem zu tun. Als sie gegangen waren, setzte er sich eine Weile hinter seiner Ausgabe des *Daily Telegraph* in das Foyer des Hotels.

Es war vier Uhr, als er schließlich zum Jachthafen am nördlichen Ende der flachen Bucht fuhr. Die Fahrt dauerte zweimal so lange, als eigentlich nötig gewesen wäre, weil er sich die Mühe machte, sich zu vergewissern, daß er auch nicht beschattet wurde. Mit Erleichterung, wenn auch ohne Überraschung stellte er fest, daß niemand ihm folgte. Am Jachthafen angelangt, erkundigte er sich nach einem Boot, das er eventuell für den nächsten Tag mieten wollte, ohne sich dann jedoch auf eine Reservierung einzulassen. Er trug dabei die ganze Zeit seine Sonnenbrille und gab sich als Franzose aus, der unter Umständen ein kleines Boot mieten wollte. Nachdem er sich mit dieser Rolle etabliert hatte, wanderte er durch den Jachthafen und sah sich die Boote und die Leute an, die auf ihnen beschäftigt waren. Das Sonnenlicht brach sich auf dem Wasser und zeichnete sanft flirrende Muster auf die hellen Bootsrümpf-

fe und die Chromteile.

Es dauerte mehr als eine Stunde, bis er fand, was er suchte – drei in Frage kommende Boote, jedes zehn Meter lang oder größer und jedes im Besitz einer Person, die in jüngster Vergangenheit keinen Fuß darauf gesetzt hatte. Zwei davon lagen neben Booten, deren Besitzer sich an Bord oder zumindest in La Baule aufhielten. Nur das dritte Boot lag neben anderen Booten, deren Besitzer offensichtlich ebenso abwesend waren. Das dritte Boot wurde mit der größten Aufmerksamkeit bedacht; er drückte mit der Schulter gegen die Kajütentür, bis sie aufging, und inspizierte die Ausrüstung und die Vorräte.

Das Boot verfügte über eine Bermuda-Takelage, die er allein handhaben konnte; die Karten befanden sich auf dem neuesten Stand und beinhalteten diejenigen Küstenstreifen der Bretagne, die für ihn wichtig waren; die Wassertanks waren voll, und in den Vorratsschränken gab es ausreichend Lebensmittel. Das Boot war aufgetankt, und er nahm an, daß der Eigentümer baldigst erwartet wurde. Das Ganze war einfach zu verlockend, um widerstehen zu können. Er hielt nur einen Augenblick inne, um die Ausgeliefertheit zu bedenken, die ein solcher Ausflug auf dem Meer mit sich brachte, falls man ihm auf die Schliche kommen sollte; aber dann entschloß er sich, in dieser Nacht, bei Flut, die Jacht zu stehlen.

Er brachte das zerbrochene Schloß wieder an, so gut es ging, und schmierte über das helle, aufgesplittete Holz Schmierfett. Dann schlenderte er gelassen zu seinem Wagen zurück.

Vor Geschäftsschluß erstand er noch einen festen Brotbeutel, einen Anorak und eine wasserdichte Überhose. Er hinterließ diese Spuren nur ungern, aber es gab an Bord der Jacht keinerlei wasserfeste Kleidung.

Auf der Fahrt zurück zum Hotel fiel ihm plötzlich auf, daß er beschattet wurde. Jemand folgte ihm in einem rehbraunen Renault – vermutlich, seit er aus dem Sportartikelgeschäft

gekommen war. Das Auto sah nicht nach einem Polizeiwagen aus, aber ihm wurde klar, daß ihm nicht viel Zeit blieb – sogar wesentlich weniger, als er gehofft hatte.

Obwohl der Renault weiter die Uferpromenade hinunter fuhr, als er auf den Parkplatz des Hotels einbog, beunruhigte ihn die Tatsache, beschattet worden zu sein, doch beträchtlich. Als er die Geborgenheit seines Zimmers erreicht hatte, brauchte er dringend Füller und Papier. Er mußte eine Namensliste aufstellen, eine Art Talismann für die kommenden Tage. Jedes Mitglied der alten Gruppe. Mühsam versuchte er, sich auch an den letzten Namen zu erinnern. Ab und zu strich er einen Namen dick durch – die betreffende Person, ein Mann oder eine Frau, waren bereits vor dem Verrat tot gewesen. Neben den einzelnen Namen notierte er die Einzelheiten, deren er sich noch entsinnen konnte – Farbe der Augen und des Haares, Gewicht, ein Straßename, Beruf, Entfernungungen ...

Was war, wenn der braune Renault ihn schon am Jachthafen beschattet hatte, als er nach einem Boot gesucht hatte?

Ein weiterer Name – diesmal mit Größe und Alter.

Was war, wenn ...?

Dummes, sentimentales Gehabe, wie ein kleiner Junge in einem Abenteuerroman auf dem Meer zu entkommen.

Er mußte diese Nacht verschwinden, und er brauchte Geld – und ein Fluchtfahrzeug. Unter dem Druck der Gewißheit, beobachtet zu werden, entwickelte sich das Boot zu einer Chimäre, zu etwas, dem man nicht trauen konnte. Aber es gab keine Alternative.

Er stand wieder einmal am Fenster und dachte nicht mehr an die Liste, um einen klaren Kopf zu bekommen. Unter ihm überquerte eine Frau in einem Badeanzug die Straße; eine fette Dame auf einem Fahrrad wich ihr wackelnd aus und bediente erbost ihre Klingel. Die Gedanken, die dieses Bild in ihm wachriefen, standen in Verbindung mit kühlen Sommernächten

und einem geschwärzten Gesicht, oder vielleicht auch mit derber Arbeitskleidung; die Fahrten auf dem Fahrrad durch die Umgebung von Rouen; Botschaften, die überbracht werden mußten; Einzelheiten einer Operation, die überprüft werden sollten; oder ein Treffen mit einem anderen Mitglied ...

Er war begeistert, obwohl ihm zugleich durchaus bewußt war, daß es letztlich erst eine Hälfte eines Planes war. *War das Boot inzwischen nur noch ein Bluff, eine abgelegte Karte?*

Dann das Schwarze Brett im Foyer, das ihn auf die Idee mit dem Boot gebracht hatte. Das war der Rest seines Vorhabens. Er wußte, wie er sich selbst ermorden konnte.

Da war nur noch ein Problem – Jane durfte nicht im Hotel sein, wenn er verschwand; am besten traf sie sich mit ihrem Liebhaber.

Als sie zurückkam, spürte er ihr wiedergekehrtes Selbstvertrauen. Sie mußte sich mit dem Mann am Strand getroffen haben, obwohl sie in Begleitung ihrer Söhne gewesen war. Sie sprach ihn nicht darauf an, weshalb er nicht gekommen war. An der Art, in der sie sich zum Duschen auskleidete, konnte er erkennen, daß ihr Selbstvertrauen wieder zurückgekehrt war; sie fühlte sich geschmeichelt, von dem jungen Franzosen begehrt zu werden. Es würde nicht weiter schwierig sein, eine klare Auseinandersetzung zu inszenieren. Sie brauchte sich lediglich bedroht zu fühlen.

Als sie sich unter der Dusche einseifte – sie zog den Vorhang zu, als er im Bad erschien –, nahm er sein Hemd ab und wusch sich das Gesicht. Dann schäumte er sich sorgfältig ein, prüfte die Klinge und fing an, sich bedächtig zu rasieren, wohlig eingehüllt von dem Dampf, der vom Heißwasserhahn aufstieg und zum Teil den Spiegel beschlagen ließ. Mit jedem Strich des Rasierapparats bildete das Rauschen der Dusche eine angenehm einlullende Hintergrundmusik. Als er sich schließlich den Rasierschaum abwischte, sagte er:

»Der Wagen wird morgen fertig sein. Dann können wir

weiterfahren. Ich möchte so schnell wie möglich in die Dordogne runter. Das wird natürlich eine ganz schöne Fahrerei werden. Aber das macht dir doch sicherlich nichts aus, oder?«

Zuerst keine Antwort, außer dem Rauschen des Wassers. Er schabte sorgfältig an seiner Oberlippe, ohne in Richtung Dusche zu sehen.

Dann hörte er die Ringe des Duschvorhangs klappern, und sie sagte: »Wieso willst du denn plötzlich so überstürzt aufbrechen?« In ihrer Stimme lag ein leichter Anflug von Beunruhigung und Enttäuschung, obwohl sie sich Mühe gab, sich nichts anmerken zu lassen.

»Ich habe genug von La Baule.« Er wandte sich gerade mit besonderer Sorgfalt der Kerbe in seinem Kinn zu. »Du und die Kinder, ihr habt doch sicher auch genug vom Strand und vom Herumfaulenzen. Jetzt bin ich mal dran, hm. Ich möchte auch mal ein bißchen Spaß haben.«

»Ich sehe einfach nicht ein, weshalb wir unbedingt schon morgen fahren müssen – mehr nicht!« fuhr sie ihn an.

Er wartete einen Augenblick, bevor er erwiderte: »Was hast du denn? Du wirst doch nicht etwa traurig sein, deinen Liebhaber verlassen zu müssen?«

Als Antwort darauf kam ein hörbares Einatmen. Er wandte sich ihr noch immer nicht zu. Gardiner hatte das Unaussprechbare ausgesprochen.

»Was willst du damit sagen ...?« fing sie an.

»Na ja, was willst du dann?« fiel er ihr ins Wort. Sein Kopf fuhr herum, so daß er sie für einen Augenblick ansah, um sich dann wieder seiner Rasur und den letzten Schaumflecken zuzuwenden. »Dann hält uns doch absolut nichts mehr hier.«

»Was hast du vorhin gemeint?« Ihre Stimme klang nun gefaßter, zielstrebiger.

»Ach, wegen deines Liebhabers? Wieso, hattest du denn noch nicht genügend Zeit, dir einen zu angeln?«

»Du Dreckskerl!« fauchte sie ihn an. »Was zum Teufel willst

du damit sagen?«

»Du weißt sehr gut, was ich damit sagen will. Es ist einfach nur – normalerweise enthalte ich mich in diesem Punkt ja eines Kommentars –, daß ich nicht recht einsehe, warum du deiner Libido unbedingt nachgehen mußt, wenn wir mit den Kindern Urlaub machen. Oder findest du das übertrieben?« Er ließ eine falsche Süße in seine Stimme fließen, als er hinzufügte: »Ich meine, doch schon allein der Kinder wegen.«

»Meine Güte! Die würden doch nicht einmal merken, wenn ich mich auf *ihrem* Bett mit jemandem lieben würde, wenn ich dabei nicht gerade eines ihrer kostbaren Flugzeugmodelle kaputtmachen würde ...!« Sie war wütend auf ihn, aber irgend etwas in ihr schien die ungebrochene Direktheit der Konfrontation immer noch vermeiden zu wollen.

»Vermutlich hast du sogar recht«, stimmte er ihr zu. »Wenn man jedoch einmal davon absieht, daß du dich zum Essen und für den Strand umziehen mußt, fände ich es doch begrüßenswert, wenn du wenigstens einmal für vierzehn Tage deinen Schläpfer anbehalten könntest.« Sie schoß an ihm vorbei, das Handtuch fast jungfräulich um sich geschlungen. Als er in den Spiegel aufblickte, sah er, daß ihr Gesicht starr und verängstigt war. Sie war wütend, und auch verwirrt. Im Augenblick traute sie ihm alles zu, und diese Vorstellung verunsicherte sie. Er wußte, daß sie sich an die vergangenen Eifersuchtsanfälle erinnerte, und vielleicht sogar an die Zeiten davor, als er das Ganze noch sich selbst zum Vorwurf gemacht hatte. Körperliche Gewalt – sogar das, bevor sie zu verstehen imstande war, daß es ihm nicht länger etwas ausmachte, daß er nichts mehr dagegen hatte.

»Du ... du hast eine Fantasie wie eine Kloake«, keuchte sie, während sie an der Tür des Badezimmers stehenblieb. Sie war außer Atem, als hätte sie gerade eine stark körperliche Anstrengung hinter sich.

»Genau. Und du hast die Moral einer Kloakenratte, meine

Liebe; wir geben also ein reizendes Paar ab ...« Ohne sich nach ihr umzuwenden, ergriff er das dicke, weiße Handtuch und begann, sich das Gesicht abzutupfen. Er ließ das Wasser aus dem Waschbecken ablaufen und stellte amüsiert die Analogie zwischen seiner Ehe und den letzten neunzehn Jahren fest. Nichts als Wasser, das ablief und grauen, schmutzigen Schaum zurückließ. Währenddessen konnte er die ganze Zeit ihre Wut, ihren Haß spüren. Als er sich schließlich nach ihr umdrehte, wickelte sie sich das Badetuch fester um ihre Brüste, als fühlte sie sich bedroht. »Also gut, Liebling. Mach meinetwegen heute abend, wonach dir ist; aber morgen wird gefahren. Und zwar morgen früh!«

Darauf entstand ein langes, angespanntes Schweigen, währenddessen sie sich anstarnten. Sie wandte sich schließlich, auf ihre volle Unterlippe beißend, beschämtd und herabgesetzt ab. Er verspürte keinerlei Mitgefühl für sie, nur die Zufriedenheit, die Situation so gekonnt eingefädelt zu haben. Nun würde sie, in ihrem Selbstwertgefühl getroffen, entschlossen sein, die letzte Nacht in La Baule mit ihrem französischen Liebhaber zu verbringen. Er hatte das Unaussprechliche ausgesprochen und sie mehr oder weniger als Hure hingestellt. Dafür würde sie ihn büßen lassen. Wenn sie in dieser Nacht – oder am nächsten Morgen – zurückkommen würde, würde sie damit rechnen, ihm ihre Untreue ins Gesicht zu schleudern, während ihr Selbstvertrauen wiederhergestellt sein würde, ebenso wie die Gewißheit, noch begehrenswert zu sein.

Um sicherzugehen, daß sie ihren Liebhaber anrief und die nötigen Vereinbarungen treffen konnte, nahm er Sarah und die beiden Jungen schon früh in den Speisesaal mit hinunter, wo er sich sowohl mit dem Mädchen wie mit den Gästen an den umliegenden Tischen richtiggehend leutselig und gut gelaunt gab. Als ob er, wie er sich eingestand, sich von seinen Reisegefährten verabschieden und sich dabei schon im vorhinein entschuldigen wollte, daß er vorhatte, sie ihres französischen

Geldes zu berauben. Denn auch für sein Geldproblem hatte er bereits eine Lösung gefunden.

Er aß Weizenpfannkuchen, Hummer Armoricaine und Rennes pralinés, trank fast eine ganze Flasche Muscadet und brütete über seinem Kaffee. Als Jane während des Hauptgerichts sich zu ihnen gesellte, war sie sorgfältig geschminkt und saß steif und schweigsam auf ihrem Platz. Er spürte bereits die Rückkehr ihres sexuellen Selbstvertrauens. Ihr Liebhaber hatte ihr sicher geschmeichelt, sich begehrlich gezeigt.

Sie ging kurz vor halb neun. Die Jungen küßte sie kurz, Gardiner ignorierte sie.

Zwei Minuten nach Mitternacht klopfte er an die Tür der Suite des Geschäftsführers im ersten Stock des Hotels. Aus dem Innern ertönte ein gedämpftes Geräusch, und er öffnete die Tür. Der Geschäftsführer zeigte sich über sein Erscheinen leicht verwundert, stand aber von der Couch auf, wo er gerade eine Platte von Charles Trenet anhörte, stellte seinen Drink ab und sagte auf englisch:

»M'sieur Gardiner? Was kann ich für Sie tun?« Argwöhnisch trat er auf Gardiner zu. »Was ist? Stimmt irgend etwas nicht?«

Gardiner nahm das rasiermesserscharfe Käsemesser, das er sich beim Abendessen in die Tasche seines Anoraks gesteckt hatte, und drückte es gegen den sich wölbenden Bauch des Geschäftsführers.

Die Augen des kleinen Mannes weiteten sich, aber er schien eher durch die Größe des Engländer beeindruckt als durch das Messer.

»Sie werden doch sicher nicht wie ein Stück von diesem eher mittelmäßigen Camembert enden wollen, den Sie da hinten servieren, M'sieur?« Gardiner preßte die Messerspitze fester gegen den Bauch des Mannes, so daß sie durch seine Weste drang und die Haut berührte. Der Geschäftsführer zuckte

zusammen, schloß die Augen und öffnete sie wieder. Gardiner stellte fest, daß er genügend eingeschüchtert war.

»Was wollen Sie?« fragte der Geschäftsführer.

»Ich gehe doch richtig in der Annahme, daß Sie hier in Ihrem Safe das Geld aus der Wechselstube aufbewahren?«

Der Geschäftsführer war unfähig zu lügen. Er nickte. »Ja.«

»Gut. Also dann?« Er preßte das Messer gegen den Bauch des Mannes, so daß dieser schluckte. Als er sich umdrehte, um Gardiner zum Safe zu führen, fing er in dem großen Wandspiegel seinen eigenen Blick auf. Er sah fett und verängstigt und lächerlich aus. Während er sich zum Safe hinunterbeugte, hielt Gardiner ihm das Messer an die Kehle, die durch den steifen Hemdkragen schon leicht irritiert war. Seine fettgepolsterte Hand fummelte an der Kombination des kleinen Safe, der unverdeckt in die Wand des Raumes gemauert war.

Ganz leise quietschend ging die Tür des Safes auf. Es war so still, daß er die Uhr auf dem Kaminsims ganz deutlich hören konnte. Dann händigte er dem Mann mit dem Messer die Bündel mit den Francs aus. Als er Gardiner aus Versehen Dollars reichte, gab dieser sie ihm wieder zurück, um sie ihm jedoch im nächsten Moment neuerlich zu entreißen.

»Also gut, dann geben Sie alles her!« fuhr er ihn an, als wäre er auf sich selbst wütend. »Schnell!«

Der Geschäftsführer holte die sauber geordneten Bündel aus dem Safe; das Messer wich keinen Zentimeter von der Seite seines Halses, während der Engländer die Geldscheine in die Taschen seines Anoraks stopfte – Dollars, Pfund Sterling, Mark, Francs, Lire. Dann, ganz plötzlich, war der Safe leer, und die Messerspitze fühlte sich sehr scharf und spitz an seiner Kehle an. Er wagte nicht, seinen Kopf zu wenden. Es war nicht mehr als ein Augenblick, in dem das Messer weg war und Gardiner den kleinen Mann mit der flachen Hand gegen die Seite des Kopfes schlug, ganz dicht hinter dem Ohr. Geräuschlos glitt er zu Boden, wo er wie ein Tier im Winterschlaf eine

embryonale Position einnahm.

Gardiner steckte das Messer in seine Tasche, packte dann die bewußtlose Gestalt des Geschäftsführers unter den Armen und schlepppte sie durch den Raum. Mit dem Absatz drückte er die Schlafzimmertür auf und zerrte den Körper ans Bett. Dann kniete er nieder und schob den Geschäftsführer des Hotel Boulevard de l'Océan unters Bett. Er strich das Laken glatt, rückte seinen Anorak zurecht, schloß die Tür hinter sich und verriegelte sie.

Der Mietwagen stand auf dem Parkplatz: im Kofferraum ein altes Fahrrad, Eigentum eines Portiers, der bis zum Morgen Dienst hatte. Er fuhr zum Jachthafen. Auf den Straßen war kaum Verkehr, und die Fahrt dauerte weniger als zehn Minuten. Er fuhr direkt aus der Stadt zum Pointe Penchateau.

Die Straße, die am Strand entlangführte, krümmte sich um die flache, felsige Landspitze. Die zurückweichende Flut bedeckte noch die meisten Felsen. Bevor seine Zeit abließ, würde noch kein Sand zu sehen sein. Jenseits des Wassers konnte er die Lichter von La Baule erkennen, die aus scheinbar weiter Ferne zu ihm herüberglierten. Er öffnete den Kofferraum und nahm das Fahrrad heraus. Über die Straße und die abgetretenen Stufen hinunter trug er es zu den Felsen, um es gegen eine Schutzmauer zu lehnen, die zwar nur drei Meter hoch war, aber doch ausreichte, daß das Fahrrad von der Straße aus nicht gesehen werden konnte. Es stellte ein leichtes Risiko dar, es etwas mehr als eine Stunde an dieser Stelle ungesichert stehen zu lassen, aber er hatte keine andere Wahl. Er wartete, bis geräuschvoll ein Auto vorbeifuhr, dessen Radio langsam hinter ihm verhallte, bevor er zu seinem Wagen zurückging und den Brotbeutel vom Rücksitz nahm, in den er, zusammen mit einigen Kleidern, das Geld aus dem Hotelsafe gestopft hatte. Auch ihn hier zurückzulassen war riskant.

Er suchte ein paar Minuten, bis er eine tiefe und schmale Spalte in den Felsen fand. Er steckte den Brotbeutel hinein, so

daß er nicht mehr zu sehen war.

Als er aufstand und sich den Schmutz von den Kleidern strich, spürte er die Feuchtigkeit des erst kurz vom Wasser freigegebenen Felsens an seinen Knien. Er ging zum Wagen zurück, wendete und fuhr auf dem Weg, auf dem er gekommen war, zurück, bis er den Jachthafen erreichte. Er parkte und schloß den Wagen ab.

Der Jachthafen war unbewacht, soweit er das beurteilen konnte. Es gab einen Zaun und ein verschlossenes Tor. Er kletterte darüber und ließ sich auf der anderen Seite zu Boden gleiten. Dieser Vorgang dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, aber ihm schien er endlos. Hunderte von Erinnerungsfetzen rasten durch seinen Kopf, Hunderte von Gerüchen der Vergangenheit stiegen in seine Nase, bevor seine Füße wieder den Erdboden berührten. Er begriff das Ganze als ein Dossier, das sein Körper in einer Mikrosekunde zusammenstellte. Er ging in die Hocke, und als er sich danach wieder aufrichtete, war es, als sähe er sich plötzlich mit anderen Augen. Er blickte über die glitzernde Bucht von La Baule; die Lichter schienen ihm Millionen Lichtjahre entfernt. Dann machte er sich auf den Weg zu der Jacht, die er für seine Zwecke auserkoren hatte.

Die Flut wich rasch zurück, und das Boot, dunkel und mit flachem Rumpf, schaukelte wenig anmutig in der Dünung. Er kletterte an Bord und begab sich schnurstracks zum Bug. Für seine Zwecke würde er den kleinen Hilfsmotor nicht brauchen; auch würde es nicht nötig sein, das Boot aufzutakeln. Die zurückweichende Flut würde ihn mit sich treiben – eine kurze Reise, und er hatte alles im voraus berechnet. Wenn nötig, würde er den Motor anwerfen, aber er schätzte, daß er auch ohne ihn an die Stelle gelangen würde, die er erreichen wollte.

Gedämpfte Rockmusik aus einem Café oder einem Nachtclub. Er legte ab und nahm das Ruder in die Hand. Das Boot – ein Typ, wie er ihn sich in seiner früheren Existenz gern hätte

leisten können – war jetzt nichts weiter als ein Mittel zum Zweck. Die Lichter der Stadt lagen hinter ihm, als die Strömung am Rumpf zerrte. Der Himmel blitzte voller Sterne, als er den Blick aufs Meer hinauswandte. Steuerbord konnte er den kleinen Leuchtturm an der Flußmündung erkennen, die er auf dem Weg zu der Landspitze überquert hatte. Sein einziger Anhaltspunkt, als er nach steuerbord sah, war eine Gruppe Lichter, die hinter der Felsspitze aufleuchtete. Er kannte den Kurs des Vergnügungsdampfers; er hatte ihn die Nacht zuvor beobachtet, wie er die Bucht überquerte – hin und zurück. Tanz, Essen und Wein. Bei dem Gedanken an das Plakat im Foyer des Hotels verzog sich sein Gesicht, und er fragte sich, ob sich wohl seine Frau und ihr Liebhaber an Bord befanden. Er hoffte, dies würde der Fall sein.

Die Minuten verstrichen, und er bewegte sich mit der Flut auf seinem geplanten Kurs. Die Lichter glitten hinter den Felsen hervor, und über das dunkle Wasser konnte man die Musik der Band auf dem Dampfer hören. Erst war die Lichterkette ein verschwommenes Halsband, um sich schließlich im Näherkommen als einzelne Lampen in verschiedenen Farben darzustellen. Die Musik wurde lauter, und er erkannte die Melodie. Ein altmodischer Walzer, der zu der Zeit vor dem Krieg, zu seiner Jugend, gehörte. Zum erstenmal wurde die Wärme der Sommernacht für ihn real, und mit einem Teil seiner Gedanken hing er den Taktten der Musik nach, während er gleichzeitig Entfernungsberechnungen berechnete – und den Punkt des Zusammentreffens.

Er stellte fest, daß sein Kurs leicht abwich, und ließ den Hilfsmotor an. Die Melodie glitt aus seinen Gedanken, während der Motor hustend ansprang und sofort wieder erstarb. Er versuchte es ein zweites Mal – ein keuchendes, asthmatisches Versprechen, dann neuerlich Stille. Die Musik lauter, das Drehen der Schiffsschrauben hörbar. Der passierende Dampfer brachte den Rumpf der Jacht zum Vibrieren. Fluchend blickte

er zu dem mondbeschienenen Flecken Meer hinüber, in dem sich nun bereits die Lichter des Dampfers spiegelten, und zog erneut den Anlasser. Spotzend knatterte er auf und verfiel in ein gleichmäßiges Tuckern. Die plötzliche Vorwärtsbewegung des Bootes drückte ihn fester in seinen Sitz. Er klemmte sich das Ruder unter den Arm und steuerte die Jacht auf den gewünschten Punkt auf der glitzernden Oberfläche der Bucht zu. Es waren vielleicht noch siebzig bis achtzig Meter.

Er behielt den Dampfer genau im Auge. Es mußte wie ein Unfall aussehen, und er fürchtete die Wachsamkeit der Besatzung. Nichts weiter als Köpfe, strichen Passagiere an der Reling entlang. Der Dampfer drohend über ihm – und dann hörte er die Stimme über Megaphon. Die Musik brach ab, und etwas Rauheres, Moderneres trat an ihre Stelle. Dann ein Kegel des Schweigens zwischen den beiden Bugen, und ihn durchzuckte heftige, stechende Angst, als sich der Dampfer über der Jacht auftürmte. Das Nebelhorn des Schiffs dröhnte auf; die Musik hatte aufgehört, und dann war der schwache Schrei einer verzerrten menschlichen Stimme zu hören – vergeblich wie der Ruf eines Vogels. Die Bugwelle des Dampfers schien von ihm wegzugleiten; die dunkle Messerkante im Wasser, welche über ihm aufragte, schien sich zur Seite zu neigen ...

Er stand auf und hechtete an der Stelle, die am weitesten von dem drohend über ihm sich erhebenden Bug entfernt war, mit einem Kopfsprung ins Wasser, als bereits der erste Schock des Zusammenpralls die Jacht schüttelte. Verzweifelt tauchte er in die Tiefe, bis das Pochen des Bluts in seinen Ohren durch das betäubende Dröhnen der über ihn hinweggleitenden Schiffs-schraube zum Verstummen gebracht war. Er wurde von der Wasserverdrängung des Dampfers hin und her geschaukelt. Der riesige, schwarze Schatten glitt über ihn hinweg, verdunkelte das Schimmern des Mondlichts. Er spürte das Brennen des Salzwassers in seinem genähten Knie und dann nur noch das Drängen seiner Lungen, die unter den Rippen anzuschwel-

len schienen. Er mußte tief hinunter.

Da war ein Augenblick von stechender Deutlichkeit, in dem er dachte, er müßte sterben. Das Geräusch der Schiffsschrauben war ein schreckliches Dröhnen, und das Wasser zerrte an ihm, zog ihn nach oben, ruckte an seinen Gliedern. Er war unfähig, in diesem Mahlstrom zu schwimmen – er hatte sich verrechnet. Und dann kämpfte er um sein Leben, schwerelos, wie von einem gewaltigen Sturm in dem dunklen Wasser umhergewirbelt, das um ihn aufschäumte.

Dann ein Fehlen jeglicher Gedanken, eine Aufhebung jeder Zeit. Schwach schlug er um sich, strebte der Oberfläche entgegen, aber ohne wirkliches Wollen oder Drängen. Er hatte ausgeatmet, und er fühlte sich leer und leicht, wie eine Boje.

Sein Verstand – ein Teil davon – warnte ihn, und er merkte, daß er unter Wasser die Orientierung verloren hatte. Er schwamm nach *unten*. Nichts als noch dunkleres Wasser vor ihm. Schwerfällig drehte er sich herum, bis das schwache Schimmern der Sterne über ihm sichtbar wurde. Er hatte kein Gefühl für oben und unten, aber er bewegte die Arme auf das schwache Licht zu. Sein Blut schrie inzwischen nach Sauerstoff, die Glieder wurden ihm schwer, und im Kopf begann sich ihm alles zu drehen. Er hoffte nur, das heller werdende Licht wäre keine Illusion.

Sein Kopf stach durch die Wasseroberfläche, und er sog keuchend die Luft in seine Lungen, gleichzeitig größere Mengen von Salzwasser schluckend. Der Vergnügungsdampfer änderte bereits seinen Kurs, um nach ihm Ausschau zu halten. Auf dem aufgewühlten Wasser war kaum eine Spur der schiffbrüchigen Jacht zu sehen. Er hörte gedämpfte Rufe. Offensichtlich spielte keine Musik mehr. Er zwang sich, ein letztes Mal einzutauen und seinen Kopf wieder in das fremde Element einzutauchen. Trotz seiner Erschöpfung zwang er sich, unter Wasser in Richtung auf die Felsspitze zu schwimmen.

Als sein Kopf neuerlich an die Oberfläche kam, schien der Dampfer kein Stück weiter entfernt. Er tauchte neuerlich unter und wurde sich dabei bewußt, daß der Dampfer nun genau in der entgegengesetzten Richtung fuhr und er Gefahr lief, ein zweites Mal von ihm überfahren zu werden. Daran konnte er nicht das geringste ändern, nur wieder an die Oberfläche keuchen, die Lungen vor Erleichterung aufbrüllend, sein Körper müde und schwer von dem seltsamen, schwierigen Element, dem er ihn anheimgegeben hatte. Er fühlte sich unbeholfen und schwer auf der Oberfläche, als hing er mit letzter Kraft an einem Mauerabsatz – kurz davor, abzugleiten und in die Leere und das Dunkel hinabzustürzen. Er konnte nicht beurteilen, ob er in Gefahr war, das Bewußtsein zu verlieren. Lange blieb er an der Oberfläche. Auf dem Dampfer schien man die Maschinen abgestellt zu haben. Er sah den Leuchtturm, während er im Wasser trat.

Mit jedem Zug spürte er die Strömung der zurückweichenden Flut an sich zerren, als wollte sie ihn aufs Meer hinauspüllen. Ohne jegliches Zeitgefühl, schien er in endloser, unsinniger Verzweiflung damit beschäftigt, mit seinen Armen im Wasser zu rudern. Später wurde ihm bewußt, daß er mehrere Male ohnmächtig geworden war und daß er oft aufgegeben hatte. Aber immer wieder kam das Zustreben auf die Felsen der Landspitze auf dieselbe Weise in sein Bewußtsein zurück – das schwache Rudern der Arme, als hielten sie sich einen Gegner vom Leib, und die Haltlosigkeit des Körpers auf der Wasseroberfläche. Er mühte sich in zwei verschiedenen Zeitphasen ab. Zum einen lebte in ihm sein gegenwärtiges Ich, verknüpft mit den Lichtern von La Baule und dem ruhigen Kreisen des Lichtstrahls des Leuchtturms; zum anderen war da auch noch der Mann, der den Fluß durchschwamm, auf das andere Ufer zu, weg von dem Zug. 1944. Zwei Personen kämpften, verschmolzen auf sonderbare Weise ineinander – die Jahre dazwischen verschwanden, verdrängt durch die Anstrengung

der schmerzenden Muskeln und das Rasen des verzweifelten Verstandes.

Als er sich auf die Felsen zog, war er völlig ausgelaugt. Er übergab sich. Seewasser und halb verdaute Nahrung sickerten träge aus seinem Mund, als er mit hängendem Kopf in einer Vertiefung lag, wenige Zentimeter vor seinen brennenden Augen eine kleine Wasserlake, seine Füße immer noch in der sich zurückziehenden Flut baumelnd. Er schauderte vor Erschöpfung und Erleichterung.

Viel später, als die Flut seine Füße freigegeben hatte, wandte er sich auf den Rücken und lachte. Schwach – und feucht zuerst; aber dann gab das Geräusch immer deutlicher dem Triumph seines Überlebens Ausdruck. Als sein Atem sich wieder normalisiert hatte und sich die nassen Kleider seinen zu neuem Leben erwachenden Sinnen als unangenehm darstellten, zog er sich aus und trocknete sich mit einem Handtuch ab. Rasch schlüpfte er in den am wenigsten englisch aussehenden Anzug, den er besessen hatte, und ließ das Geld unter dem Anorak und den feuchten Kleidern in dem Brotbeutel. Ein einziges Mal blickte er auf die Bucht hinaus. Er mußte lange gebraucht haben, um sich zu erholen. Von dem Dampfer war keine Spur zu sehen, und nichts deutete darauf hin, daß man nach ihm suchte.

Über verlassene Landstraßen fuhr er mit dem Fahrrad nach St. Nazaire. Dort bestieg er den Morgenzug nach Paris, nachdem er das Fahrrad in der Gepäckaufbewahrung aufgegeben hatte.

KAPITEL VIER

Staatsaffären

Der Fluß war eine öliggraue Schmiere unter niedrigen Wolken, Wolken, die von der aufgehenden Sonne quer über ihren Bauch betupft wurden, schwer und geschwollen über der Lippe der Stadt flußabwärts. Nachdem es die ganze Nacht hindurch geregnet hatte, war es fast wie an einem Wintermorgen. Nachdem er eine weitere Nacht keinen Schlaf gefunden hatte, hatte Hilary Latymer das Haus in der Cheyne Row verlassen und seine Schritte in Richtung Chelsea-Uferstraße gelenkt. Seine Miene war wintrig wie der Tag, wund und erschöpft. Der Lichtschein der Lampen entlang der Uferstraße warf eine ätzende Färbung auf sein Gesicht, als er seine Patrouille fortsetzte, ohne etwas zu sehen.

Das elegant möblierte Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert hinter ihm, das sie mit Victorias Geld gekauft hatten, war kalt und still. Er hatte bereits daran gedacht, es zu verkaufen, hatte dann aber sofort diesen Gedanken weit von sich gewiesen, als wäre er eine Art Verrat. Er hatte die einzige Angestellte, die Victoria während des letzten Jahres beschäftigt hatte, Köchin und Haushälterin in einer Person, zu ihren Verwandten in den Norden geschickt. Das war keine Entlassung; nur wäre ihm Mrs. Wetherbys Anwesenheit, mit ihrem stillen Mitgefühl und den gequälten Hundeaugen, auf die Dauer zu viel geworden. Am liebsten aß er zu recht ungewöhnlichen Zeiten; und wenn er überhaupt zu Hause aß, dann meistens irgendwelche kalten Reste. Von anderen menschlichen Wesen unbewohnt, war das Haus erträglich.

An die Themse herunterzukommen war keine gute Idee gewesen, stellte er fest. Aber nach einer schlaflosen Nacht konnte er das Haus einfach nicht ertragen – die stillen Zimmer, die vorgezogenen Vorhänge, die Möbel, die ihn überall an Victoria erinnerten, bis das Tageslicht in jedem Raum wieder stark genug war. Das harte Licht der Küchenlampe zerrte an seinen Nerven.

Nur einmal zuvor, als sein Bruder 1944 in der Normandie gefallen war, hatte er ein ähnliches Gefühl entsetzlichen Elends verspürt. Das Leid lastete auf ihm, schränkte den Horizont seiner Gefühle ein. Er hatte daran gedacht, seine Stellung aufzugeben, behielt sich eine endgültige Entscheidung jedoch noch vor, als wäre er sich bereits der absoluten Leere seiner Tage bewußt gewesen, wenn er keine Arbeit mehr hatte, um zumindest einen Teil seines Denkens zu beschäftigen.

Hilary Latymer, sechszundvierzig Jahre alt, war seinem Wesen nach ein ausgeglichener Mensch. Er war nicht an extreme Gefühlszustände gewohnt. Seine Gelassenheit hatte ihn, während und nach dem Krieg, als einen guten Geheimdienstbeamten qualifiziert. Über den Tod seines Bruders hatte er nur aus zweiter Hand erfahren. Damals war Krieg gewesen, und er hatte sein Sterben nicht selbst miterlebt. Mit Victoria war es, als stürbe er mit ihr. Ohne den Trost der Drogen, die sein Bewußtsein abtöteten; das Gefühl, ein toter Gegenstand zu sein, nur noch von sinnlosen Sehnen zusammengehalten.

Er brauchte etwas, machte er sich klar, um seinen eigenen Teufeln entkommen zu können. Vielleicht sollte er die Dämonen einer anderen Person verfolgen, ein Krebsgeschwür, das die Gedanken an das häßliche, inoperable Ding austrieb, welches das Gehirn seiner Frau zerfraß. Er bemühte sich in diesen Tagen, nur sehr flach zu atmen, während er auf den Tod seiner Frau wartete. Er trat auf einer dünnen Kruste von Gefühlen herum.

Als die Bäume auf dem Gelände des Royal Hospital über

ihm aufragten, machte er kehrt und ging auf dem gleichen Weg zu dem leeren Haus in der Cheyne Row zurück.

Er erreichte sein Büro kurz vor acht Uhr. Er hatte in seinem selbstgemachten Frühstück gepickt, war aber, sobald dies nur irgend möglich war, aus dem Haus geflüchtet und hatte die U-Bahn in die Innenstadt genommen. Im alten Judenviertel betrat er eine Seitentür, die zu den anonymen Büros über einer kleinen Privatbank, Gairstang's, führte. Ein Portier prüfte seinen Ausweis und nickte ihm dann zu. Über der Bank, die zum Teil die Geldgeschäfte des SIS abwickelte, und hier wiederum die, welche die Operation im europäischen Sektor betrafen, befanden sich die Büros von Latymers neuer Abteilung.

Er warf einen kurzen Blick in den Bereitschaftsraum, wo er Biggar, die Beine auf dem Tisch, in seinen Sessel gelümmelt sah. Im Abfallkorb lagen zwei leere Bierflaschen, und die Luft war von bläulichem Rauch schwanger. Träge schlug Biggar ein Auge auf und nickte, ohne jedoch etwas zu sagen. Latymer schloß die Tür hinter sich. Langsam ging er in sein eigenes Büro hinauf, das neben dem Aubreys lag. Die frisch renovierte Zimmerflucht beherbergte erst seit ein paar Wochen die Büros von Abteilung SO-4.

Der Raum war kühl und dunkel, bis er die Jalousie hochließ. Er hatte den Abend zuvor bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, und auf seinem Schreibtisch lag noch allerhand Papierkram herum. Diese Nachlässigkeit, was die Sicherheit betraf, hatte er sich wohl geleistet, ein gewisses Maß an persönlichem Ärger zu besänftigen. Er hatte sich am Abend zuvor an seine Arbeit gefesselt gefühlt und hatte versucht, ihr anzulasten, was mit ihm geschah. Der Versuch war fehlgeschlagen, und er hatte sich schließlich doch wieder mit dem leeren Haus in Chelsea und der Flasche Malzwhisky konfrontiert gesehen, die er dann auch halbherzig zu leeren unternommen hatte. Und dann das

riesige, leere Bett und die glatten Laken und die Schlaflosigkeit. Zuletzt war er dazu übergegangen, sich einzubilden, er könne sie neben sich im Bett atmen hören – ein rauhes, kratzendes Geräusch. Eine Erinnerung an die ersten Wochen, bevor man sie in das Krankenhaus in der Nähe von Oxford gebracht hatte. Es war, als wäre das Schlafzimmer ein Aufnahmegerät, und er hatte das Band willentlich zurückgespult und noch einmal ablaufen lassen.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, rieb sich die glattrasierten Wangen und starrte auf das Foto, das er mit größter Willensanstrengung auf dem Schreibtisch hatte stehen lassen – Victoria, in natürlicher Haltung und lächelnd, Berge im Hintergrund. Norwegen, vor drei Jahren. Eine großgewachsene Frau mit guter Figur, einem feinen Gesicht, einer ziemlich großen Nase, schönen, grauen Augen ... Für einen langen Augenblick drückte er seine Fingerspitzen gegen seine Schläfen, als wollte er seine Gedanken darin festhalten.

SO-4 war zu Beginn von Victorias Krankheit eingerichtet worden. Er war vom Joint Intelligence Liaison Department unter Aubrey dorthin versetzt worden, nachdem er seit dem Krieg ständig in der einen oder anderen Abteilung mit Aubrey zusammengearbeitet hatte. Aubrey hatte ihm gut zugesprochen, dieser letzten Versetzung zuzustimmen. Hinter dem stand die tröstende Illusion, daß ein neuer, anspruchsvoller Aufgabenbereich einen lindernden Effekt ausüben würde. Dem war jedoch nicht so gewesen. Latymer wußte, daß Aubrey bereits für seine Arbeit geradestehen, seine Entscheidung neu überdenken mußte.

Er stand auf und trat ans Fenster, um durch die getönte Scheibe auf das alte Judenviertel hinunterzublicken. Er wünschte, es wäre anders gewesen – an ihm nagte die Enttäuschung, daß seine Dienste nicht mehr in dem Maße geschätzt wurden wie in früheren Zeiten. Er machte dies weder Victoria noch sich selbst zum Vorwurf. Es stimmte ihn lediglich traurig,

daß er nicht mehr so gute Arbeit leistete wie ehedem.

Dann nach Philby und Blake war da nun – ein anderer. Allem Anschein nach war das immer so. Nach ihrem Ausscheiden – und in einem Fall hatte der SIS aufgrund eines Autounfalls auf einen Mitarbeiter verzichten müssen – gab es nun innerhalb der NATO, des weiteren Einflußbereichs, einen Doppelagenten. Der Mann war zweifellos britischer Herkunft, und alles deutete darauf hin, daß er dem SIS angehörte. Als Philby übergelaufen war, wurden natürlich Fragen gestellt, Fragen, die davon ausgingen, daß es noch einen anderen Mann geben mußte, der Philby gewarnt hatte, wie Philby Burgess und MacLean gewarnt hatte. Das Auswärtige Amt hatte sein möglichstes getan, solche Gerüchte im Keim zu ersticken, während es gleichzeitig den Chef des Geheimdienstes, »C«, veranlaßte, in diesem Ameisenhaufen mit seinem Stock herumzustochern und festzustellen, wer in Deckung ging, beziehungsweise ins Sonnenlicht hinausrannte. Und dann – auf sie zu treten.

Und SO-4, sinnierte Latymer, war der Stock – und der zerstörende Fuß, da es in diesem Fall keinen Prozeß und keinen Austausch geben würde. Der »Maulwurf« würde sterben. Und SO-4 hatte als Wachhund des SIS keine andere Order, als diesen Maulwurf zu finden, dessen Operationssphäre das Senior Joint Intelligence Committee der NATO war.

Mit der Unbeteiligkeit oder Hilflosigkeit eines Außenseiters – Latymer konnte sich nicht entscheiden, welches nun zutraf – stellte er fest, daß die Zeit knapp wurde. Die Amerikaner wie die Franzosen drängten darauf, dieses Leck abzudichten. Lecks, die erst kürzlich durch einen Doppelagenten in führender Position in der Moskauer Zentrale bestätigt worden waren. Dieser Mann – sein Deckname lautete »Franklin« – blieb anonym, aber er war offensichtlich einer aus einer Handvoll von KGB-Agenten, die während eines Auslandsauftrags übergelaufen waren. »Franklin« bestätigte, daß sich die Infor-

mationen, welche durch dieses Leck gesickert waren, auf Fragen der Aufrüstung, der Truppenverteilung, der allgemeinen Strategie innerhalb der NATO bezogen – und vor allem auf die sich verschlechternden Beziehungen zwischen der Regierung de Gaulle und den restlichen Natoverbündeten. »Franklin« konnte jedoch hinsichtlich der Herkunft dieser Informationen keine Auskünfte geben.

Latymer, rasch ermüdet von dem unergiebigen Wiederkäuen des Datenmaterials, setzte sich wieder an seinen Schreibtisch, zog eine Schublade heraus und entnahm ihr eine Flasche Whisky und ein Glas. Er überprüfte die Flasche und den klischehaften Akt, berücksichtigte den Zustand seiner Nerven und den schwachen Puls, der bereits in seiner Schläfe schlug – und schenkte sich ein Glas ein. Gierig trank er seinen Inhalt leer. Gleichzeitig überfiel ihn, ähnlich dem Geruch von abgestandenem Schweiß, ein Anflug von Scham.

Er setzte das Glas ab und trat auf den Spiegel an der Wand zu. Ein nüchtern gekleidetes Individuum starrte ihm daraus entgegen, immer noch knabenhafte schlank, das volle, ergrauende Haar aus der hohen Stirn zurückgekämmt. Gemeißelte Gesichtszüge, fast zart, die gekrümmte Nase, die blauen Augen mit dunklen Ringen darunter. Ein ausgehöhlter Mann blickte ihm entgegen. Er fühlte sich körperlich schmutzig – wie seine Frau, nachdem sie zum erstenmal von ihrem Tumor erfahren hatte.

Er schüttelte den Kopf über sein Spiegelbild, wobei er sich bewußt wurde, daß er versuchte, Schuld in reuigen Tadel umzuwandeln.

Bevor er sich wieder hinter seinen Schreibtisch zurückziehen konnte, öffnete Aubrey die Tür, und sein Kopf, schimmerndes Rosa, darüber zwei graue Haarflügel, tauchte auf. Er schien das Vornübersacken von Latymers Schultern, das Glas und die Flasche, selbst das Foto von Victoria mit einem Blick aufzunehmen und sagte: »In meinem Büro, Hilary, wenn es dir recht

ist. Ich möchte, daß hinsichtlich unserer Geschichte Klarheit herrscht, bevor der Stellvertretende hier auftaucht.«

Der Kopf verschwand wieder, und Latymer kam sich vor, als wäre er eben bei einer beschämenden Handlung ertappt worden. Mit einem Achselzucken folgte er Aubreys rundlicher Gestalt über den Gang zu dem geräumigeren Büro des Leiters von SO-4. Im Gegensatz zu Latymers Büro, das sich innerhalb weniger Wochen zu einem sterilen, deprimierenden Raum entwickelt hatte, war dieses Büro durch die Persönlichkeit seines Inhabers von spürbarer Wärme erfüllt. Alles war tadellos sauber, aber über die Front eines großen, grauen Aktenschrankes wucherte eine üppige Schlingpflanze. Die schweren Vorhänge waren mit einem herrlichen Muster in dezenten Gold- und Brauntönen versehen, und die zwei vorderen Ecken des Schreibtisches zierten zwei Figurinen aus Jade – ein Reiter und ein Buddha. Sie schienen den Ästheten und Asketen Aubrey zu kennzeichnen.

Wie das Urbild des Staatsdieners, als das er sich verstand, war Aubrey mit blauem Blazer und gestreifter Hose bekleidet. Obwohl Latymer fast unmittelbar hinter ihm eintrat, blickte er bereits aus dem Fenster, den Rücken dem Raum zugewandt.

»Würdest du bitte die Tür schließen, Hilary«, forderte er seinen Kollegen auf, und Latymer kam sich dabei vor wie ein Schuljunge, der zum Direktor zitiert wurde. Dann wandte sich der kleine Mann vom Fenster ab, starrte Latymer fragend und unverwandt an und sagte schließlich: »Du hast nicht geschlafen.« Latymer schüttelte den Kopf. »Du wirst mir herzlich wenig nützen – und Victoria schon überhaupt nicht –, wenn du nicht wenigstens ein bißchen zu schlafen versuchst ...« Latymer wußte, daß Aubrey die Krankheit seiner Frau sehr zu Herzen ging; aber er betrachtete sein Mitgefühl als irrelevant, ja sogar aufdringlich, so daß er es sich nicht anmerken ließ.

»Ich weiß«, entgegnete Latymer mit einem Achselzucken – eine ungewohnte Geste, die Aubrey mit Widerwillen zur

Kenntnis nahm. »Meine berufliche Unfähigkeit ist ja schließlich nichts Neues mehr.«

Aubrey rümpfte die Nase. »Ich mag kein Selbstmitleid, Hilary. Komm mir bitte nicht mehr mit so etwas.«

»Entschuldigung.«

Aubrey stand auf der anderen Seite des Schreibtisches. Wie viele kleine Männer verfügte er über die Fähigkeit, größer zu erscheinen, als er tatsächlich war. Latymer spürte förmlich, wie er sich aufplusterte. Dann nahm Aubrey die Hände aus seinen Taschen, setzte sich an den Schreibtisch und strich sich seine zwei Flügel grauen Haares glatt.

»Bitte, nimm Platz, Hilary. Ich möchte, daß hinsichtlich unseres Plans Klarheit herrscht, bevor der Stellvertretende hier auftaucht.«

»Natürlich.«

»Diese wöchentlichen Nachhilfestunden werden mit der Dauer etwas lästig, findest du nicht auch? Hast du deinen Bericht zur Hand?« In dem Bewußtsein, von seiner depressiven Stimmung weggelockt zu werden, mußte Latymer lächeln.

»Und es ist natürlich wirklich unverschämt vom KGB, so erfolgreich in unsere Reihen einzudringen – man kommt sich ja regelrecht vergewaltigt vor!« Dieser Vergleich entlockte Latymer sogar ein Lachen. »Mhm. Was haben wir also?«

»Nicht sehr viel. Ich fürchte ...« Mit stechendem, wenn auch nur momentanem Bedauern fühlte Latymer sich mühelos in die Welt seines Berufs gezogen. Es war, als ließe er Victoria in einem dunklen Raum allein zurück. Er fuhr fort: »Ich habe mir die Zeitpläne der Ausschußsitzungen durchgesehen, aus denen erwiesenermaßen etwas durchgesickert ist. Danach kämen alle vier unserer Verdächtigen in Frage, ausgehend von dem üblichen Gerede in den Büroräumen und auf den Gängen; und natürlich hätte auch der Unterausschuß noch über eine Menge Material verfügt. Allein der Umfang und die Vielfalt des Materials läßt auf einen von den vier schließen, und es muß

sich um eine Person in gehobener Position handeln. Aber auf wessen Konto das Ganze nun geht, läßt sich nicht feststellen.«

Aubrey schüttelte den Kopf. In seinen wachen blauen Augen leuchtete für einen Moment Mitleid auf. »Ich versteh – nicht gerade sehr ermutigend, hm?« Aubrey war voller Mitgefühl für Latymer, aber auch enttäuscht.

»Nein.«

»Aber daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Wenn uns die CIA nicht an ›Franklin‹ heranläßt, bleibt uns nicht viel anderes übrig, als weiter im trüben zu fischen. Und die Tatsache, daß ›Franklin‹ für uns eine *anonyme* Quelle darstellt, ist selbstverständlich in höchstem Maße – *ärgerlich*.«

»Es ist kaum anzunehmen, daß sie den Deckmantel seiner Anonymität lüften werden, solange der ›Maulwurf‹ ungehindert seinem Handwerk nachgehen kann.«

»Genau. Aber die CIA würde sich ›Franklins‹ nicht bedienen und einen totalen Durchbruch durchgesickerten Materials riskieren, wenn es nicht über seinen Schreibtisch wanderte. Mein Gott, diesem Mann, wer auch immer er ist, können im Höchstfall zwei bis drei Jahre bleiben, bevor man ihm auf die Schliche kommt. Was könnte er denn sonst noch machen, das wichtiger wäre als das hier, hm?« Nach kurzem Schweigen fuhr Aubrey fort: »Ich habe da eine Idee, die wir mit dem Stellvertretenden besprechen werden, wenn er hierher kommt.«

»Ja?«

»Wann findet die nächste Sitzung des Ausschusses in Paris statt?«

»Am Donnerstag.«

»Wer wird dabeisein?«

»Unsere vier Kandidaten.«

»Mhm, das dachte ich mir. Na gut, dann werden wir eben zu drastischeren Maßnahmen greifen. Man wird uns bald eine Reihe von Fragen stellen, Hilary. Wir sind die neuen Weißwäscher, und uns wird es zufallen, die Flecken zu beseitigen! Wir

werden einen, wenn nicht sogar zwei, daran hindern, an der Sitzung teilzunehmen, so daß wir uns besser auf die anderen beiden konzentrieren können. Wenn das nichts bringt, wenden wir uns den anderen beiden zu. Einverstanden?«

»Ja, natürlich.«

»Nur schade, daß wir nicht auch hier ein wenig mit dem Umgraben anfangen können, und – paff! – wer liegt da auf dem Spatenblatt und blinzelt in die Sonne? – unser kleiner Maulwurf. Ich würde dir den Spaten geben, daß du ihm damit eins überziehen könntest. Aber da wir nun einmal der Ansicht sind, wir müßten in Paris suchen, werden wir natürlich eine kleine Operation einleiten müssen. Wir brauchen etwas Nahrhaftes, das dem Ausschuß eingefüttert wird und somit auf jeden Fall weitergeleitet wird; und dann kann ›Franklin‹ ja danach Ausschau halten. Wem können wir in diesem Punkt vertrauen?«

Trotz der plötzlichen Anfälle von Gleichgültigkeit, die ihn wie die ersten stotternden Ansätze einer Narkose überkamen, wurde Latymers Interesse geweckt. Er dachte kurz nach und sagte dann: »Jorgensen, der Norweger. Er ist Mitglied des Senior Committee und hat während des Krieges für SOE gearbeitet. Kannst du dich noch erinnern, was er während des Krieges alles für uns getan hat?«

»Ja. Wir werden also auf ihn zurückgreifen. Irgend etwas Nahrhaftes. Ist noch ausreichend Zeit, es auf die Tagesordnung zu setzen?« Latymer nickte. »Dann werden wir uns die Sache also durch den Kopf gehen lassen. Vielleicht irgend etwas Aufregendes am Polarkreis – möglichst in der Nähe der sowjetischen Grenze. Geheimhaltungsstufe aufgehoben, und im Einzugsbereich der NATO. Würde das in ›Franklins‹ Ressort fallen?«

»Natürlich würde es das.«

»Mhm. Es ist wirklich eine Schande. Wie ich diese Operationen hasse – dieses ganze lästige Beiwerk. Die Männer, die

häßlichen Waffen, das Timing – äh! Wir begeben uns damit wirklich auf eine Stufe mit der CIA. Aber ich sehe natürlich die Notwendigkeit. Unser kleiner ›Maulwurf‹ gräbt uns langsam aber sicher den Boden unter den Füßen weg. Die gesamte Glaubwürdigkeit unserer NATO-Sicherheit wird in Bälde nichts weiter als ein Märchen sein, wenn wir ihm nicht schleunigst das Handwerk legen können. Und ganz zu schweigen von den Franzosen, die das Ganze noch groß herausstreichen, weil sie sich aus der NATO zurückziehen wollen – sich groß zu beschweren, weil unser Mann den Sowjets Berichte aus erster Hand zukommen läßt, und zwar genau über das Chaos, das sie inszenieren! Wirklich, so etwas spottet jeder Beschreibung – zumal es erst ein paar Jahre her ist, daß die Franzosen selbst kaum mehr aus und ein wußten, weil ihr Geheimdienstnetz ein Loch bekommen hatte. Ich finde es in höchstem Maße unfair, nicht wenigstens ein bißchen Verständnis für uns zu zeigen, nachdem uns das gleiche passiert. ›Martell‹ hat sie genötigt, in ihren eigenen Reihen wieder einmal für Ordnung zu sorgen, und nun wollen sie der restlichen NATO beweisen, wie zuverlässig sie sind, indem sie gegen uns zu Felde ziehen.«

Latymer lächelte. »Wir werden ihn schon schnappen, Kenneth.« Für den Augenblick hatte er sich, ohne daß es dazu einer bewußten Entscheidung bedurft hätte, voll in seine Arbeit gestürzt. Wenn Aubrey anwesend war, fiel es ihm wesentlich leichter, das alles ernst zu nehmen. Im Gespräch mit ihm wurde dem Ganzen mit einemmal Gewicht und eine Art von Dreidimensionalität verliehen.

»Das will ich hoffen«, erwiderte Aubrey. »Sonst würden wir ganz schön dumm dastehen.«

Latymer stand auf, um zu gehen. Aubrey folgte ihm mit den Augen, bis ihm plötzlich noch etwas einzufallen schien. Während Latymer die Tür öffnete, sagte er: »Ach, übrigens, mir ist gestern über die üblichen Kanäle eine Nachricht zugekommen. Richard Gardiner ist tot.«

»Was?«

»Ja. Ein Unfall, glaube ich. Wirklich schade. Er war auf Urlaub, in der Bretagne, so viel ich weiß.« Aubrey schüttelte den Kopf. »Nur ein Umstand trübt die Trauer um ihn. Er soll einen Menschen getötet haben.«

Latymer schloß die Tür wieder und trat in den Raum zurück. Aus seinem Gesicht war alle Lebendigkeit und Aufgewecktheit gewichen, die Aubreys umgängliche Art dort hervorgezaubert hatte. Während er sich setzte, fragte er: »Er hat jemanden getötet – wen?«

»Tja, das Ganze ist wirklich recht interessant.« Für einen Augenblick, bevor er aufsah, verdächtigte Latymer Aubrey eines bizarren geschmacklichen Lapses. Aber er hatte sich getäuscht. Auf Aubreys Lippen lag ein kaum merkliches Lächeln, während seine Augen verwirrtes Mitgefühl wider- spiegelten. Möglicherweise hatte seine Stimme nur die Art imitiert, mit der er die Nachricht aufgenommen hatte; sie mußte von der Abteilung gekommen sein, zu deren Aufgaben- bereich es unter anderem zählte, die Tageszeitungen der Weltpresse nach möglicherweise relevanten Informationen zu überprüfen.

Aubrey fuhr fort: »Während der letzten zwei Tage scheinen die Zeitungen ganz offensichtlich das Interesse an dem Fall verloren zu haben.«

»Ein Blackout?«

»Höchstens zweiten Grades – aber dennoch nicht weniger interessant.«

»Aber doch nicht auf unser Ansuchen hin?«

»Weshalb auch? Gardiner ist – *war* – Bürger des United Kingdom, ging seinem Beruf als Anwalt nach. Er hat seit 1944 nicht mehr für uns gearbeitet.«

»Richtig. Aber weshalb dann?«

»Frag nicht: warum? Frag lieber: wer?«

»Wer?«

»Wen hat unser alter Freund umgebracht? Wer war ›Achilles‘ letztes Opfer?«

»Wer?«

»Ein Kellner in dem Hotel, in dem er abgestiegen war. Ein gewisser Monsieur Dupuy. Sagt dir dieser Name etwas?«

»Nein. Und dir?«

»Vielleicht. Es gab in der ›Ilium‹-Gruppe einen Alfred Dupuy. Sein Deckname war ›Patroklus‹. Kannst du dich noch an ihn erinnern?«

»An den Namen, ja. Ich glaube schon – aber nicht an den Mann. Glaubst du, es war derselbe Mann?«

»Name und Alter würden passen. Ich bin in den Lagerschuppen hinunter, um mir die alten Akten anzusehen. Wußtest du eigentlich, daß der alte Carstairs *immer noch*, die Feder gezückt, dort unten sitzt und darauf wartet, die komplette Geschichte der SOE zu schreiben.« Aubrey schüttelte den Kopf. »Er sieht bereits genauso verstaubt aus, wie die Unmengen von Papierkram, die dort gestapelt sind. Ich möchte wirklich wissen, ob er sich nicht sogar von dem Zeug ernährt.«

»Mach dich nicht über diese Akten lustig, Kenneth. Sie enthalten unsere Vergangenheit.« Latymers Gesicht verdüsterte sich, und er beeilte sich hinzuzufügen: »Warum hat er ihn getötet? Sind sie sich dessen eigentlich sicher – ich meine, die französische Polizei?«

»Das habe ich nicht überprüft. Ich dachte, ich wollte erst mit dir darüber sprechen. An sich geht uns die Sache ja nichts an – ich meine jetzt, rein beruflich. Aber ich habe viel von Richard gehalten – wie du. Hattest du eigentlich noch Kontakt mit ihm?«

»Eine Zeitlang, aber nicht während der letzten Jahre. Victoria hat sich mit seiner Frau nicht vertragen.«

Als bedauerte er die unvermeidlichen Komplikationen, welche Frauen für das menschliche Leben mit sich brachten, schnalzte Aubrey mit der Zunge. Selbst Junggeselle, nahm er

plötzlich mit Dankbarkeit zur Kenntnis, daß er nicht eines Tages mit der blanken Verlassenheit konfrontiert sein würde, die Latymer bevorstand, wenn seine Frau starb.

»Ich versteh'e«, entgegnete er ruhig.

»Wie ist Dupuy ums Leben gekommen?«

»Eine Schnur um den Hals, und dann ein kleiner Sturz durch ein Fenster im ersten Stock. Eine der altbewährten Methoden. Wahrscheinlich ein Schnürsenkel. Ach ja, neben der Leiche wurde eine Schußwaffe gefunden, und Gardiner hat den Safe des Geschäftsführers des Hotels ausgeraubt, bevor er verschwand; er hat den Mann mit einem Messer bedroht.« Auf Aubreys Lippen breitete sich der Anflug eines Lächelns aus; ein Schulmeister, der vom erfolgreichen Fortkommen eines ehemaligen Schülers hörte und sich zu den Grundlagen beglückwünschte, die zu legen er mit beigebrachten hatte.

»Dann war er es also wirklich«, meinte Latymer. »Aber, warum zum Teufel ...?« Und dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. »Damit wurden also die neunzehn Jahre, während er versucht hat zu vergessen, mit einem Schlag zunichte gemacht; nur weil er auf Dupuy getroffen ist.« Nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Dupuy muß der Mann gewesen sein, der ihn verraten hat. Ist dir das klar? Die Vergangenheit muß die beiden wieder eingeholt haben.«

»Die armen Teufel.«

»Wie ist Richard ums Leben gekommen?«

»Ach so – er wollte sich auf einer Jacht aus dem Staub machen. Dabei ist er mit einem von diesen Vergnügungsdampfern kollidiert; du weißt schon, eine von diesen nächtlichen Kreuzfahrten über die Bucht – mit Abendessen bei Kerzenschein und Tanz.« Die Hände in den Taschen, starrte Aubrey an die Decke. Er ignorierte das Zigarettenetui, das Latymer ihm entgegenstreckte, während er sich selbst eine Zigarette anzündete. Er hörte das kurze, reibende Geräusch des Feuerzeugs, das Ausströmen des Gases. Dann stieg blauer Qualm in sein

Blickfeld und kringelte sich unter der Decke.

»Wirklich ein Jammer«, sprach Aubrey schließlich weiter. »Du hast natürlich vollkommen recht. Er muß Dupuy als einen der Männer identifiziert haben.« Plötzlich setzte er sich auf und starrte Latymer an, dessen Augen in die Betrachtung der Bügelfalte in seinem Hosenbein vertieft schienen. »Ich habe ihn ja nur das eine Mal gesehen, wie du weißt. Nachdem sie ihn in das Krankenhaus hier gebracht hatten. Er wollte mir nichts über Paris oder Rouen erzählen. Ich konnte nicht einmal seinen Einsatzbefehl zurückziehen. Es war einfach schrecklich, seine Entschlossenheit mitansehen zu müssen, vergessen zu können. Er wollte einfach alles löschen. Ich habe mich immer gefragt, was eigentlich mit ihm passiert war ...«

»Jedenfalls nichts, was uns betroffen hätte«, bemerkte Latymer trocken. »Es gab doch mit der Gruppe in Rouen nie Probleme, da sie doch kurz nach dem Vorfall mit Richard als Operationsbasis aufgelöst wurde.« Seine Stimme verhärtete sich. »Dieser miese Hosen scheißer! Aus welchem Grund sollte er es, verdammt noch mal, auf Richard abgesehen haben?«

Aubrey schüttelte den Kopf. »Ich glaube, seine Frau ist bereits wieder in England eingetroffen.«

»Glaubst du, ich sollte sie aufsuchen?« Latymer war sich der Pflicht des Augenblicks bewußt und verspürte dabei eine gewisse Peinlichkeit, der er nicht zustimmen konnte.

»Das wäre, glaube ich, eine sehr gute Idee. Könntest du das vielleicht tun?« Mit einem Achselzucken fügte Aubrey hinzu: »Wenn du mich jetzt bitte allein lassen würdest, damit ich mir noch einmal in Ruhe alles durch den Kopf gehen lassen kann; ich werde dir Bescheid sagen, wenn der Stellvertretende kommt.« Mit einem Winken seiner Hand entließ er Latymer.

Michael Stanhope Constant, Deputy Chief und stellvertretender Leiter des SIS, war weniger denn je geneigt, die Arroganz seines Denkens und Temperaments zu verbergen; er

war bereits darauf vorbereitet, sich an Aubreys Verlegenheit und Latymers bedrücktem Schweigen zu weiden. Der Plan, den Aubrey ihm auseinanderzulegen begann – logisch, durchdacht, das Gesicht während –, reizte ihn bereits allein aufgrund seiner bloßen Existenz.

Er traf kurz nach zehn ein, und Latymer wurde sofort gerufen.

Constant hatte in Aubreys Sessel Platz genommen; für sich und Latymer hatte Aubrey zwei Lehnstühle vor den Schreibtisch gestellt. Bei dieser Gelegenheit hatte Aubrey, wie Latymer feststellte, trotz der frühen Stunde auch die Sherryflasche ins Spiel gebracht.

Trotz offensichtlichen Widerstrebens zeigte Constant sich von der vorgeschlagenen Operation beeindruckt. Im Gegensatz zu Aubrey, der eher in der Lage war, Schreibtischarbeit und Spionage im Committee-Stil etwas abzugewinnen, verließ Constant sich eher auf die Möglichkeiten eines tatkräftigen und scharfsinnigen Verstandes, angewandt auf die Durchführung von Feld-Operationen. Der Sättigungsgrad der Überwachung verfehlte seine Wirkung auf ihn keineswegs, und er brachte für die einzelnen Details mehr Interesse auf, als Latymer erwartet hätte.

»Lavender werde ich ohne größere Schwierigkeiten ausschalten können«, trug Constant vor, während er wie eine Katze an seinem Sherry nippte. Er sprach von seinem Kollegen, Deputy-C1, der für die Überwachung und Analyse des eingehenden Datenmaterials zuständig war, wohingegen Constant in seiner Funktion als Deputy-C2 für die einzelnen Operationen verantwortlich war. »Das dürfte nicht weiter schwer sein. Wir werden an dem Tag, bevor er nach Paris reist, unser übliches monatliches Planungstreffen haben; ich werde krank werden müssen und zugleich dafür sorgen, daß das Treffen höchst dringend ist. Dann wird er zu Hause bleiben müssen. Was schlagen Sie vor, Aubrey – eine kleine Gastri-

tis?«

»Ich glaube, das wäre genau das richtige, Sir«, erwiderte Aubrey ohne Umschweife. Latymer bemerkte, wie ihm das Treffen mit Constant langsam Vergnügen zu bereiten begann.

»Sehr gut. Und wen würden Sie sonst noch vorschlagen?«

»Ich würde sagen – Allom. Er ist der Leiter der Code-Abteilung und wohnt diesen Treffen des Senior Committee nur ein- bis zweimal im Jahr bei, wenn er auch in einer Reihe von kleineren Unterausschüssen vertreten ist. Er müßte sich am meisten anstrengen, um so viel Material anzuhäufen, wie unser ›Maulwurf‹ weiterzugeben in der Lage zu sein scheint.«

»Gut.« Constant nickte und trank sein Glas leer. Sorgfältig setzte er es genau in die Mitte des runden, grünen Untersetzers. »Damit blieben noch Lidbrooke und Melluish. Einer von ihnen wird an dem Treffen des Senior Committee teilnehmen, der andere wird dem Unterausschuß für Ostblock-Geheimdienstkoordination beiwohnen. Ja. Haben Sie etwas Anständiges für sie?«

Aubrey nickte. »Ich denke schon. Möchten Sie alle Einzelheiten wissen, Sir?«

Constant schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Ich möchte lediglich eine geheime Mitteilung zu meinen Händen, nichts weiter.« Er verschränkte seine Hände hinter dem Kopf und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Obgleich älter geworden, war er in Latymers Augen überraschenderweise immer noch derselbe Mann, der Gardiner, ohne es zu wissen, in die Keller der Avenue Foch und auf jenen Platz in Rouen geschickt hatte. In einem plötzlichen Gefühlsausbruch verspürte Latymer plötzlich eine starke Abneigung gegen Constant.

Dieser fuhr fort: »Ich bin mir sicher, daß ›C‹ am meisten befürchtet, es könnte Lavender sein. Ihm haftet natürlich der Beigeschmack der dreißiger Jahre in Cambridge an, und er hat über Jahre hinweg engen Kontakt mit Philby gepflegt. Außer-

dem hat er sich nicht in den Reihen des SIS emporgedient, sondern war früher Sonderberater des Auswärtigen Amts, und diese Burschen sind sowieso eine Rasse für sich.« Sein Lachen war ein abruptes, bellendes Geräusch, bar jeden Humors. Aubrey lächelte unbeteiligt. Er wußte, daß Constant und Lavender sich gegenseitig verdächtigten und Constant natürlich nichts lieber gesehen hätte, als Lavender als den gesuchten Doppelagenten bloßstellen zu können. Damit wäre seine Position als Anwärter auf das Amt des Leiters des SIS praktisch unanfechtbar gewesen, sobald Sir Dick White in den Ruhestand trat.

»Ganz richtig«, bemerkte Aubrey. »Werden also Lavender und Allom diesmal zu Hause bleiben müssen. Volle Überwachung der anderen beiden, während sie in Paris sind, und auch nach ihrer Rückkehr nach London. Ich nehme an, Sie werden die Sache möglichst bald ...«

»Sagen wir, zwei Wochen. Wenn bis dahin nichts passiert, müssen wir uns für die anderen zwei etwas anderes ausdenken.«

»Ich nehme an, Sie werden die entsprechenden Anträge auf telefonische Überwachung und dergleichen unterzeichnen, Sir?«

»Selbstverständlich«, nickte Constant. Aber der gelassene Tonfall war mit einemmal aus seiner Stimme gewichen. Die Finger immer noch ineinander verschränkt, beugte er sich nach vorn und ließ Ellbogen und Unterarme flach auf den Schreibtisch ruhen. »Aber daß Ihnen dabei keine Fehler unterlaufen. Keiner der vier darf auch nur den leisesten Verdacht schöpfen, er könnte überwacht werden. Ich möchte diesen Schlamassel bereinigt haben, bevor es zu stinken anfängt.«

»Ich verstehe, Sir.«

»Das will ich auch hoffen, Aubrey. Was den Geheimdienst der NATO betrifft, handelt es sich um einen Fall der höchsten Dringlichkeitsstufe. Die Amerikaner drängen schon die ganze

Zeit darauf, daß wir etwas unternehmen – und was noch schlimmer ist: Seit die Franzosen während der letzten Jahre ihren Geheimdienst wieder so rücksichtslos auf Vordermann gebracht haben, reißen sie ihr Maul bis zur Unerträglichkeit auf!«

Nach kurzer Pause fügte er hinzu: »Außerdem wollen wir nicht, daß der SIS in die Rolle des Sündenbocks gedrängt wird, falls und wenn der General sich tatsächlich entschließen sollte, aus der NATO auszutreten!«

Nachdem Constant gegangen war, bestellte Aubrey Kaffee. Er schien sich sichtlich zu entspannen. »Na, was hältst du davon, Hilary?«

»Wovon? Vom Stellvertretenden?«

»Von allem – bis herunter zum leisesten Zucken seiner Nasenflügel, zur kleinsten Veränderung seines Tonfalls. Was für ein großartiger Schauspieler, hm? Er macht sich doch tatsächlich schon fast in die Hosen, in der Hoffnung, Lavender könnte unser Mann sein, obwohl letzterer in mancher Hinsicht wesentlich scharfsinniger ist als Constant und zum Glück auch nicht dessen übermäßige Eitelkeit zur Schau stellt. Vielleicht bekommt er ja den Posten von ›C‹, wenn dieser einmal in den Ruhestand tritt!« Aubrey lachte. »Ein bißchen kann ich mich sogar selbst in ihm erkennen«, vertraute er Latymer an. »Wie ich war, als ich aus dem SOE ausschied und hier einstieg. Du bist ja damals noch eine Weile nach Cambridge. Aber ich hatte damals schon alles Nötige zusammen, und das betrifft vor allem eine richtige Einschätzung meiner eigenen Fähigkeiten. Dann habe ich achtzehn Monate mit dem Stellvertretenden von SO-1 zusammengearbeitet, den Machern. Als das vorüber war, habe ich mir alle nur erdenkliche Mühe gegeben, alles das zu sein, was er nicht war. Infolgedessen werde ich zwar weithin sehr geschätzt, aber nur in den seltensten Fällen befördert!«

Latymer lächelte. Aubrey brauchte kein Mitleid. Er war ein Mann, der gelernt hatte, sich mit dem Erreichten zufriedenzu-

geben. »Auf wen tippst du denn eigentlich, Kenneth?«

Aubrey steckte seine Daumen in die Taschen seiner Weste und lehnte sich in dem Sessel zurück, in dem er nach Constants Gehen wieder Platz genommen hatte.

»Auf wen ich setze? Mein Tip heißt Melluish, der ehemalige Leiter unserer Station in Moskau, wo er ohne weiteres für die andere Seite gewonnen worden sein könnte. Aber er ist ein sehr gerader, aufrechter Mann, unser Mister Melluish, ein Mann mit Prinzipien. Er hat eine Menge von diesem schottischen Nonkonformismus an sich. Könnte also ohne weiteres sein, daß er die Schuldgefühle nicht aushalten könnte, die er mit Sicherheit hätte, falls er auf die andere Seite übergelaufen ist. Und da er außerdem weder ehrgeizig noch leicht beeinflußbar, noch homosexuell ist – wie hätten ihm die Russen also beikommen sollen? Sie hätten ihn überzeugen müssen, daß er das *Richtige* tat.« Aubrey zuckte mit den Achseln. »Vielleicht ist ihnen das gelungen?« Dann fuhr er, nach kurzer Pause, fort: »Lidbrooke – ein lebhafter Charaktertyp, rücksichtslos; man könnte sagen, er liebt das Leben. Möglicherweise würde er es für einen Mordsspaß halten, für beide Seiten zu arbeiten. Und als stellvertretender Leiter von SO-1 wäre er natürlich ein guter Fang – genau an der richtigen Stelle. Mhm.

Und Mister Allom, dessen Frau trinkt und dessen Tochter an der Leeds University einen Ghanesen geheiratet hat, um die Frucht ihrer verbotenen Leidenschaft zu legitimieren. Das Leben des guten Allom ist ein ganz schönes Chaos, aber er ist ein äußerst scharfsinniger Kopf und steht voll hinter seiner Arbeit.«

»Aber er verfügt nicht über das entsprechende ideologische Engagement?«

»Tun wir das denn? Man kann doch von anderen in Punkten, hinsichtlich derer wir selbst unsicher sind, keine uneingeschränkte Loyalität verlangen. Er braucht Geld, aber als Chef der Code-Abteilung sollte er eigentlich genug verdienen.

Zudem glaube ich, daß seine Frau eine Sorte Gin bevorzugt, die gar nicht so teuer ist ...«

»Und Lavender?«

»Wer kann das schon sagen? Wie es so schön heißt: ›Es liegt nichts gegen ihn vor; wir hatten nicht genügend Zeit!‹« Er lachte laut. »Na gut, dann lassen wir die Show mal über die Bühne laufen, wie sie das in Langley zu nennen pflegen, oder nicht? Wir werden eine Reihe von Pattersons Leuten brauchen; mit den meisten haben wir ja schon zuvor gearbeitet, glaube ich. Sie werden dichthalten; außerdem werde ich ihnen die entsprechenden Anweisungen erteilen. Kannst du zusehen, daß du einen vollständigen Plan aller Ausschuß- und Unterausschußsitzungen für Donnerstag bekommst?«

»Was soll ich wegen Richard Gardiners Frau – ich meine, Witwe – unternehmen?«

»Wie? Ach so, ich würde sagen, erledige das so schnell wie möglich. Das mit Richard tut mir wirklich leid, aber im Moment haben wir einfach Wichtigeres zu tun.« Er nahm den Hörer seines Telefons ab und begann zu wählen. »Ich glaube, wenn es etwas zu tun gibt, ist damit immer eine gewisse freudige Erregung verbunden. Allmählich kommt es mir so vor, als hätten wir die letzten Wochen nur herumgesessen und hätten absolut nichts getan!«

Latymer lächelte immer noch, als er wieder in sein Büro trat.

Der Mann, der sich Etienne de Vaugrigard als ›L'Etranger‹ vorgestellt hatte, saß in einem kleinen Büro des französischen Außenministeriums am Quai d'Orsay an seinem Schreibtisch und sprach ruhig in ein Diktiergerät. In den Genuß des kleinen Büros war er durch seine Stellung im französischen Staatsdienst gelangt. In seiner Rolle als Funktionär des SDECE, des französischen Geheimdiensts, hatte er jedoch noch ein zweites, anonymeres Büro.

Die Bandaufnahme war als Schutz gedacht, aber selbst wäh-

rend seine Lippen die Worte bildeten, wußte er, daß das alles klang, als flehte er vor einem Gericht um Gnade, als hielte er ein Plädoyer für einen Angeklagten. Aber vielleicht gab es gar keine Möglichkeit, das Gesagte anders klingen zu lassen. Seine Vorgesetzten innerhalb des SDECE hatten seiner bizarren Operation den Segen erteilt, welche einzig und allein dem Zweck diente, Gardiner für ihre Zwecke einzuspannen. Sie hatten zugelassen, daß er sich dazu Dupuys bediente, eines der Männer, die ihn 1944 zu töten versucht hatten. Sie hatten nicht einmal Einwände gehabt, als Dupuy getötet wurde ...

Sie waren übereingekommen, die Ermittlungen im Falle Etienne de Vaugrigards und die daraus unweigerlich resultierende Verhaftung so lange aufzuschieben, bis die Operation abgeschlossen war – oder bis sie unweigerlich fehlgeschlagen war.

»Einen glücklicheren Zufall hätten wir uns gar nicht wünschen können«, sprach er in den Raum hinein, der unschuldig im vormittäglichen Sonnenschein erstrahlte. Das Fenster stand offen – fast konnte er den Fluß riechen, und der Lärm des Verkehrs über die große Brücke drang mit einschläfernder Stetigkeit in den Raum; in seine Nase stach der Auguststaub der Straßen von Paris. »Daß der Mann, wegen seiner törichten, kleinen Affäre mit der OAS in Angst, und von ›Wolf‹ und ›Wolverine‹ erzählt hat.«

Er seufzte. Es klang so platt, so unüberzeugend. Gar nicht wie der gewaltige Geistesblitz, der gewagte Plan, der so stichhaltig erschienen war, als er selbst seine gröbsten Umrisse dargelegt hatte. Schließlich diktierte er weiter:

»Gardiner ist jetzt in Rouen, wo er weiter seine Nachforschungen anstellt, die ihn früher oder später auf de Vaugrigards Spur bringen werden. Natürlich haben wir de Vaugrigard unseren Schutz zugesichert ...« Er fluchte. Er konnte sich nicht konzentrieren. Das war kein Band über den Verlauf der Operation, sondern etwas anderes.

Rückversicherung? War es das, was er wollte?

Hatte er also Angst?

Er brauchte das Band.

»Die zwei Männer, die Gegenstand unserer Operation sind, stellen für Frankreich eine ernsthafte Gefahr dar – und zwar in wesentlich größerem Umfang, als Etienne je hätte ahnen können. Dieser Operation wurde trotz der gegenwärtigen oppositionellen Haltung unserer Regierung gegenüber der NATO zugestimmt. Ihre Eliminierung scheint nicht nur mittelfristig, sondern sogar langfristig von vorrangiger Bedeutung ...«

Ja, dachte er, *de Gaulles wegen muß ich dieses Band besprechen*. Er schüttelte den Kopf, während das Band weitersurrtete und das gedämpfte Dröhnen des Verkehrs und das Trommeln seiner abwesenden Finger auf dem Schreibtisch aufnahm. *Weil das, was ich tue, eine Art potentiellen Hochverrats ist?*

Blödsinn.

Etienne kennt sich doch mit Hochverrat aus, dachte er bitter. Ein etwas verzerrtes Loyalitätsgefühl, und Renaud wandert in die Avenue Foch, zusammen mit Gardiner – eine neue Verzerzung, und er versorgt die OAS mit Geld und Waffen, um gegen de Gaulle vorgehen zu können; der Held plötzlich als Verräter

...

Falls Frankreich aus der NATO austritt? Er überlegte, ob er diesen Gedanken laut ausgesprochen hatte, und machte Anstalten, das Band zurückzuspalten, um sich dann jedoch, ein Lächeln auf seinen Lippen, in seinem Sessel zu räkeln.

»Falls Frankreich aus der NATO austritt, wird dieser Operation durch meine Vorgesetzten die Sanktionierung entzogen werden. Und das ist der Grund, weshalb ich dir, kleine Spule, solch schwerwiegende und unzusammenhängende Gedanken anvertraue.«

Als nächstes nahm das Band das Geräusch seines Lachens auf. In dem kleineren Vorzimmer blickte ein Assistent von

einem Blatt Papier auf, um sich wieder seiner Arbeit zuzuwenden, nachdem er einem Kollegen zugezwinkert hatte.

Gardiners Haus war eine umgebaute Mühle. Einmal in seinem Innern, war jedoch für Latymer nichts mehr von seinem früheren Verwendungszweck zu spüren. Das längliche Wohnzimmer im ersten Stock prägte eine moderne Kühle, sogar Sterilität; die Fenster blickten auf die Landschaft von Dorset hinaus. Mit fast weiblicher Intuition spürte er, daß dies ein Raum war, in dem Gardiner schon vor langer Zeit zu leben aufgehört hatte.

Apfelgrüner Teppich, braun gehaltene Einrichtung, niedrige Tische. Fast hatte er das Gefühl, in einer geschmacklosen, modernen Aussegnungshalle Gardiners Begräbnis beizuwohnen. Hätte nur noch gefehlt, daß aus einer geschickt verdeckten Stereoanlage in der Wand Orgelmusik ertönte.

Jane Gardiner war während des Treffens sehr gefaßt. Seinem anfänglichen verlegenen Murmeln gegenüber eher gleichgültig, wies sie ihm mit einer Handbewegung einen Sitz an. Der Ausblick befand sich plötzlich in seinem Rücken, was den Raum nur noch arktischer erscheinen ließ. Jane setzte sich ihm auf der anderen Seite des flachen Tisches gegenüber, glättete ihren engen Rock über den Knien. Er war grün; Seide, dachte Latymer. Sie hatte sich sehr vorteilhaft gekleidet, was Latymer ihr anlastete.

»Es ... das Ganze kam einfach so unerwartet«, erklärte er zaghaft.

»Ja«, erwiderte sie. »Möchten Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?«

Er wollte eben ablehnen, aber dann gelangte er zu dem Entschluß, daß es vielleicht nicht das Schlechteste war, sie für eine Weile los zu werden, um sich hinsichtlich des Stellenwerts seiner instinktiven Einschätzung der Situation Klarheit zu verschaffen. Er nickte.

»Ja, bitte gern.«

Sie war kaum mehr als ein paar Minuten weg. Er stand auf, sah aus dem Fenster und ließ während dessen seiner Verachtung für sie freien Lauf. Zugleich sagte ihm jedoch auch sein angeborener Gerechtigkeitssinn, daß er ihr eine Rolle zugeschlagen hatte, der sie nicht gerecht hätte werden können – selbst wenn sie sich als in Tränen aufgelöste Frau in tiefer, reuiger Trauer präsentiert hätte, wären ihm mit Sicherheit an der Aufrichtigkeit ihrer Gefühle Zweifel gekommen. Die Hände in den Hosentaschen, stand er leicht in sich zusammengesunken vor dem Fenster, als versuchte er sich auf eine Rolle in sich selbst einzustimmen.

Jane Gardiner war keine liebenswerte Frau. Victoria hatte das gesagt, und trotz ihrer Herrschaftsüchtigkeit brachte sie neuen Menschen zuerst einmal durchaus Wärme entgegen. Man brauchte sich Victoria gegenüber nur abweisend oder wenig zugänglich zu verhalten, um sich ihre Abneigung zuzuziehen.

Er wollte nicht an seine Frau denken. Mit einem Achselzucken konzentrierte er sich auf den Teppich und die weißen Wände, bis seine Gastgeberin mit dem Kaffee zurückkam.

Kaum hatte sie Platz genommen – er führte gerade seine Tasse an seine Lippen –, sagte sie: »Warum sind Sie mich besuchen gekommen, Hilary?«

Er blickte zu ihr auf und setzte die Tasse ab. In der Überraschung über ihre Direktheit hatte er sich leicht verschluckt, so daß ihn ein paar Spritzer Kaffee in der Nase kitzelten. Ihr Gesicht flammte herausfordernd auf; ihre Augen blitzten. So mußte Gardiner sie oft erlebt haben, dachte er.

»Ich ... wollte Ihnen mein Beileid aussprechen ... nein, das klingt etwas zu hölzern. Ich wollte einfach wissen, ob es Ihnen gut geht.«

»Vielen Dank.«

»Es tut mir leid, aber ich habe das Gefühl, etwas aufdringlich zu sein.«

»Vielleicht. Aber ich nehme nicht an, daß das in Ihrer Absicht lag. Es haben sich nicht viele Leute gemeldet. Richards Geschäftspartner natürlich, und ein paar Segelbekanntschaften; sie sind möglicherweise wegen der Drinks gekommen, oder wegen der Schilderung, wie er mit fliegenden Fahnen untergegangen ist, während die Musik spielte ...«

Sie schien Mühe zu haben, sich selbst am Weitersprechen zu hindern. Sie wirkte, als würde sie sich selbst etwas vormachen. Latymer war über die Intensität seiner Abneigung überrascht.

»Ich verstehe.«

»Tun Sie das wirklich? Sie sind einer seiner Freunde. Dieses Jahr trage ich meinen Harnisch deutlich sichtbar. Sie werden natürlich wissen, daß ich wieder einmal eine von meinen unvermeidlichen und unablässigen Affären hatte, als er starb. Oder?« Latymer schüttelte den Kopf. »Dann scheinen Sie nicht sonderlich gut informiert zu sein, Hilary. Das überrascht mich. Ich möchte Sie jedoch nicht mit den Einzelheiten langweilen. Ich nehme jedenfalls nicht an, daß diese Tatsache Sie überrascht, wie sie auch kaum einen anderen von Richards Freunden überraschen dürfte. Ein paar von ihnen würden liebend gern die Gelegenheit wahrnehmen, zwischen den Laken seinen Platz einzunehmen ...«

Das sagte sie ohne Arroganz oder Selbstgefälligkeit. Latymer starre sie an – auf seinem Kaffee bildete sich eine Haut –, als wollte er in der harten Maske eine schwache Stelle entdecken, einen Funken von Gefühl hinter all der Selbstbeherrschung. Vielleicht hätte er dann eine gewisse Sympathie für sie verspüren können.

»Ich ... ich wußte natürlich, daß Richard und Sie nicht gerade glücklich miteinander waren ...«

»Das ist nicht ganz richtig. Einige unserer Auseinandersetzungen haben uns durchaus Spaß gemacht. Aber das zu hören, Hilary, dürfte nicht unbedingt der Grund Ihres Kommens sein.«

»Nein.«

»Und was ist dann der Grund?« .

»Einfach nur ... der Geste wegen, nehme ich an.«

»Aha.« Sie schien von seiner Ehrlichkeit angetan, ähnlich einer Lehrerin, vor der gerade ein Schüler demonstrierte, daß er seine Lektion gut gelernt hatte.

»Aber darauf läuft es doch wohl letzten Endes hinaus«, sagte er unvermittelt. »Sie und ich, wir kümmern uns doch herzlich wenig darum.«

»Schon möglich.«

»Kann ich Ihnen in irgendeiner Art behilflich sein – in der Abwicklung seiner Geschäfte, mit Geld oder was die Jungen angeht ...?«

»Um das Geschäftliche kümmert sich bereits Arthur Hebden, sein Seniorpartner. Die Kinder sind gerade bei meiner Mutter in Cheltenham. Sie werden bald wieder zur Schule gehen. Und auch für mich ist gesorgt. Nein, Hilary, ich glaube, es gibt nichts, was Sie für mich tun könnten.«

»Werden Sie weiter hier wohnen?«

»Das Haus gehört jetzt mir, und Richard war gut versichert.«

Sie schien entschlossen, nicht einen weichen, verletzlichen Zug an sich zum Vorschein kommen zu lassen – nichts, was er als *angemessen* hätte betrachten können. Er wunderte sich, wie hart sie wirklich war – das mußte auch Richard Gardiner anfänglich an ihr angezogen haben. Gardiner konnte genauso sein. Gleich zu gleich?

»Dann kann ich also nichts für Sie tun?«

»Nein, danke.«

Er wollte den Kaffee nicht mehr, der inzwischen auch kalt geworden war. Sie schien über seine Verwirrung erfreut. Da er in diesem Augenblick nicht einfach aufstehen und gehen konnte, nachdem er so wenig Eindruck auf sie gemacht hatte, fragte er: »Was ist eigentlich genau geschehen? Sind Sie bereit und in der Lage, mir das zu erzählen?«

»Ist Ihr Interesse beruflicher Natur?«

»Ehrlich gesagt, kann ich das nicht so genau sagen. Was war mit dem Mann, den er getötet haben soll?«

»Davon habe ich nie etwas gewußt. Die französische Polizei hat mich nach ihm gefragt, aber ich konnte ihnen in diesem Punkt nicht weiterhelfen. Sie meinten, er hätte ihn aus dem Krieg gekannt. Er hätte etwas mit diesem Abschnitt von Richards Leben zu tun gehabt.«

»War das Dupuy?«

»Ja, ich glaube, so hieß der Mann.«

»Wissen Sie, daß Richard damals verraten wurde – und gefoltert. Und dann hat jemand versucht, ihn ganz aus dem Weg zu schaffen ...«

»Etwas davon weiß ich. Er hat jedoch nie darüber gesprochen. Manchmal hat er davon geträumt. Aber er hat am Morgen nie über seine Träume gesprochen. Und ich habe auch schon lange aufgehört, mich danach zu erkundigen.«

»Ja. Hat dieser Mann im Hotel als Kellner gearbeitet?«

»Offensichtlich.«

»Warum hat Richard sich mit ihm getroffen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht irgendeine alte Geschichte.«

»Das ist möglich.«

Der Umstand, daß er das Gespräch nun einigermaßen in der Hand hatte, beruhigte Latymer; es hatte die Form eines Verhörs angenommen – Routinesache. Die zersplitterten Knochen von Emotionen und Feindseligkeit stachen nicht mehr länger durch die zerschundene Haut. Glatt. Wie die sauber verputzten Wände des Wohnraums, unter denen nach wie vor die grob gemauerten Steine der alten Mühle existierten.

»Er hat den Hotelsafe geplündert und ein Boot gestohlen. Konnte er denn gut segeln?«

»Ja, eigentlich schon. Während der letzten vier oder fünf Jahre hat er zumindest genügend Zeit auf dem Boot verbracht, das er damals gekauft hat. Ich werde es natürlich jetzt verkaufen.«

»Wie war das Wetter in jener Nacht?« Er stellte diese Frage, da sein Denken in gewohnte Bahnen gelenkt war. Ein logisches Fortschreiten, in einer Richtung.

Für einen Moment erinnerte Vergnügen, das sie jedoch nicht mit Gardiner teilte.

»Gut – eine herrliche Sommernacht.«

»Wo waren Sie zu diesem Zeitpunkt?« Er fühlte sich abgelenkt. Da war doch etwas anderes; er hatte etwas anderes fragen wollen. Aber sie rief in ihm Emotionen hervor, die ihm im Weg standen. Mit ihrem Liebhaber ...

»Ich war an Bord. Ist das nicht großartig? Würde mich nicht wundern, wenn die französische Polizei überlegt hätte, ob ich nicht vielleicht den Kapitän bestochen haben könnte ...« Ihre Augen sahen ihn herausfordernd an, als wollte sie, daß er sie verurteilte.

»Nein, das meine ich nicht. Wiederholen Sie noch einmal, was Sie eben gesagt haben. Es war also eine herrliche Sommernacht, oder nicht?«

»Ja.«

»Und das Schiff? War das Schiff erleuchtet?«

»Natürlich. Ein Vergnügungsdampfer ...« Sie lächelte, fast zu spöttisch. *Vergnügungs...*

»War an diesem Abend starker Wind?«

»Nein, ganz im Gegenteil. Wir ... waren an Deck. Eine ruhige Nacht.« Sie schien von etwas gefangen, das ihn schockieren würde, ihm die Kontrolle über das Gespräch entreißen.

»Ich habe sein Boot nicht einmal gesehen; ich habe nichts gehört, bis alles vorbei war. Nur ein leichtes Zittern ist durch das Deck gegangen ... und dann war alles vorbei.«

Reaktionen überfluteten Latymers Bewußtsein, aber er wies das Chaos aus Informationen zurück. »Er war also ein tüchtiger Segler. Sie haben gesagt ... Glauben Sie, er wollte sterben?«

»Ich ... nein, das hätte ich eigentlich nicht gedacht.« Sie überlegte eine Weile. »Vielleicht doch. Er hatte einen Men-

ischen getötet. Er war an jenem Abend sehr eigenartig, als hätte sich alles in ihm ganz fest zusammengeschnürt ... ich weiß nicht.«

Latymer wollte den Raum verlassen. Rasch. Die Frau verwirrte ihn. Mit einemmal sah er, daß alles nur Getue war – die Härte, der blitzende Harnisch der Gefühllosigkeit –, jedenfalls nicht die Wahrheit. Aber er hatte nicht die Zeit, sich länger mit ihr zu befassen.

Im Aufstehen sagte er: »Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann – jederzeit ...«

Sie stand ebenfalls auf. »Selbstverständlich.«

Sie wußten, daß sie sich nie mehr begegnen würden. Sie strich ihren Rock über den Hüften glatt. Die Förmlichkeiten waren erledigt.

Er stieg die Treppe hinunter, und sie ließ ihn hinaus. Leicht hin und ohne Hintersinn ergriff sie seine ausgestreckte Hand, und dann wurde die Tür hinter ihm geschlossen. Er stieg in seinen Wagen und blieb eine Weile einfach sitzen. Erregung wallte in ihm auf. Dann drückte er den Anlasser und fuhr davon. Er merkte nicht, daß sie ihn vom Aussichtsfenster aus beobachtete, sein kalter Kaffee grau in der zierlichen Tasse, die sie in ihren Händen hielt.

Von einer Zelle außerhalb von Dorchester rief Latymer Aubrey an. Als er schließlich durchgestellt wurde, war die Aufregung in seiner Stimme unverkennbar.

»Ich habe gerade mit Jane Gardiner gesprochen. Richard soll mit einem Vergnügungsdampfer zusammengestoßen sein, der erleuchtet war wie ein Weihnachtsbaum. Außerdem war es eine klare Sommernacht bei ruhiger See. Ist dir klar, was das zu bedeuten hat, Aubrey? Richard ist noch am Leben. Er möchte nur alle glauben machen, er wäre tot. Dafür würde ich meine Seele verwetten!«

Teil II

DER ZORN DES ACHILLES

Wir werden nicht nachlassen in unserem Forschen.

Und das Ende unseres Forschens

Ist, an den Ausgangspunkt zu kommen

Und zum erstenmal den Ort zu erkennen.

T. S. Eliot: »Little Gidding«, V

Also sprach des Priamos herrlicher Sohn zum Peliden, flehend mit Bitten, und hörte die unbarmherzige Stimme: »Schweig, du Narr, und rede nicht weiter vom Preise der Lösung. Ehe den Patroklos nämlich der Tag des Geschickes erreichte, war ich wohl im Herzen geneigt, der Troer zu schonen ... Jetzt aber möge kein einziger mehr entkommen dem Tode ... Also stirb nun auch du! Warum so klagen, mein Lieber? Starb doch Patroklos auch, und er war dir doch weit überlegen.«

Homer, *Ilias*, 21. Gesang
in der Übertragung von Hans Rupé

KAPITEL FÜNF

French connections

›L'Etranger‹ nahm auf die Mitteilung seines Sekretärs hin den Hörer des Sicherheitstelefons ab und lauschte der Code-Identifikation am anderen Ende der Leitung.

»Ich versteh'e. Ihre Männer sind also auf dem Posten? Haben Sie dieser Madame Grodin die entsprechenden Anweisungen erteilt? Wie hat sie darauf reagiert?«

»Widerspenstig – aufgebracht. Aber sie wird tun, wie ihr geheißen wurde.«

»Wird sie denn ihre Rolle mit der nötigen Überzeugungskraft spielen können?«

»Und ob. Ich wäre ihr 1942 nicht unbedingt gern in einer finsternen Nacht allein begegnet – zumindest nicht in Feldgrau.« Am anderen Ende der Leitung ertönte ein Kichern.

»Wo ist Gardiner?«

»Im Hotel de St. Ouen. Einer unserer Schatten hat dort ebenfalls ein Zimmer genommen. Für alle Fälle.«

»Gut. Ich habe mit dem dortigen Polizeiinspektor gesprochen. Man wird ihm keine Fragen stellen. Ich muß gestehen, daß ich über die Art, in der Gardiner das Problem seiner Identität gelöst hat und aus La Baule verschwunden ist, höchst zufrieden bin.«

»Wirklich ein cleverer Bursche, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen. Er steigt mehr und mehr in meiner Achtung. Sobald er sich mit dieser Grodin getroffen hat, sprechen Sie mit ihr, und dann kommen Sie so schnell wie möglich nach Paris – um hier zu übernehmen.«

»In Ordnung, Chef. Bis dann also.«

»L'Etranger« legte den Hörer auf die Gabel zurück und öffnete eine Schublade seines Schreibtisches. Zeit, dem Tonband etwas mehr anzuvertrauen. Er lächelte. Gardiner war ein Mann, dem man leicht Bewunderung zollen konnte – und damit, wurde er sich bewußt, übertrug sich diese Bewunderung auch auf seinen eigenen Scharfsinn. Er drückte die Aufnahmetaste.

Das Hotel de St. Ouen in der Rue de l'Hôpital in Rouen lag am rechten Ufer der Seine. Richard Gardiner stand an dem hohen, schmalen Fenster seines Zimmers im dritten Stock und blickte düster die Straße hinunter, auf die kalte, wenig inspirierende Fassade der Kirche von St. Ouen, einer Hinzufügung des neunzehnten Jahrhunderts, die ihm wie die Arbeit eines ungeschickten Verputzers vorkam, der damit ein Mosaik oder Fries zu überdecken versuchte. Nach dem Frühstück im Speisesaal rauchte er nun eine Zigarette und bereitete sich innerlich auf seinen Besuch bei Vivienne Grodin vor, die immer noch auf dem Bauernhof im Seinetal, westlich der Stadt, lebte, der einst als Hauptquartier der *>Ilium<*-Gruppe fungiert hatte. Als einziges Kind ihres Vaters hatte sie den Hof inzwischen geerbt. Der alte Mann war schon seit Jahren tot – ein Umstand, über den Gardiner froh war. In seinen Erinnerungen haftete dem alten Bauern eine eigenartige Unantastbarkeit an.

Er war zu der Obstfarm in einem Wagen hinausgefahren, den er auf den Namen Jacques Remy gemietet hatte – eine Person, die ihm etwas benebelt von dem Foto auf dem Personalausweis entgegenstarre, den er gegenwärtig gerade benutzte. Remy war eine fiktive Gestalt, aber sein Gesicht gehörte einem Mann, der ihm in der Pariser Metro aufgefallen war und dem er im Gedränge des abendlichen Berufsverkehrs die Brieftasche gestohlen hatte. Es stellte nicht weiter ein Problem dar, die maschinengeschriebenen Eintragungen zu ändern, so daß sie auf ihn zutrafen, obgleich er nicht in der Lage war, das vernie-

tete Foto mit dem Stempel auszuwechseln. Deshalb hatte er darauf geachtet, daß ihm alle Männer, deren Ausweise er sich angeeignet hatte, ähnlich sahen. Für Remy hatte er sich einen Schnurrbart wachsen lassen, der seine Mundform veränderte. Und sein Haar war etwas dunkler. Bei den Gelegenheiten, zu denen er seinen Ausweis hatte vorzeigen müssen, wurde dieser jedoch nie einer genaueren Überprüfung unterzogen. Die Angestellten in dem Autoverleih hatte er förmlich zwingen müssen, mehr als auch nur einen Blick auf den khakifarbenen Umschlag des Ausweises in Gardiners Hand zu werfen.

Gardiner dachte über Vivienne Grodin nach. Sie war einmal mit Renaud befreundet gewesen, der in der Avenue Foch gestorben war; einmal war auch Gardiner ihr gleichgültiger Liebhaber gewesen. Sie hatte Verwandte in der Gruppe gehabt. Er war sich nicht sicher, wie sie auf seine Bitte um Informationen reagieren würde. Er hatte sie noch als zweiundzwanzigjähriges Mädchen im Gedächtnis. Sie war hart gewesen, mit der langsamsten, bestimmten, tragen Härte ihres bäuerlichen Hintergrunds. Sie hatte Befehle entgegengenommen, selbst die Männer ausgewählt, mit denen sie schlief, und einen Hang zum eigenständigen Denken und Handeln entwickelt. Vor allem letztere Eigenschaft war es, welche die reibungslose Abwicklung seines Plans gefährdete. Sie konnte sich ebensogut als Verbündete wie als Feind erweisen.

Während der Tage in der schäbigen Pension am linken Ufer der Seine, nach der stundenlangen Jagd in der Metro nach Gesichtern, die dem seinen ähnelten – zu Zeiten war sie ihm als eine groteske, alptraumhafte Reise erschienen –, hatte er begonnen, die Grenzen seiner Rache abzustecken. Im Gefolge von Dupuys Tod war eine irrwitzige Fähigkeit und Sehnsucht nach Gewalttätigkeit über ihn gekommen. Er war sich im klaren, wie leicht es ihm gefallen wäre, den Geschäftsführer des Hotels zu töten – oder irgend jemanden, der ihm auf dem Bahnhof von St. Nazaire in die Quere gekommen wäre.

Inzwischen hatte dieser Drang nachgelassen, um mit einer kälteren, besser unter Kontrolle gehaltenen Flamme weiterzubrennen. Jetzt wollte er Perrier, den anderen Mann in dem Renault, der seinen Körper wie ein Streichholz abgeknickt hatte. Und er wollte den Mann, der seinen Tod angeordnet hatte. Diese beiden würden reichen.

Sein Rachedurst mußte gerechtfertigt erscheinen, und er war kombiniert mit einem Gefühl, etwas offengelassen zu haben. In diesem Sinne verhüllte er das Wesen seiner Motive vor sich selbst.

Die Zigarette versengte seine Finger, und er roch den Kaffeeduft von einem Geschäft auf der anderen Seite der Straße, als seine Sinne plötzlich wieder zum Leben erwachten. Er war bereit, die Risiken zu tragen. Er mußte mit Vivienne Grodin sprechen, aber er ging nicht davon aus, daß sie etwas über Dupuy wußte.

»Au 'voir, M'sieur Remy.« Er mußte lächeln, als er an dem Portier vorbei auf den Gehsteig vor dem Hotel hinaustrat. Der Kaffeegeruch wurde stärker. Er konnte den Röster sich in dem Fenster des kleinen Kaffeeausschanks drehen sehen. Über der Straße lag eine angenehme Atmosphäre gelassener Ruhe. Es herrschte kaum Verkehr, und in den Schatten auf dieser Seite der Rue de l'Hôpital schwebte noch die verhaltene Illusion frühmorgendlicher Frische. Die feuchten Flecken auf dem Pflaster deuteten noch auf den Sprengwagen hin.

Er verließ die Stadt und folgte der D 51 durch die Industrieviertel am rechten Seineufer. Dann streifte er die neuen Wohnsiedlungen, welche heißer wirkten als die Altstadt, trocken und von der Abnutzung staubig. Der Verkehr nahm zu. In den zunehmend dunstigeren und farblosen Himmel ragten Fabrikschlote auf, und seine Aufmerksamkeit blieb lediglich auf die Feststellung der Veränderung seiner Umgebung beschränkt. Es war irgendwie unangenehm, sich eingestehen zu müssen, daß etwas, an dem er gehangen hatte, sich verändert

hatte – ein Körper, bekannt und erforscht, durch einen Unfall verändert, zerbrochen und anders wieder zusammengesetzt. Da war kein Gespür für die Ironie hinsichtlich seines Anteils an diesem Zerstörungswerk. Es waren alliierte Bomber gewesen, denen dieses Zerstörungswerk zuzuschreiben war.

Er passierte Croisset, dann Val-de-la-Haye, wo Napoleons Leiche geruht hatte, als sie von St. Helena nach Paris gebracht wurde. Er konnte sich an Mitglieder der Gruppe erinnern, die anfänglich diesem Ort – und vor allem der zum Gedächtnis an dieses Ereignis errichteten Gedenksäule – kaum Beachtung geschenkt hatten, deren Bedürfnis nach einem manifesten Beweis der Glaubwürdigkeit ihres Landes sich jedoch im Lauf der Jahre 1941 und 1942 vertieft hatte, bis das Dorf schließlich fast so etwas wie einen Talisman für sie darstellte.

Nach einer scharfen Biegung der Seine, am Rand des Forêt de Roumare, bog er von der Hauptstraße ab und fuhr die gewundene Straße zu der Farm hoch – weiß getüncht, mit einem roten Dach, winzig über der hoch aufragenden Uferböschung, vergrößerte sie die menschlichen Dimensionen, während der Wagen sich den ausgefurchten, staubigen Feldweg hinaufarbeitete. Er überprüfte seine Gefühle und spürte die Oberfläche des Wegs durch die Sohlen seiner Schuhe oder in den Erschütterungen eines Fahrradsattels. Er lächelte.

Es war keine Heimkehr, aber das Gehöft verfügte immer noch über einen Teil seiner elementaren Ausstrahlung von Sicherheit und Geborgenheit; selbst von den raschen, drängenden Begegnungen mit Vivienne im Heuschober. Weder er noch die anderen Gruppenmitglieder hatten je einen Außenstehenden mit auf die Farm gebracht. Er hatte selbst mehrere Monate in dem Haus gelebt; er konnte es sich noch vorstellen, wußte, daß es sich kaum verändert haben würde. Im Februar 1943 war es zu seinem Hauptquartier geworden – eine Zeit tiefer Schlaglöcher in den Straßen und dicken Rauhreifs an Leitungsmasten, Zäunen und kahlen Bäumen. Nach Rouen war er dann 1944

übergesiedelt. Der Hof hatte jedoch immer noch eine wichtige Funktion als Stützpunkt für die verschiedenen Operationen eingenommen und hatte später als Versteck für Gruppenmitglieder gedient, als die Gestapo in der Altstadt von Rouen mit der Regelmäßigkeit ritueller Akte ihre Säuberungsaktionen durchführte.

Er parkte den Wagen vor dem Tor. Durch das üppige Grün der Obstbäume konnte er das Gehöft erkennen. Er durchschritt das Tor und dachte dabei an Dupuy, diesmal jedoch nur in seiner Identität als ›Patroklos‹, des jungen Mannes, dessen ganze Heldenverehrung ›Achilles‹ gegolten hatte. Ihn überkam ein plötzliches Gefühl der Traurigkeit, als er sich an ein Gespräch mit dem jungen Burschen erinnerte, in dem er ihm klarzumachen versucht hatte, was mit seinem Vater und seiner Mutter geschehen war.

Es war nicht so, daß Gardiner an diesem Punkt hätte umkehren wollen. Er verdrängte diese Gedanken, löschte die Erinnerungen aus, die beim Durchqueren des Obstgartens in ihm hochgestiegen waren.

Er mied seine Erinnerungen, fürchtete ihre Kraft, die Freizügigkeit, mit der sie sich hier, wie in ihrem Element, bewegten. Seine Schuhe scharrten über den staubigen Weg. Er klopfte an die Tür.

Für einen Augenblick erkannte er sie nicht. Sie war nie schön gewesen; schmales Gesicht, dunkle Augen, lange Nase. Sie hatte zugenommen; unter ihrem schwarzen Kleid wölbten sich volle Brüste. Sie war in einem längst vergessenen Stil gekleidet. Sie hätte auch verheiratet sein können, obwohl sie immer noch den Namen ihres Vaters trug, wie sie im Dorf gesagt hatten. Als sie ihn begrüßte, gehörte die Stimme immer noch Vivienne.

Er sagte: »Du kannst dich also nicht mehr erinnern?«

Ein langsames Wiedererkennen, sofort wieder beiseite geschoben. »Womit kann ich Ihnen dienen, M'sieur?«

Gardiner beobachtete, wie der Mund sich zu einem runden Loch öffnete und die Augen sich mit etwas wie Angst füllten. Das Erkennen kam verspätet. Sie mußte erst hinter den neuen Schnurrbart sehen und sich auf die Vergangenheit einstellen, um den richtigen Zusammenhang herzustellen.

»Vivienne«, sprach er sie in warmem Ton an, seine Rolle sorgsam vorbereitend. Er lächelte, wie er vielleicht gelächelt hätte, wäre er wirklich nur ein zufälliger Besucher gewesen, sein Motiv pure Nostalgie.

»Achilles« ...?«

Er nickte. Aufmerksam beobachtete er ihr Gesicht. Für einen Augenblick schien es, als hätte sie ihn erwartet, aber nicht zu diesem Zeitpunkt. Dann streckte sie ihre Arme aus und ergriff seine Hände. Er tat den Gedanken als Versehen ab. Er lachte – überraschenderweise war da eine echte Freude, etwas aus der Vergangenheit, das er nicht als unrein und gewaltsam empfand. Es war nicht Liebe, aber etwas in der Art; die Kameradschaft der Vergangenheit, des Zusammenlebens unter extremen Bedingungen. Es war schön, sie zu sehen.

»Vivienne!« Er küßte sie auf die Wange, wobei er ihren Gesichtspuder als etwas Ungewohntes wahrnahm, das er nicht mit ihr verband. Darunter spürte er ihre derbe Haut.

»Was treibst du denn hier – Richard?« Sie kämpfte mit seinem Namen. »Richard.«

»Ich bin auf Urlaub hier!« erklärte er mit Überzeugung. Die Rolle war einfach zu spielen; er spielte sie gern. Die Kosten, sie benutzt zu haben, sie dazu gebracht zu haben, das in sie gesetzte Vertrauen und das Leben von Männern verraten zu haben, würde er später in Rechnung stellen. Dies mußte auf diese Art durchgeführt werden, als eine Art Kompensation für den Umstand, daß er das letzte Kriegsjahr im Lazarett verbracht hatte und seitdem nicht mehr hierher zurückgekehrt war. Er fügte erklärend hinzu: »Ich mache eine Rundreise! Meine Frau und die Kinder habe ich in Rouen gelassen, um dich zu

besuchen.«

Sie hielt immer noch seine rechte Hand, und er spürte, wie ein Zittern ihren Körper durchlief, das er für ein Zeichen des Schocks oder der Erleichterung hielt. Sie führte ihn in den großen Wohnraum des Bauernhauses.

Er war noch, wie er ihn im Gedächtnis behalten hatte. Die alten Möbel, schwer und derb und auf Hochglanz poliert, der Tisch zerschunden, der Steinfußboden zum Teil mit dunkelfarbigem, verblichenem Teppichen bedeckt.

»Mein Gott, liegt das nun schon lange zurück!« Sie deutete auf einen Stuhl am Tisch. »Setz dich – Kaffee?« Er nickte, immer noch den Raum auf sich einwirken lassend. Seine Konturen gewannen ihre alte Vertrautheit wieder. Es war erfreulich; so lange er sich weiter so verhielt, wie er dies sollte, würde es nicht peinlich werden – oder gemein.

Er beobachtete sie, wie sie sich mit den leicht schwankenden Bewegungen einer kräftigen Frau in die Küche entfernte – das ökonomische Schlurfen einer Person, die ihr ganzes Leben lang nichts anderes als harte Arbeit gekannt hatte.

Mit einem Blick auf seine weichen Hände rief er ihr nach: »Du bist wohl noch nicht verheiratet?«

»Nein!« kam ihre Antwort aus der Küche zurück. Und dann, nach kurzem Zögern, lachte sie. Es war, als würde auch sie langsam mit einer alten Rolle wieder vertraut werden. »Wer hätte mich schon haben wollen? Alle Männer in der Gegend wußten doch, wie viele Deutsche ich um die Ecke gebracht habe. Wer hätte da nicht Angst vor mir haben sollen?«

Er lachte.

Als sie den Kaffee brachte und sich setzte, wirkte ihr Gesicht offener, die harten Augen weicher, sogar leicht amüsiert. Sie unterhielten sich – nur ein paar verlegene Momente, als sie sich vorsichtig nach seinen Verletzungen von 1944 erkundigte, und dann wurde die Erinnerung von ihrem eigenen Schwung mitgerissen. Sie redeten den ganzen restlichen Vormittag, bis

sie ein Mittagessen mit Brot und Käse vorbereitete. Es gab eine Flasche jungen, starken Wein, und ihm war klar, daß auch dies ein Tribut an die Vergangenheit war. Nur ein Teil seiner Aufmerksamkeit behielt den Zweck seines Besuches im Auge, und er war zufrieden, daß sie nichts mit dem Verrat an ihm zu tun hatte. Er entspannte sich. Es bestand keine Notwendigkeit, das Gespräch in eine bestimmte Richtung zu lenken; zum gegebenen Zeitpunkt würde es die gewünschte Bestimmung erreichen.

Das Brot war noch frisch und warm; es klebte an seinem Gaumen, so daß er es mit dem Wein hinunterspülen mußte. Er beobachtete sie, wie auch sie ihn beobachtete. Sie erzählte von ihrer Schwester Marie, die Georges von dem Café in Hautot-sur-Seine geheiratet hatte, das ein paar Kilometer entfernt lag. An Georges konnte er sich doch bestimmt erinnern – oder nicht? Er nickte lächelnd und hob sein Glas – früher waren es Blech- oder Emaillebecher gewesen.

Durch die kleinen Fenster fiel das Sonnenlicht in den Raum. Für einen Augenblick flackerte in seinen Gedanken der Schatten eines Mannes auf, der von einem dieser Fenster aus nach dem Obstgarten hinausgespäht hatte. Als wäre dies ein Zeichen gewesen, widmete er sich nun der weniger angenehmen Erinnerungsarbeit.

»Was ist aus den anderen geworden?« half er nach. »Wie viele von ihnen leben denn noch hier in der Gegend?«

»Möchtest du sie besuchen?« entgegnete sie rasch. Er schüttelte den Kopf.

»Nein, ich war einfach nur neugierig. Was ist mit ›Patroklus‹ und ›Nestor‹ – was ist aus ihnen geworden? Hörst du noch ab und zu von ihnen?« Er stellte die Frage wie beiläufig und blickte dabei auf den letzten Rest Wein in seinem Glas, das er gedankenversunken in seiner Hand schwenkte.

»Nein ...« Ein Auge hatte ihr Gesicht im Auge behalten. Dupuys Deckname hatte zwar ein Spannen der Haut um ihren

Mund verursacht, aber nichts in den Augen.

»Ich glaube, ›Nestor‹ ist nach Paris gegangen.«

Nach einem kurzen Moment des Schweigens sagte sie mit einer mechanischen Veränderung des Tonfalls: »Ja, das haben wir auch gehört, Marie und ich. Er hat ein kleines Geschäft angefangen, soviel ich weiß; ein Obstladen oder etwas in der Art. Er meinte, auf diese Idee wäre er durch den Hof hier gekommen.«

Gardiner nickte. »Meine Familie und ich wollen zum Schluß unserer Reise noch nach Paris. Du hast nicht vielleicht zufällig seine Adresse, daß ich ihn besuchen könnte?«

»Nein, ich kann mich nicht mehr erinnern. Möglicherweise war es am linken Ufer. Jedenfalls war er sehr stolz auf seinen Laden, da sein Name darüber stand. Es gab einmal ein Foto von ihm, auf dem er vor seinem Laden stand und auf das Schild zeigte. François war sehr zufrieden mit sich, und er hat auch schon ganz ordentlich Gewicht zugelegt ...!« Das Lachen war nicht ganz echt. Er nickte.

Der Augenblick war vorüber, und er konzentrierte sich nun voll darauf, jegliche Spuren zu verwischen, die er im Anstreben dieses Ziels hinterlassen haben könnte. Sie unterhielten sich vielleicht noch eine weitere Stunde, bevor er sich schließlich verabschiedete. Beide wirkten inzwischen entspannter. An der Tür küßte er sie auf beide Wangen, worauf sie die zarten Berührungen fest erwiderte. Sie hatten mit keinem Wort ihre Beziehung erwähnt – ein Teil ihrer gemeinsamen Vergangenheit, der über den Horizont der Erinnerung gegliitten war. Als er das Tor erreichte, winkte er ihr durch die Bäume noch einmal zu.

Als er gefahren war und sie den Wagen nicht mehr länger hören konnte, sackte sie in ihrem Stuhl zusammen und legte ihren Kopf auf den Tisch, so daß ihre Wange gegen das rauhe Holz zitterte. Ihr Mund mahlte in hysterischer, stummer Erleichterung, und ihre Augen waren geweitet, als sähen sie

etwas Entsetzliches.

Sie hatte ihren Auftrag erfüllt. Sie wußte nicht, wie gut; aber zumindest hatte sie es getan. Und sie war sich, über jeden Zweifel erhaben, im klaren, daß sie das Todesurteil über François Perrier ausgesprochen hatte.

Der Mann, der sie vor einem Monat aufgesucht hatte, hatte ihr alles erzählt. Sie kannte ihn nicht, und er nannte ihr seinen Namen nicht – aber da war die schleichende, beharrliche Gewißheit, daß er dem französischen Geheimdienst angehörte. Sicher konnte sie sich dessen selbstverständlich nicht sein, da sie seine Papiere nicht gesehen hatte; aber irgendwie wußte sie doch Bescheid. Der Auftrag, den sie erhalten hatte, und das Wissen, daß sie nicht wirklich eine Wahl hatte, hatten alles einfach gemacht. Abstoßend war es nur in einem moralischen Sinn.

Perrier hatte Gardiner verraten. Gardiner würde kommen, um nach Perrier zu suchen. Sie sollte Gardiner auf Paris aufmerksam machen und auf Perriers Laden. Selbst nach zwanzig Jahren noch hatte sie die Schilderung von doppeltem Spiel und Verrat entsetzt. Als Gardiner dann aufgetaucht war, hatte sie in ihrem Zimmer einen gesonderten kleinen Raum der Angst bewohnt – bis er sie gefragt hatte und sie es ihm erzählte. Daraufhin hätte sie gewollt, daß er gegangen wäre, weil er sie so sehr an früher erinnerte, nur ganz wenig durch Alter und Wohlstand verweichlicht.

Selbst jetzt, ihren Kopf gegen das rauhe, tröstende Holz gepreßt, stiegen schmerzvoll die Erinnerungen in ihr auf, die sein Kommen in ihr ausgelöst hatte; als hätte er gewußt, daß sie ihn verriet.

Es dauerte lange, bis sie langsam wieder an ihre Arbeit zurückging, und sie spürte die Anwesenheit der beiden Männer, Vater und Sohn, die für sie arbeiteten, kaum. Sie versuchte, die Kunst des Vergessens zu lernen; aber sein Gesicht stand ihr immer noch deutlich vor Augen, als der Mann gegen Abend

zu ihr kam, um mit ihr zu sprechen. Es war nicht derselbe Mann, der mit ihr gepröbt hatte, was sie sagen sollte. Dieser Mann, fett, die lebhaften Augen von speckigen Wülsten eingefaßt, erkundigte sich nach ihrem Gespräch mit Gardiner und schien über ihre Antworten zufrieden zu sein. Als er weg war, stellte sie fest, daß sie allmählich anfing zu vergessen.

Später an diesem Abend besuchte sie ihre verheiratete Schwester. »Achilles« erwähnte sie nicht.

Aubrey hatte sein Pariser Hauptquartier in einer von der Botschaft in der Rue de Castellane gemieteten Wohnung eingerichtet, die zwischen der Madeleine und dem Boulevard Haussman lag. Näher wagte er sich nicht an die Botschaft heran, die in der Faubourg St. Honoré lag. Lidbrooke und Melluish würden während ihres Aufenthalts in Paris in der Botschaft untergebracht sein, und er verspürte nicht den Wunsch, einen von ihnen zufällig auf den Gängen des Botschaftsgebäudes zu treffen. Aus demselben Grund mied er auch tunlichst das NATO-Gebäude.

Latymer hatte die Akten mitgebracht, die er aus dem Lager in London besorgt hatte und die sich auf die »Ilium«-Gruppe bezogen.

Inzwischen – er saß in der Wohnung – war er zu einem Entschluß gekommen.

Aubrey konnte Operation Guesswork leiten, während er versuchen würde, Gardiner aufzuspüren. Sowohl er wie Aubrey waren Gardiner genügend schuldig, um ihn daran zu hindern, das auszuführen, was er, wie Latymer wußte, vorhatte. Latymer hatte eine puritanische Ader, die zwar nicht bestimmt für sein Wesen war, aber doch unverkennbar. Er war ein zivilisierter Mensch, und er war von der Unrichtigkeit von Gardiners Handlungen überzeugt. Die Sache mit Dupuy war möglicherweise Notwehr gewesen, und Gardiner befand sich noch immer innerhalb der Grenzen des moralisch Vertretbaren.

Latymer konnte ihn jedoch unter Umständen retten.

Er machte sich hinsichtlich seiner Motive nicht allzu viele Gedanken. Er ließ sie auf dem Grund seines Bewußtseins ruhen. Sie waren wirr und undurchsichtig, und er entschied, sie auf sich beruhen zu lassen, obwohl er sonst in Hinblick auf Selbstanalyse sehr gründlich vorging.

Als Aubrey von der Auftragseinteilung an die Beschatter zurückkehrte, die in einem leeren Lagerhaus in der Nähe der Hallen stationiert waren, welches die Botschaft langfristig gemietet hatte – Latymer konnte sich die genaue Adresse nie merken –, sagte Latymer mit aufgesetzter Freundlichkeit, während gleichzeitig ein starkes, inneres Drängen an seinem Magen nagte:

»Ich hätte gern, daß du mir für ein paar Tage eine gewisse Handlungsfreiheit zugestehen würdest, Kenneth.«

Aubrey, der sich gerade einen Mittagssherry einschenkte, begutachtete das Etikett auf der Flasche und schien zufrieden. Dann wandte er seinen Kopf zur Seite und lächelte fragend. »Ja? Ich dachte, du wärst ganz begierig gewesen, bei dieser Sache mitzumachen?«

»Natürlich, aber nicht bis zum Ende.«

Aubrey setzte sich Latymer gegenüber und hob stumm sein Glas. »Ach nein; erzähl mir bloß nicht, du wärst nur des Nachtlebens wegen mitgekommen. Das würde mich wirklich enttäuschen.«

Latymer schüttelte den Kopf. Seine Nerven schienen wie kalte Finger gegen seinen Magen zu tippen. »Ich möchte nach Richard Gardiner suchen.«

Aubrey schien nicht im geringsten überrascht, und sein Kopf wackelte wie der eines kleinen Vogels beim Fressen und wie in einer Art Übereinkunft mit Latymer. Dennoch wurde Latymer zu seinem Mißbehagen bewußt, daß ihm etwas an ihm aufgefallen war, das er sich eigentlich nicht hatte anmerken lassen wollen.

»Ich sehe das alles ja nicht unbedingt durch deine moralische Brille, Hilary«, bemerkte Aubrey schließlich. »Aber ich nehme an, daß du dich in irgendeiner Weise verpflichtet fühlst ...« Er nahm einen Schluck von seinem Sherry. »Wir haben ihn ja als erste nach Paris geschickt.« Er schien zur Decke zu sprechen. »Ich kann das einfach nicht verstehen – nach all den langen Jahren! Richard ist doch nicht irgendein Spinner gewesen.« Sein Ton klang fast flehentlich.

»Aber wir können uns doch beide zusammenreimen, was er vorhat«, entgegnete Latymer ernst. Das Flattern in seinem Magen hatte sich zu einem Kloß verdichtet. Es war, als hätte er Angst gehabt, Aubrey könnte ihm seine Zustimmung verweigern. Das schien jedoch inzwischen kaum mehr wahrscheinlich.

»Das ist allerdings richtig.« Durch das längliche Fenster fielen die Sonnenstrahlen auf die Schulter von Aubreys grauem Anzug, als er in seinem Sessel herumrückte und sich Latymer zuwandte. Wieder einmal das scharfe, abschätzende Starren, das kurze, akzeptierende Nicken, und dann: »Ja, ich glaube, das sind wir ihm beide schuldig; wir sollten versuchen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.« Aber dann platzte es aus ihm heraus; der Lichtfleck glitt über seine Brust, während er sich bewegte: »Aber das liegt doch nun schon neunzehn Jahre zurück ...! Verdammt noch mal, warum kann er denn nicht vergessen?«

»Er wurde gezwungen, sich wieder an alles zu erinnern. Neunzehn Jahre einfach zunichte gemacht. Das kann er nicht auf sich beruhen lassen.«

Aubrey dachte kurz angestrengt nach und nickte. »Wir wissen beide, was er für ein Mensch ist.«

Latymer konnte ein Schaudern nicht unterdrücken. »Richard war nicht gerade ein – *umgänglicher* Mann ...« Dieser Satz war hoffnungslos unzulänglich.

Als wäre er dadurch in Verlegenheit gebracht worden, warf

Aubrey ein: »Glaubst du, daß die letzten neunzehn Jahre nur eine Art Fiktion für ihn waren?«

»Ich weiß nicht. Aber ich glaube nicht. Er hat versucht, sich anzupassen. Hat das ja auch geschafft. Aber irgend etwas ist in ihm wieder aufgebrochen, und er ist mit einemmal nicht mehr daran interessiert, die Rolle eines Anwalts in einer englischen Kleinstadt zu spielen!«

»Damit hast du vermutlich recht. Wo willst du anfangen?«

»Ich glaube, in Rouen. Und dann werde ich mir hier in Paris Etienne de Vaugrigard vornehmen; vielleicht weiß er, wo ich die restlichen Mitglieder der Gruppe antreffen kann.«

»Sehr gut. Ich werde Guesswork von hier aus leiten. Die entscheidenden Punkte werden überwacht, und du wirst eigentlich nicht mehr unbedingt gebraucht. Ich möchte nur wissen, ob ich dir nicht einfach nur Constant zum Trotz gestatte, dieser Sache nachzugehen. Allerdings werde ich dir keinerlei Unterstützung zukommen lassen können.«

»Das verstehe ich.« Latymers Augen blitzten plötzlich auf. »Du weißt, daß ich das verstehen kann, Kenneth. Instinktiv spüre ich die Macht, welche die Vergangenheit über Richard Gardiner hat. Sie verfügt über etwas Geheimnisvolles, und das hängt irgendwie mit den Männern zusammen, die wir einmal gewesen sind. Es ist eine Art Flucht, weißt du. Sowohl für ihn wie für mich.«

»Mhm. Glaubst du, er möchte lieber der Mann sein, der er einmal war?«

»Vermutlich.«

»Aber wie willst du herausfinden, wer dafür verantwortlich ist, daß es dazu gekommen ist?«

»Ich weiß nicht. Aber Richard weiß das vielleicht nicht einmal selbst. Zumindest noch nicht. Wenn ich ihn nur früh genug aufspüren könnte. Er wird wahrscheinlich nach Rouen gegangen sein – oder zu de Vaugrigard. Ich werde jedenfalls an beiden Punkten einmal nachfühlen.« Er rieb sich die Ober-

schenkel. »Ich weiß nur nicht, *wer* ... Er war einer der tüchtigsten Leiter, den wir je einer Gruppe beigestellt haben. Er war kein Mann, den man verrät.«

»Dann kann ich dir nur aus ganzem Herzen viel Glück und alles Gute wünschen.« Aubrey sah auf seine Uhr. »Ich nehme an, daß die erste Sitzung des Senior Joint Intelligence Committee in der Zwischenzeit über Mittag vertagt worden ist, und ich würde vorschlagen, daß wir ein Gleiches tun. Jorgensen wird heute nachmittag ›Schneeschuh‹ aufs Tablett bringen.« Er lächelte. »Unser Mann wird heute abend Gelegenheit haben, das entsprechende Thema zur Sprache zu bringen. Für den Vorsitzenden wird eine Cocktailparty im vertrauten Kreis veranstaltet. Er wird nach Washington zurückversetzt.«

»Van Lederer hat gute Arbeit geleistet«, bemerkte Latymer beiläufig, während er aufstand und seine Jacke überstreifte. »Wohin treibt es General Eugene van Lederer? Nach Saigon?«

»Das würde mich nicht im geringsten wundern. Komm, gehen wir essen, Hilary. Ich habe uns in einem netten, kleinen Restaurant einen Tisch reservieren lassen.«

Auf seltsame Weise zufrieden, lächelte Latymer und ließ sich aus der Wohnung schieben.

Oberstleutnant Nils Jorgensen vom norwegischen Geheimdienst aß beim Mittagessen seinen Salat sehr langsam. Das üppige, ölige Dressing vermochte ihn keineswegs zu begeistern, aber seine Mißstimmung war nicht allein auf das Essen zurückzuführen. Schuld daran war auch die Erinnerung an jenes Haus in Fulham und den kleinen Mann, Aubrey, den er noch aus Kriegszeiten kannte. Es lag zwei Tage zurück, daß sie ›Übung Schneeschuh‹ ausgeheckt hatten, einen Pseudobegriff für eine Pseudooperation, die den Winter zuvor um Vadso und den Veranger Fjord vonstatten gegangen war. Die Einzelheiten waren nur skizzenhaft umrissen, aber selbst die Zusammenfassung, die an diesem Nachmittag von ihm erwartet wurde, hatte

Zündstoffcharakter. ›Schneeschuh‹ war der Deckname für die Übung britischer SAS-Offiziere und Soldaten unter arktischen Witterungsbedingungen, einschließlich geheimer nächtlicher Landgänge von einem Atom-U-Boot aus und der Sabotage von Radar- und Flotteneinrichtungen. Das Manöver sollte eine kleine Truppeneinheit darauf vorbereiten, im Kriegsfall über große Entfernungen die finnische Grenze entlang vorzudringen, und zwar, wenn möglich bis Murmansk auf der Kola-Halbinsel. Das Manöver hatte innerhalb des vereinbarten Grenzbereichs zwischen Norwegen und der Sowjetunion stattgefunden, der für fremde Truppen gesperrt war.

Jorgensen würde diesen Knaller in seinem allgemeinen Bericht an das Committee zur Sprache bringen. Da diese Operation nie stattgefunden hatte, konnten die Russen nicht davon wissen. Und falls es in dem Ausschuß einen ›Maulwurf‹ gab, dann war dieser Brocken zu fett und verlockend, um nicht verdaut, gelagert und wieder hochgewürgt zu werden, damit er schließlich an die Zentrale in Moskau weitergegeben werden konnte. Mit widerstrebender Bewunderung mußte Jorgensen sich eingestehen, daß Aubrey tatsächlich ein sehr schmackhaftes Mahl zubereitet hatte.

Was die ganze Angelegenheit keineswegs leichter verdaulich erscheinen ließ. Es ließ Jorgensen, der die meiste Zeit des Krieges als Mitglied des Widerstands in den norwegischen Bergen verbracht hatte, sich lediglich nach der Unkompliziertheit der Vergangenheit und nach einem so eindeutigen Feind wie den Nazis zurücksehnen.

Er aß langsam, und seine Unterhaltung mit den Männern, die mit ihm um den Tisch im vierten Stock des NATO-Gebäudes saßen, verlief etwas sprunghaft. Als reserviert bekannt, wurde sein Verhalten weder mißgedeutet noch verurteilt.

Er war froh, nicht in Lidbrookes oder Melluishs Nähe zu sitzen.

Obwohl Latymer über Aubreys sofortige Einwilligung überrascht war, verging die kurze Zeit des Wartens doch nicht ohne ein gewisses Maß an Ungeduld. Eine Serie von Routinemaßnahmen führte zu einem Telefongespräch mit Etienne de Vaugrigard, den er während des Krieges etwas näher gekannt und danach noch dreimal getroffen hatte. Er wurde zum Abendessen eingeladen. Seine Familie war eben aus Deauville zurückgekehrt, wo Etienne eine kleine Villa besaß. Sie würden sich freuen, ihn zu sehen – acht Uhr, schwarze Fliege. Latymer entlockte Etiennes unveränderte Förmlichkeit ein Lächeln. Er hatte sich nie dazu durchringen können, de Vaugrigard zu mögen; selbst als junger Mann hatte er ein unnachgiebiges, arrogantes Wesen an den Tag gelegt und war im Umgang mit Menschen sehr steif gewesen. Ähnlich dem General, den er für sich zum Idol erhoben hatte. Das zunehmende Alter und der phänomenale geschäftliche Erfolg hatten nichts daran geändert.

Als nächstes beschaffte er sich ein Telefonbuch für die Region um Rouen. Bei der örtlichen Polizei vergewisserte er sich, daß die fort aufgeführte Vivienne Grodin tatsächlich die Frau war, die er mit diesem Namen verband. Er entschloß sich, falls de Vaugrigard ihm nicht weiterhelfen würde, am folgenden Tag mit dem Zug oder in einem Mietwagen nach Rouen zu fahren.

Am Nachmittag kam Hawthorne von der Botschaft in der Wohnung vorbei, um einen Bericht aus London zu überbringen. Darin stand, daß keiner der möglichen Kontakte des ›Maulwurfs‹ die Stadt verlassen hatte. Die sowjetische wie die in Frage kommenden osteuropäischen Botschaften wurden überwacht. Offensichtlich hatte Aubrey mit seiner Vermutung recht gehabt. Die Kontaktstelle befand sich in Paris.

Während er auf Aubreys Rückkehr aus dem Lagerhaus bei den Hallen wartete, arbeitete sich Latymer durch das Pariser Telefonbuch und versuchte, Namen zu finden, die zu Personen aus den Akten der ›Ilium‹-Gruppe hätten passen können. Zu

seinem Bedauern war aus dem verblichenen Text der Akten die Vergangenheit aufgestiegen und verflogen wie Rauch. Ein Feuer brannte, und sein Name war Gardiner.

Von Zeit zu Zeit dachte er an Aubreys Schilderung des ›Maulwurfs‹, und sie schien in gleicher Weise auf Gardiner zuzutreffen. Er hatte gesagt: ›Wenn dieser Mann sich bedroht oder in die Enge getrieben sieht, wird er erst so viel Schaden wie nur möglich anrichten, bevor wir ihn stellen können. Er wird wissen, daß wir ihn nicht verhaften oder seinen Verrat publik machen werden ... Er ist zu allem imstande – zu allem!‹

Die Cocktailparty begann früh. Der größte Teil der Nachmittagssitzung war von Jorgensen und ›Schneeschuh‹ in Anspruch genommen worden. Seine Ankündigungen waren mit schokkiertem Schweigen aufgenommen worden, gefolgt von lebhaft geäußerter Ungläubigkeit. Das Ganze schien hart am Rande des Tragbaren, meinten zahlreiche Sicherheitsdelegierte. Der Ausschuß zeigte sich verwundert hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und des Nutzens solch eines Manövers – dies vor allem angesichts des Schlages in das Gesicht der Sowjets, den es bedeutet hätte, wenn diese davon erfahren hätten. Und alle brannten natürlich darauf, mehr darüber zu erfahren. Jorgensen bekam mehr und mehr zu spüren, in welch ungünstiges Licht Aubrey ihn gerückt hatte, und bedauerte die Verwicklung seines Landes in dieses lächerliche Täuschungsmanöver. Falls die Russen Beschwerde einlegten, oder irgendwelche geheimen Gegenmaßnahmen ergriffen ...?

Er hielt seine Stellung, so gut es ging, und ließ nur andeutungsweise, wie Aubrey das gewünscht hatte, die Beteiligung Großbritanniens in seine sparsamen Ausführungen einfließen. Ansonsten verweigerte er jede weitere Aussage.

Auf der Party wurde in kleineren Gruppen heftig über die möglichen Folgen eines militärischen Manövers britischer Truppen in Nordnorwegen diskutiert. Jorgensen wartete darauf,

daß jemand mit der Bitte um eingehendere Informationen an ihn herantrat. Falls Aubreys ›Maulwurf‹ unter den Gästen war, würde er es sich nicht leisten können, sich diese Gelegenheit entgehen zu lassen.

Es herrschte eine Stimmung allgemeinen Wohlwollens, das mit steigendem Alkoholkonsum deutlicher spürbar wurde – sie alle verabschiedeten einen Mann, dem ihre Hochachtung und Wertschätzung galt – US Army Intelligence General van Lederer.

Als der General, ein großes Glas Bourbon in der Hand, auf seinem Rundgang auch an Jorgensen herantrat, wirkte er durchaus interessiert; seine grauen Augen blitzten. Aber er schien durch Jorgensens Verschwiegenheit nicht weniger neugierig gemacht als durch die Informationen, die er preisgegeben hatte.

»Verdammtd, ich möchte wirklich wissen, was sich die Briten eigentlich dabei gedacht haben? Was wäre schließlich gewesen, wenn die Russen davon Wind bekommen hätten?« Er nahm einen Schluck von seinem Glas und schnalzte mit den Lippen. »Wir sollten uns in diesem Ausschuß lieber von dieser Regel trennen, die besagt: Was geschehen ist, ist geschehen. So etwas wie ›Schneeschuh‹ sollte doch geklärt werden, bevor es in die Tat umgesetzt wird. Aber wer hat dazu eine Genehmigung eingeholt? Unsere zwei britischen Freunde wissen doch ganz offensichtlich nicht das geringste von der Sache, nach den erstaunten Gesichtern zu schließen, die sie heute nachmittag aufgesetzt hatten!«

»Allerdings«, murmelte Jorgensen, während sich der General einer anderen Gruppe zuwandte. »Bis vor kurzem habe auch ich noch nichts davon gewußt«, fügte er mit einem säuerlichen Versuch von einem Lächeln hinzu.

Jean-Jacques Haussman, Senior-SDECE-Mitglied des Ausschusses, beobachtete Oberst Jorgensen etwa zehn Minuten lang eindringlich, nachdem er sein Gespräch mit dem General

abgeschlossen hatte. Er glaubte zu verstehen, was hier vor sich ging. Aus diesem Grund behielt er auch die zwei Engländer sorgfältig im Auge, ohne sich den Anschein zu geben, sich von seiner Unterhaltung mit Helvigsson, dem Isländer, und Protti vom italienischen Geheimdienst ablenken zu lassen. Seiner Ansicht nach haftete Jorgensens Verhalten etwas leicht Unwirkliches an – und dies vor allem in diesem Augenblick, wo er jede Einbeziehung in ein Gespräch vermied, als wartete er auf einen ganz speziellen Gesprächspartner. Lidbrooke oder Melluish, dachte Haussman. Und das bedeutete eine »Frettchen«-Operation von selten der Engländer. »Schneeschuh« war nichts weiter als ein Trick – vermutlich Aubreys –, um den Maulwurf auszuräuchern. Das hätte zumindest erklären geholfen, weshalb die anderen beiden, Lavender und Allom, nicht anwesend waren. Immer nur jeweils zwei.

Er war sich sicher, daß Lidbrooke und Melluish, wie die restlichen Ausschußmitglieder, absolut ahnungslos waren. Es war nur auf den Umstand zurückzuführen, daß er nach dem Krieg über lange Jahre hinweg für die Geheimdienstabwehr des SDECE gearbeitet hatte, daß ihm ein Verdacht gekommen war. Nachdem er sicher schon tausend Menschen, Männer und Frauen, verhört hatte, spürte er, wenn jemand log.

Etwa eine Stunde später näherte Lidbrooke sich Jorgensen. Das war der Moment, auf den der Norweger gewartet hatte; als er jedoch da war, stellte er eine Überraschung dar, und er verspürte ein wäßriges Gefühl der Übelkeit in seinem Magen – und eine Art vages, unendliches Bedauern. Er mußte sich sorgfältig auf den Tonfall seiner Stimme und seine Körperhaltung konzentrieren, um sich nicht zu verraten.

Nach den üblichen Förmlichkeiten sagte Lidbrooke: »Mein Gott, Nils, da haben Sie heute nachmittag ja etwas losgelassen! Ich habe mir bei der Vorstellung halb in die Hosen gemacht!«

Jorgensen brachte ein zaghaftes Lächeln zustande und rieb sich die Stirn. Außerdem murmelte er etwas, von wegen es

wäre schrecklich heiß und man sollte vielleicht die Fenster etwas öffnen.

Ein verständnisvolles Lächeln auf den Lippen, warf Lidbrooke ihm einen verschwörerischen Blick zu. »Sie wissen, daß sie so etwas eigentlich nicht tun dürften.«

»Wer?« fragte Jorgensen abrupt.

»Der SAS und meine Vorgesetzten. Eigentlich müßte ich über dergleichen informiert werden; Sie kennen schließlich meine Position, Nils. Finden Sie nicht auch, man hätte mich über diese Wahnsinnsunternehmung in Kenntnis setzen sollen?« Jorgensen nickte. »Wer hat zu dem Ganzen seine Zustimmung gegeben, Nils? Haben Sie irgendeine Ahnung, wer diesen verrückten Plan ausgeheckt hat?«

Jorgensen schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung, Derek. Man hat mir eine zusammenfassende Darstellung des vorhandenen Materials übermittelt – natürlich unter Weglassung sämtlicher Namen –, und dann sollte ich den Ausschuß darüber informieren. Das Material war eben durch unsere Geheimdienstchefs zur Verbreitung freigegeben worden.«

Jorgensen entspannte sich langsam. Er spielte eine Rolle, die er lange geübt hatte, und das übte einen betäubenden Effekt auf ihn aus. Außerdem begann er, langsam Freude daran zu finden, Lidbrooke an der Nase herumzuführen, ihn sich als einen bloßgestellten Doppelagenten vorzustellen. Er betrachtete seine grünen Augen und das blonde Haar, das sich über den Kragen seiner Anzugjacke kringelte. Das leicht modisch angehauchte Erscheinungsbild rundeten ein breitgestreiftes Hemd und eine gelbe Krawatte ab.

Er wußte, daß Lidbrooke ein hervorragender Mann war – ein äußerst erfolgreicher Feldagent. Jorgensen wußte auch über seinen Einfluß als stellvertretender Leiter von SO-1. Das andeutungsweise Lächeln auf seinen Lippen schien Lidbrookes Neugier nur noch mehr anzustacheln. »Können Sie mir nicht noch etwas mehr über die Sache sagen, Nils? Ganz unter uns

natürlich.«

Jorgensen konnte das Drängen seines Gegenübers spüren, war sich jedoch hinsichtlich seiner Ursache im unklaren. War es Aufgebrachtheit und Wut oder Tücke. Er schüttelte den Kopf.

Lidbrooke fügte hinzu: »Na ja, jedenfalls werde ich ordentlich aufs Blech hauen, wenn ich nach London zurückkomme. Wenn nötig, werde ich mich sogar an die höchsten Stellen wenden! Diese Idioten! Was bilden die sich eigentlich ein? Wer zum Teufel sind wir eigentlich, mit einem Häufchen SAS-Männern und einem Atom-U-Boot am Polarkreis herumzuführwerken? Mein Gott, wir leben doch nicht mehr im Zeitalter des Imperialismus! Stellen Sie sich nur einmal vor, welche Folgen das hätten haben können. Woher sollen wir denn überhaupt wissen, ob die Russen von der Sache wissen oder nicht?« Jorgensen konnte nur wieder seinen Kopf schütteln. »Diese Idioten!« zischte Lidbrooke und leerte den Rest seines Glases mit einem einzigen Schluck.

Nachdem er ihn wieder verlassen hatte, sah Jorgensen ihn in ein ernsthaftes Gespräch mit Melluish vertieft, der gerade eine ähnliche Schimpfrede über sich ergehen lassen mußte wie kurz zuvor der Norweger. Er konnte nur den Kopf schütteln und Aubrey Glück wünschen. Lidbrookes Interesse hätte genausogut rein beruflicher Natur sein können, oder es war seinem etwas angeknacksten Ego entsprungen.

Interessiert hatte Jean-Jacques Haussman den Wortwechsel zwischen Jorgensen und Lidbrooke mitverfolgt. Auch er wünschte Aubrey insgeheim Glück, wobei hinter seinen persönlichen Wünschen der wachsende Ärger, selbstgerecht und unbegründet zwar, des Quai d'Orsay, des SDECE-Hauptquartiers und selbst des Elysée-Palasts stand, ausgelöst durch die geheimen Informationen, die aus dem Zentrum der NATO an die Russen durchsickerten. Lidbrooke, schloß er, hatte den Köder zusammen mit Angel und Haken geschluckt.

Etienne de Vaugrigard hatte die Wohnung seiner Geliebten im Faubourg St. Honoré stets mit einer gewissen geheimen Erregung betrachtet. Dies war nicht so sehr auf den Umstand zurückzuführen, daß sich dort der verschwiegene Teil seines Sexuallebens abspielte; vielmehr hatte sich in dieser Wohnung ein entscheidender anderer Bereich seiner Existenz abgewickelt – seine Verbindung mit der OAS, die vornehmlich finanzieller Natur war.

Zwei Männer saßen nun mit ihm in dieser Wohnung. Es war schon fast sieben Uhr, und er wollte bis acht in seinem Haus in der Avenue de Madrid sein, um Hilary Latymer willkommen heißen zu können. In diesem Moment waren seine Gedanken allerdings mit einem anderen Engländer beschäftigt.

Seine Gäste waren François Perrier und sein Cousin Henry Janvier, »Plastique«, ein Kongosöldner, ehemaliges Mitglied der Fremdenlegion in Indochina, und nun hin und wieder als Sabotagefachmann für die geheimen OAS-Truppen in der Umgebung von Paris tätig. Perriers Anwesenheit – er hatte damals am Steuer des Kombi gesessen, der »Achilles« überfahren hatte – stellte einen glücklichen Zufall dar, da er de Vaugrigard mit dem Mann in Verbindung brachte, den er brauchte – »Plastique«.

Perrier arbeitete schon seit Jahren für die OAS – allerdings nur als Laufbursche oder Fahrer; je nachdem, wofür gerade jemand gebraucht wurde. Sein Obstladen hatte sich gut entwickelt, so daß er ihn schließlich verkauft hatte und in den Großhandel eingestiegen war. De Vaugrigard vermutete jedoch, daß in diesem Mann, wie auch in seinem Fall, noch Spuren eines früheren Lebens vorhanden waren – ein Vergleich, den er jedoch nur unwillig zog. Dieses Gefühl kristallisierte sich für ihn um die Tatsache von de Gaulies Verrat an Frankreich und der Armee in Algerien heraus. Wie de Vaugrigard hatte auch Perrier die OAS finanziell unterstützt – allerdings in bescheidenerem Rahmen – und sich darüber

hinaus sogar an einigen ungefährlichen Aktionen beteiligt. Geschehen war dies vermutlich aus einer nostalgischen Sehnsucht nach Rouen und den alten Zeiten.

Janvier war anders. Er fühlte sich der OAS nur durch das Geld verpflichtet, das er für seine Dienste erhielt – durch nichts anderes. Nach Dien Bien Phu und dem Marsch durch den Dschungel in die Freiheit, zusammen mit den anderen erbärmlichen Truppenüberresten, die nicht aufgerieben oder gefangen genommen worden waren, hatte er jeder Form von Idealismus abgeschworen – und auch jeglichen Appellen an eine bessere Natur in seinem Innern. Im Kongo hatte er Gelegenheit gefunden, seine Kenntnisse, was Sprengstoffe anbetrifft, in die Praxis umzusetzen, und die OAS-Kampagne in Frankreich selbst stellte für ihn nichts anderes dar als eine weitere Möglichkeit, seine Söldnerrolle zu spielen. Falls irgend jemand Richard Gardiner für ihn erjagen konnte, dann war es Janvier.

Denn genau das war es, wozu de Vaugrigard sich entschlossen hatte. Die Idee war ihm mit überwältigender, einleuchtender Plötzlichkeit gekommen. Nachdem er in dem Bett nebenan schweißgebadet aus einem angstverzerrten Traum aufgeschreckt war und nachdem das Mädchen sich auf die andere Seite gedreht hatte und wieder eingeschlafen war, war ihm klar geworden, was er zu tun hatte. Das Mißtrauen gegenüber *›L'Etranger‹* war plötzlich wie ein kalter Pilz durch die Erde gedrungen, der ihm mitteilte, daß sein eigenes Leben in Gefahr war, daß der Mann vom SDECE ihn nicht vor Gardiner beschützen würde.

Und die Lösung war ganz einfach gewesen. Ein entsprechend gewalttätiger OAS-Übergriff, in dessen Verlauf Gardiner ganz zufällig umkommen würde. Niemand würde den Vorfall auf ihn zurückführen können. An die Folgen seiner eigenen, bekannten Verbindung mit der OAS weigerte er sich zu denken; statt dessen gab er sich seiner unterkühlten Leidenschaft hin, sich diesen Engländer vom Hals zu schaffen.

De Vaugrigard wußte, daß er Perrier genügend würde einschüchtern können, ihm zu helfen. Er würde zu sehr um seine eigene Haut fürchten – eine weitere Übereinstimmung zwischen ihm und dem dickeren, eher gewöhnlichen Perrier, wie de Vaugrigard sich neuerlich eingestehen mußte, einen Geschmack im Mund, als wäre er eben nach einer durchzechten Nacht aufgewacht. Aber er brauchte ›Plastique‹, und das bedeutete, daß es in der Hauptsache um Geld gehen würde.

»Einverstanden?« fragte er. »Einhunderttausend Francs. Nicht gerade eine bescheidene Summe für den Tod eines Mannes, hm?« Er lächelte Janvier an, der die Geste nicht erwiderte. Er beobachtete das zerfurchte Gesicht mit dem Schnurrbart, das sich nicht bewegte, obwohl die Augen bei der Nennung der Summe kaum merklich aufflackerten.

»Der Kerl ist also sehr gefährlich, wenn ich Sie richtig verstanden habe?«

»Durchaus möglich. Ich möchte ihn auf jeden Fall tot haben, und es muß so aussehen, als wäre das Ganze bei einer OAS-Aktion passiert. Haben Sie mich verstanden? Sein Tod muß ganz zufällig erscheinen. Und aus diesem Grund greife ich auf Sie zurück.« Wie entschuldigend warf er Perrier einen kurzen Blick zu und sprach weiter: »Vielleicht könnten Sie ja Ihrem Cousin einen ungefähren Eindruck von dem Mann vermitteln, mit dem er zu tun haben wird?«

Offensichtlich erfreut, auch einen Beitrag zu dem Geschäft beisteuern zu können, fing er an: »Dieser Mann versteht etwas vom Töten, Henry. Wie Etienne ...« Er warf de Vaugrigard einen kurzen Blick zu, der ihn mit einem Lächeln ermutigte, ihn beim Vornamen zu nennen, während es ihm in seinem tiefsten Innern widerstrebe. »Wie Etienne gesagt hat, sinnt er im Augenblick auf nichts anderes als auf Rache. Einen unserer Kameraden aus Rouen hat er bereits umgebracht. Es heißt also: er oder wir!«

»Was heißt hier ›wir‹, bemerkte Janvier. »Von meiner

Existenz weiß er doch gar nichts.« Diese Feststellung klang plump, desinteressiert; aber de Vaugrigard verstand sie als eine unverhohlene Demonstration seiner Macht. Perriers Mundwinkel klappten herunter. Darauf fügte Janvier hinzu: »Aber wenn er seinen Preis wirklich wert sein sollte, ist er bereits ein toter Mann.«

»Gut«, nickte de Vaugrigard. Perrier war offensichtlich erleichtert. Seit de Vaugrigard ihm vom Tod Dupuys erzählt hatte, war die Angst praktisch keine Sekunde mehr von ihm gewichen. Er stellte ein vergrößertes Abbild de Vaugrigards eigener Angst dar, und Etienne haßte ihn dafür, wie dieser Umstand ihm gleichzeitig eine subtile Befriedigung verschaffte. »Gut. Die Einzelheiten interessieren mich nicht. Das Geld werden Sie bekommen, wie und wann Sie es wollen.« Janvier nickte. »Die erste Hälfte heute abend. Uns bleibt nur wenig Zeit. Der Mann muß inzwischen in Paris sein. Ich möchte ihn innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden tot sehen. Haben Sie mich verstanden?«

KAPITEL SECHS

Die Herrin der Lage

Aubrey war noch auf, als Latymer aus de Vaugrigards Haus zurückkehrte. Der kleine Mann hatte seinen Kragen abgenommen, und am Hals stand ihm das Hemd offen. In seinen roten Hosenträgern sah er seltsam schlampig, ja sogar verletzlich aus. Seine Füße steckten in Pantoffeln und lagen auf einem Schemel. Gedankenverloren nippte er an einem Whisky mit Soda, und neben ihm lag ein Stapel mit Durchschlagpapier auf dem Sofa. Er wirkte müde und frustriert.

»Na, einen angenehmen Abend gehabt?« erkundigte er sich mit einer leichten Spur in seiner Stimme.

»Er war sogar sehr angenehm, besten Dank. Die Familie de Vaugrigard beschäftigt im Augenblick einen hervorragenden Koch.« Latymer streifte seinen Smoking ab, löste seine Fliege und schenkte sich einen Whisky ein. Geräuschvoll klimperten die Eiswürfel in seinem Glas und brachen das erwartungsvolle Schweigen.

»Freut mich für dich, Hilary!«

»Was ist los, Kenneth. Ist nichts dabei herausgekommen?«

»Das kann man wohl sagen. Ich fange bereits an zu wünschen, ich hätte dich mit der Leitung von Operation Guesswork beauftragt und mir selbst den Auftrag erteilt, Richard Gardiner von den schlimmsten Exzessen abzuhalten ...« Er nahm einen Schluck Whisky und fügte hinzu: »Allem Anschein nach haben Lidbrooke und Melluish richtiggehend Vergnügen aneinander gefunden ...«

»Wie das?«

»Sie haben sich die ganze Nacht nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen! Nach der NATO-Party sind sie gemeinsam in ein Restaurant, dann in ein Nachtlokal – alles auf Kosten des SIS, versteht sich – und schließlich sind sie zu Bett gegangen!«

»Zusammen?« Latymer, der in einem Sessel saß und seine langen Beine ausgestreckt hatte, konnte sich diese Bemerkung nicht verkneifen.

»Meine Quellen zufolge nicht. Aber sie könnten in diesem Punkt natürlich mit größter Diskretion vorgehen.«

»Und es ist zu keiner Übergabe gekommen?«

»Nicht einmal ein Bonbonpapier haben sie fallengelassen. Nein, Lidbrooke ist nicht clever genug, um unsere Wachhunde hinters Licht zu führen. Die Informationsübergabe muß in London stattfinden, obwohl Paris doch eigentlich wahrscheinlicher sein sollte.«

»Was ist mit den Russen?«

»Nichts. Das gleiche gilt für die Tschechen und für die Ostdeutschen und die Polen. Alle über jeden Zweifel erhaben. Man könnte regelrecht denken, es gäbe in Paris gar keinen Beauftragten der Moskauer Zentrale; so ruhig ist es.« Er sah Latymer an. »Was hast du herausgefunden?«

Latymer schüttelte den Kopf. »Nicht gerade viel.« Aubrey schien enttäuscht. »Etienne de Vaugrigard mag den General nicht; er ist selbstzufrieden, clever, verdammt reich und ein Schlitzohr. Ich möchte wetten, daß er irgendwo eine kleine Geliebte hat, ohne daß Geneviève davon weiß. Aber über Richard weiß er absolut nichts. Er hat nichts von ihm gehört. Nicht einmal von Dupuy hat er gewußt, was mich letztlich nicht verwundert hat.« Er stippte die Zigarettenasche auf, die auf sein Hosenbein gefallen war.

Als fühlte er sich dadurch an etwas erinnert, steckte sich auch Aubrey eine Zigarette an und stellte einen Onyxaschenbecher neben sich. »So ist das also. Und du magst Etienne offensichtlich auch nicht besonders – hm?«

»Das stimmt. Der Sohn scheint sich in derselben Richtung zu entwickeln, und Geneviève ist die klassische Aristokratin, die das Geld geheiratet hat, sich deshalb schäbig vorkommt und eigentlich vor Jahren schon an Bürger Robespierre hätte ausgeliefert werden sollen!« Aubreys gewitzter Gesichtsausdruck entlockte ihm ein Lächeln. »Und frustriert bin ich natürlich auch. Ich werde morgen nach Rouen fahren müssen, um mit dieser Vivienne Grodin zu sprechen.«

»Meine Güte. Diese moralischen Kreuzzüge verlieren verdammt schnell am nötigen Schwung, oder nicht?«

In Anerkennung dieses Treffers hob Latymer sein Glas. »Die Tochter allerdings war anders – Franchise. Eine Schönheit unter lauter Ungeheuern sozusagen.«

»Ach.«

»Sie ist neunzehn«, bemerkte Latymer. »Sie nennt mich ›Onkel Hilary‹, falls dich das interessieren sollte.« Sein Gesicht schien sich für einen Augenblick, wie in Erinnerungen, zu verdunkeln.

Sich der Richtung, die seine Gedanken nun einschlugen, voll bewußt – Oxford –, beeilte Aubrey sich nachzuhaken. »Ich verstehe. Und sonst nichts von Bedeutung?«

»Nein. Außer der Bestätigung, daß Richard nicht eher aufgeben wird, als bis die Rechnung beglichen ist. Etienne hat darüber gesprochen, wie er während des Krieges war. Nicht gerade ein verträglicher Zeitgenosse, und nicht unbedingt jemand, den ein junges Mädchen seiner Mutter vorstellen würde. Aber das ist ja für uns nichts Neues, hm?«

»Allerdings.« Aubrey dachte kurz nach, um schließlich Latymer mit einem seltsam wachen Ausdruck anzusehen. »Du willst doch dieser Sache nicht wirklich weiter nachgehen, oder?« Latymer breitete seine Arme aus und zuckte mit den Achseln. »Was ist: ja oder nein?« Er schien eine bejahende Antwort von Latymer hören zu wollen.

Latymer nickte. »Ja. Ich glaube, ich habe keine andere Wahl.

Richard wird sonst an dieser Sache zugrunde gehen. Irgendwann wird es ihn den Kopf kosten. Deshalb muß ich ihn aufhalten.«

»Gut. In diesem Fall kannst du mit deinen Nachforschungen fortfahren. Allein, natürlich. Was mich betrifft, glaube ich, daß du nicht die geringste Chance hast, etwas aufzuhalten, das in La Baule – wenn nicht sogar in der Avenue Foch – seinen Anfang genommen hat. Dem Ganzen haftet zu sehr der Geschmack von Schicksalhaftigkeit an.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, ich werde mit Jean-Jacques Haussman sprechen. Und zwar gleich morgen, nachdem ich bei dieser Frau war. Vielleicht kann er ja irgendwie behilflich sein – inoffiziell, versteht sich.«

»Können – vielleicht; aber ob er auch will?«

»Ich denke schon. Schließlich gehört er derselben Zeit an – die Liaison mit der SOE, und der Rest. Einer der Spione von gestern – wie wir selbst. Außerdem halten wir Kontakt. Doch, ich glaube, er wird uns helfen.«

»Na gut.«

»Was denkst du? Ist es einer von den anderen beiden?«

»Ich bin mir nicht sicher, Lidbrooke ist auf Jorgensen angesprungen wie ein Frettchen in einen Fuchsbau – auf unser ›Frettchen‹ also. Aber es könnte natürlich auch ehrliche Aufgebrachtheit gewesen sein. Schließlich hätte er doch über die üblichen Kanäle von ›Schneeschuh‹ erfahren müssen!« Aubrey zupfte an seiner Unterlippe. »Ich weiß einfach nicht. Er könnte natürlich angeworben worden sein, ohne daß wir notwendigerweise davon hätten Wind bekommen müssen. Laß ihn über die Jahre hinweg im Winterschlaf, um ihn schließlich aus der Versenkung hervorzuholen, wenn die Zeit reif ist. Wer weiß?«

»Nach Philby?«

»Ich würde schon sagen. Jedenfalls nach seiner ursprüngli-

chen Abtrittserklärung. Schließlich war der charmante Kim ihr Prunkstück, ihr Star.« Er lächelte traurig. »Und als er dann aufflog, war es doch nicht gerade die schlechteste Idee, nicht gleich einen Nachfolger in solch eine hohe Position nachzuschieben.«

»Mhm. Aber welchen Sinn sollte das Ganze dann überhaupt haben?«

»Einfach, um seine Nützlichkeit zu beweisen. Du weißt doch, daß es in den Reihen der Zentrale immer Zweifler gibt. Beweist, daß euer Doppelagent wirklich zu den Dingen imstande ist, deren er sich brüstet, oder wir verweigern diese lächerlich übersteigerten Zahlungen, die er fordert. Etwas in der Art. Oder einfach nur das übliche Zweckmäßigkeitssdenken, das für die Zentrale typisch ist. Wir haben einen Doppelagenten, also suchen wir auch gefälligst einen Verwendungszweck für ihn. Zum Teil war das ja der Grund für Kims Scheitern. Er mußte auf dem Weg zur Spitze weiter spionieren. Das, verbunden mit der eklatanten Unfähigkeit einiger Leute, die diese gemütlichen kleinen Büros in Queen Anne's Gate bewohnen.«

Aubrey trank sein Glas leer und stand auf.

»Legst du dich schlafen?« fragte Latymer.

»Ich glaube schon. Meiner Aufgabe haftet eine gewisse Dringlichkeit an, die ihr von anderen auferlegt wurde. Ansonsten würde ich aufbleiben und mit dir die Musik hören, die du sicher zu spielen beabsichtigst ...« Er trat an die Tür seines Schlafzimmers und fügte hinzu: »Aber dreh bitte nicht allzu laut auf, ja? Ich habe kein Ohropax dabei.«

Nachdem die kleinen Geräusche in Bad und Schlafzimmer verstummt waren, inspizierte Latymer nachlässig die Platten- sammlung in dem Teakholzregal an der Wand. Die meisten waren nicht nach seinem Geschmack, aber schließlich fand er zwei Platten mit einer Auswahl von Bach-Kantaten, die er sich für mehr als eine Stunde leise anhörte. Als er schließlich zu Bett ging, war es halb zwei. Die düsteren Passagen wollten ihm

nicht mehr aus dem Kopf. Bach, spürte er, hatte ihn deutlicher auf die Realität und das Bedrückende an ihr gestoßen, und er bedauerte, nicht mehr oder weniger getrunken zu haben.

Aubrey hatte den Anruf zu seinem Apparat im Schlafzimmer durchgestellt. Im Gegensatz zu ihm hatte Latymer das Klingeln nicht geweckt. Wie die eines Kindes blinzelten Aubreys blaue Augen in das plötzliche Licht der Nachttischlampe. Er rieb sich das zerzauste, sich lichtende Haar und sah auf den Wecker. Nach drei.

»Ja?«

Es war Rushton, einer der nächtlichen Überwacher von Lidbrooke.

»Mister Aubrey? Wir sind Lidbrooke eben von seinem Hotel zu einem Wohnhaus am linken Ufer gefolgt. In der Rue Soufflot, hinter der Sorbonne, in der Nähe des Pantheon.«

»Ja, erzählen Sie weiter!« Aubrey war inzwischen hellwach, als hätte er eine starke Witterung, stechend und tierisch, aufgenommen.

»Er hat versucht, uns abzuhängen, aber wir haben den Trick mit zwei Wagen angewandt.«

»Ja!« platzte Aubrey ungeduldig heraus. »Und in wessen Wohnung ist er?«

»Das wissen wir nicht, Sir. Es gibt in dem Haus insgesamt sechs Wohnungen, und an die Concierge sind wir bis jetzt noch nicht herangetreten.«

»Gut. Lassen Sie das im Augenblick auch noch. Ich komme sofort zu Ihnen.«

Aubrey hängte auf, kleidete sich rasch an und ging ins Erdgeschoß hinunter. Die Tür öffnete sich auf einen kleinen Hof. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, Latymer zu wecken und ihm Bescheid zu sagen.

Er ließ den Wagen an und rollte leise durch die Tordurchfahrt auf die Rue Castellane hinaus. Die Straße war verlassen

und lag im orangen Schein der Straßenlampen. Aubrey kurbelte das Fenster herunter, so daß die kühle Nachtluft in den Wagen strömte. Angenehm.

An der gewaltigen, düsteren Masse der Madeleine vorbei steuerte er die Rue Royale hinunter, vorbei an Maxim's, zur Place de la Concorde. Selbst um drei Uhr früh leuchteten die Bremslichter der Wagen vor ihm auf, wenn sie den weiten Platz umrundeten. Er bog nach links in den Quai des Tuileries ab.

Nachdem er die Seine zum linken Ufer überquert hatte, brauchte er nur noch weitere fünf Minuten, um die Rue Soufflot zu finden.

In der Straße waren mehrere Autos geparkt, aber er entdeckte in einem Renault zwei Schatten und fuhr so nahe wie möglich an diesen heran. Rushton stieg aus und kam auf seinen Wagen zu. Aubrey öffnete die Tür, und der gewichtige Mann glitt auf den Beifahrersitz.

»Welches?« erkundigte sich Aubrey.

»Dort drüben, Nummer sechsundzwanzig.« Aubreys Blicke folgten Rushtons Zeigefinger. Eine glatte, steinerne Fassade, viele Fenster offen, die Läden gegen den Stein zurückgefaltet. Keine Lichter. Anonym. Das Ganze wirkte vielversprechend, und Aubrey nickte halb sich selbst zu, um sich die Richtigkeit seiner Vermutung zu bestätigen.

»Was haben Sie bis jetzt unternommen?«

»Wir haben die Namen auf dem Klingelschild notiert und lassen sie in der Botschaft überprüfen. Ansonsten haben wir Augen und Ohren aufgesperrt.«

»Ist sonst niemand aufgetaucht?« Rushton schüttelte den Kopf. »Nirgendwo Licht. Wie lange sind sie denn schon aus?«

»Vielleicht seit einer halben Stunde – länger nicht.«

»Mhm.« Aubrey zog sich plötzlich ganz in sich zurück. Rushton schien er sehr weit weg; er hatte bereits bei anderen Gelegenheiten für Aubrey gearbeitet und wartete nun, bis der

kleine Mann wieder in die Gegenwart zurückkehrte. Schließlich sagte Aubrey: »Was für Papiere haben Sie bei sich?«

»Gerichtsvollzieher, Sitte, SDECE, Zoll – das übliche.«

»Wie sieht es mit Ihrem Französisch aus?«

»Nicht allzu schlecht, wenn ich Strohmann spiele.«

»Gut. Dann werden wir uns, glaube ich, in Bälde mit dem Bewohner dieser Wohnung unterhalten müssen. Welche ist es übrigens?«

»Wir glauben, daß es die im ersten Stock nach vorne raus ist. Die Lichtveränderungen ließen darauf schließen, daß jemand sie betrat, als Lidbrooke hier auftauchte ...« Er machte eine kurze Pause und legte die Maske beruflicher Neutralität für einen Augenblick ab. »Glauben Sie, daß er es ist, Sir? Mister Lidbrooke?«

Aubrey sah Rushton feierlich an. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Jedenfalls sieht das hier alles andere als gut aus, wie er sein Verhalten auch rechtfertigen mag.«

»Ich schätze, es muß jemand sein ...«, murmelte Rushton.

»Es muß keineswegs jemand sein!« fuhr Aubrey ihn an. »Es passiert einfach, weil sie sich für Hochverrat entscheiden.«

»Jawohl, Sir.«

Aubrey sah Rushton neuerlich an. Wie die meisten Überwachungsbeamten des SIS war er eine verschlossene Persönlichkeit. Der perfekte Funktionär, ohne eigene Entscheidungsgewalt, ohne die expansive Persönlichkeit jener, welche über die anzuwendenden Strategien entschieden oder Feldoperationen ausführten. Es war beinahe ungewöhnlich, ihn eine menschliche Regung zeigen zu sehen.

Aubrey sagte: »Bei SO-4 wird Ihre Arbeit mehr und mehr so aussehen. Ist Ihnen das klar?«

Rushton nickte. »Wirklich großartig«, brummte er müde.

»Mhm. Wenn Lidbrooke wieder geht, werden wir der Concierge einen kleinen Besuch abstatten. Sitte, würde ich sagen. So etwas klingt immer gut. Und dann werden wir uns mit

diesem mysteriösen Wohnungsnehmer unterhalten. Ist es übrigens ein Mann oder eine Frau?«

»Wir vermuten, eine Frau. Aber wahrscheinlich gibt es im ersten Stock zwei Wohnungen, und wir wissen nicht, welche es ist. In einer wohnt ein Mann, in der anderen eine Frau.«

Dann ging ihnen der Gesprächsstoff aus. Aubrey hatte das Gefühl, als säße er neben einer Statue, und er wünschte nachträglich, er hätte Latymer aufgeweckt und mitgenommen. Mit ihm wäre es ihm leichter gefallen, sich über Musik zu unterhalten oder auch über Lidbrooke. Er wußte nicht, was Rushton über diese beiden Themenbereiche dachte. Allerdings vermutete er, daß Lidbrooke generell von den Überwachern bewundert wurde, da die meisten von ihnen mehr oder weniger Feldagenten waren und Lidbrooke der eigentliche Leiter von SO-1, der ›Action‹-Abteilung, war, deren Chef, Kennedy Shaw, sich eigentlich nur so lange halten konnte, wie Lidbrooke ihm unter die Arme griff.

Als Lidbrooke um halb sieben das Haus verließ, war es bereits hell, aber die Rue Soufflot lag immer noch verlassen da. In den Rinnsteinen floß das Wasser, und die Luft war noch frisch. Über den blassen Himmel zogen vereinzelte kleine Wolken, die Bäuche rosa gefärbt. Alles deutete auf einen weiteren herrlichen Tag hin. Rushton weckte Aubrey aus seinem halbwachen Dämmerschlaf, in dem er sich Lidbrookes Laufbahn innerhalb des SIS durch den Kopf gehen ließ. Dabei stieß er auf wenig Verdächtiges und kaum eine Situation, bei der er von der anderen Seite hätte angeworben werden können. So weit wie möglich in seinem Sitz zusammengesunken, beobachtete er Lidbrooke, wie er die Straße zu der Stelle hinunterging, wo er, wie Rushton ihm gesagt hatte, seinen Wagen geparkt hatte. Sobald er um die Ecke gebogen war, gab Rushton dem schwarzen Renault ein Zeichen, worauf dessen Motor fast sofort ansprang. Aubrey erhaschte einen kurzen Blick auf

Hortons Gesicht, als der Wagen an ihnen vorüberfuhr und dann in die Rue Faulet einbog. Die Bremslichter leuchteten kurz auf, und dann war er verschwunden.

Aubrey nickte. Sie stiegen aus und überquerten die Straße. Links von ihnen, am Ende der Rue Soufflot, ragte drohend und pompös das Pantheon auf. Bei Tageslicht haftete der Straße und der Place du Pantheon etwas Granites an, als bestünden sie ausschließlich aus Stein. Das war vermutlich auf das Fehlen jeglicher Bäume zurückzuführen, dachte Aubrey.

Die Concierge hielt sich in ihrem Verschlag hinter der grün gestrichenen Tür auf. Aubrey, der sich von Rushton einen Polizeiausweis hatte geben lassen, klopfe gegen das Glas, worauf ihn die alte Frau verdrießlich und ohne ein Lächeln ansah. In ihrem Schoß hatte sich eine schwarze Katze eingekrallt, und sie trug dicke Strümpfe und schmutzige Pantoffeln.

»Was ist?« fragte sie und öffnete die Tür. Sie hatte offensichtlich vergessen, das kleine Feuer zu schüren, das sie selbst im August brennen ließ. Jedenfalls schien ein Schwall abgestandener, zäher Luft über ihre Schulter zu kriechen und in Aubreys Nase zu dringen.

»Polizei«, sagte er rasch. »Sitze.« Sein Französisch war vernuschelt, kurz angebunden, mit Pariser Akzent. »Wir hätten gern mit einem Ihrer Mieter gesprochen.«

»Weswegen?« Die Augen der Frau hatten sich verengt, wobei sie zugleich eine gewisse Bauernschläue widerspiegeln.

»Das geht Sie absolut nichts an!« fuhr Aubrey sie an. »Halten Sie sich hier lieber mal raus! Aber bleiben Sie in der Nähe. Es könnte nämlich durchaus sein, daß ich *Ihnen* ebenfalls ein paar Fragen stellen muß.«

Kaum fühlte sie sich bedroht, schenkte die Frau seiner unfranzösischen Kleidung keine Beachtung mehr. »Mich geht das ja nichts an!« winselte sie fast.

»Der Mann, der eben gegangen ist – wer war das?«

»Das weiß ich nicht, M'sieur!« Inzwischen winselte sie tatsächlich. Sie hatte eine unterwürfige Haltung eingenommen, ihre Hände über der Schürze verzweifelt ineinander verschlungen.

»Warum haben Sie ihn nicht gefragt?« fuhr Aubrey sie neuerlich an, eiskalte Verachtung in seinen Augen. »Für Sie fällt wohl auch ab und zu was ab hier, wie?«

Die Frau begann zu schniefen und ihre Unschuld zu beteuern. »Ich weise sie auf die Vorschriften hin, ich warne sie vor der Polizei ...«

Aubrey war klar, daß in dem Haus mindestens eine Prostituierte wohnte. Er hoffte nur, daß es nicht die Frau in der Wohnung im ersten Stock war. Mit steinernem Blick wandte er sich von der Concierge ab und ging die schmale, teppichlose Treppe hinauf. Seine und Rushtons Tritte hallten kalt von den Wänden wider. Dem Haus schien eine stickige Feuchte anzuhafte. Er hörte die morgendlichen Geräusche des Aufstehens; irgendwo wurde die Spülung einer Toilette gezogen. Eine Männerstimme flackerte kurz auf, ein Kind zurechtweisend. Das Geräusch klatschender Haut und ein schwacher Schrei. Der Duft von frischem Kaffee, vermischt mit dem Geruch vom Essen des Vorabends. Aubrey verzog die Nase.

Im ersten Stock standen sie schließlich vor zwei dunkelbraunen Türen. Versuchsweise klopfte er an die, welche zu der Wohnung auf der Straßenseite gehörte.

Eine Frau, weder jung noch hübsch, aber offensichtlich Französin, öffnete ihnen. Aubrey reckte ihr seinen Ausweis entgegen und sagte: »Sittenpolizei. Dürften wir vielleicht hereinkommen, Madame?« Er sah den Ring an ihrem Finger, den sie auf seine Anrede hin befielte, als müßte sie sich selbst daran erinnern.

»Was wollen Sie?« fragte sie, leicht zurückweichend. Sie war etwa einen Meter siebzig, zwei Zentimeter größer als Aubrey. Dennoch schien sie eingeschüchtert und verängstigt,

als hätte sie etwas zu verbergen.

Aubrey trat, gefolgt von Rushton, in die Wohnung. Was Aubrey sofort mit dem ersten Blick, den er auf die Einrichtung warf, in die Augen stach, war der provisorische Charakter der Wohnung. Hier lebte niemand, und das ließ sich durchaus vielversprechend an – ein Unterschlupf oder eine Kontaktstelle. Alles roch danach; die trockene, abgestandene Stickigkeit konnte durch die vorübergehende Anwesenheit zweier menschlicher Wesen nicht vertrieben werden. Sie haftete immer noch an den Wänden, an den geschlossenen, schmutzigen Fenstern und an den wenigen Möbelstücken.

»Wer war der Mann, der hier vor zehn Minuten gegangen ist, Madame? Ihr Ehemann?« Um Aubreys Mund spielte ein verächtliches, ungläubiges Lächeln der Herablassung. Er genoß die Rolle eines Mannes mit weniger Sensibilität und Intelligenz als der seinen.

»J ... ja«, stotterte die Frau. »Warum?«

»Wir wissen, daß er nicht Ihr Mann ist, Madame. Er ist Engländer und hält sich nur für ein paar Tage in Paris auf. Also lügen Sie uns hier bitte nichts vor. Welcher Art ist Ihre Beziehung zu ihm?«

Den raschen Bewegungen ihrer Augenlider nach zu schließen, dachte die Frau angestrengt nach. Schließlich brachte sie hervor: »Sie sind auch keine Franzosen. Die Kleidung, die Sie tragen, ist nicht französisch!« In ihrer Stimme lag etwas Herausforderndes, das Aubrey reizte. Und sie schien zufrieden, etwas klargestellt zu haben, was sie bis dahin verunsichert hatte. Sie war ein Profi, oder zumindest etwas in der Art.

»Sie sind also Expertin, was die Anziehgewohnheiten der Pariser Polizei betrifft, Madame?« fragte Aubrey mit einem sarkastischen Lächeln, um sich dann an Rushton zu wenden: »Rostand – los, durchsuchen!«

Rushton öffnete die Tür zu der winzigen, engen Küche, dann zum Bad und schließlich zum Schlafzimmer. Aubreys Blick

fiel auf die zurückgezogenen, faltigen Laken. Ihnen haftete nichts Ungewöhnliches an. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Frau zu. Er kannte sie nicht – woher auch? –, aber irgendwie nagte das Gefühl an ihm, als hätte sie ihn – oder jemanden wie ihn – erwartet, wenn auch nicht unbedingt genau zu diesem Zeitpunkt. Er nahm ihre Handtasche vom Tisch und leerte ihren Inhalt auf das fleckige Tischtuch. Dann siebte er die einzelnen Gegenstände durch. Nichts – aber sie würde ja auch nichts anderes besitzen als einen mündlichen Bericht Lidbrookes an die Moskauer Zentrale.

Er warf einen Blick auf ihren Personalausweis. Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor.

»Madame Rollin. Derselbe Name wie der dieser Journalistin, die diese brisanten Artikel über das Eingreifen der Amerikaner in Vietnam schreibt, hm? Sie sind nicht zufällig mit ihr verwandt, Madame?«

Die Frau zögerte gerade lange genug, um ihm zu erkennen zu geben, daß sie log, bis sie den Kopf schüttelte und sagte: »Nein, ich habe nicht das geringste mit Catherine Rollin zu tun. Könnte ich bitte meinen Ausweis wiederhaben?« Sie streckte die Hand aus, und widerstrebend gab Aubrey ihr den Personalausweis zurück. Darauf wollte sie weiter wissen: »Weshalb sind Sie hierher gekommen? Was wollen Sie von mir? Ich bin keine Hure, und Sie haben kein Recht, so in meine Privatsphäre einzudringen!« Aubrey spürte, daß sie Versäumtes wiedergutzumachen versuchte. Sie trug nun etwas zu dick auf – allerdings etwas zu spät. Dafür war sie zu Beginn zu gelassen gewesen.

»Wohnen Sie hier, Madame?« Sie nickte. »Wir können das natürlich nachprüfen.«

Sie zögerte und nagte in offensichtlicher Nervosität an ihrer Unterlippe. Ihr Mund war sinnlich und arrogant und spiegelte eigentlich nichts wider, das an Unentschlossenheit oder Angst erinnert hätte. Das gleiche galt für ihre dunklen Augen. Und

auch ihrer Haltung haftete durchaus so etwas wie Selbstvertrauen an. Er konnte ihr nicht ganz glauben. Er argwöhnte, daß Latymer, obwohl empfänglicher für diesen energischen, dominierenden Frauentyp, dieselben Einwände gehabt hätte.

Sie sagte: »Ich habe ... einen Mietvertrag. Ich komme nur von Zeit zu Zeit in diese Wohnung.« Sie zögerte, und dann sprudelte es aus ihr heraus, die angebliche Wahrheit. Aubrey fand, daß sie ihre Rolle wirklich gut spielte. »Ich ... wissen Sie, ich bin verheiratet. Ich kann mich nicht ... mit jemandem ... treffen, ohne daß mein Mann es merken würde. Deshalb komme ich hierher, um mich mit einem Freund ...«

»Sie meinen also den Mann, der gerade weggegangen ist?«

»Ja«, bestätigte sie ihm kleinlaut, um dann, die Augen tränenhaft, zu ihm aufzusehen. Der Mund war jedoch trotzig, schmollend. Es war ihr überhaupt nicht peinlich ...

Mit unverkennbarer Ironie soufflierte Aubrey ihr weiter: »Und Ihr Mann ist Ihnen also untreu, und er liebt Sie nicht mehr. Und dieser andere Mann ... er liebt Sie?« Sie nickte. »Er ist Engländer. Wie oft treffen Sie sich mit ihm?«

»Immer, wenn er in Paris ist – vielleicht einmal im Monat ...«

»Hier, so? Jedes Mal?« bemerkte Aubrey, als rückte er der Frau mit einem Messer zu Leibe. Ihre Arroganz fing langsam an, ihn aufzubringen. Insgesamt war es doch kein so gutes und befriedigendes Spiel. Er deutete mit der Hand auf das schmutzige Tischtuch und das schäbige Mobiliar – ein Paar verrottender Sessel, ein schmuckloses Sofa und zwei Stühle für den Tisch.

»Die Miete ist billig«, erklärte sie. »Aber, was wollen Sie jetzt eigentlich hier? In meiner Wohnung?«

Er warf Rushton, der hinter ihr stand, einen kurzen Blick zu. Dieser schüttelte den Kopf.

Aubrey sagte: »Kann sein, daß ich Sie noch einmal sprechen muß, Madame. Könnte ich jetzt bitte noch Ihre Adresse haben.

Damit meine ich natürlich Ihre richtige Adresse.«

»Aber mein Mann?« warf sie rasch ein.

»Sie können sich auf meine Diskretion verlassen, Madame. *Au 'voir.* Rostand, kommen Sie!« Er nickte ihr kurz zu und verließ die Wohnung, Rushtons massige Gestalt in seinem Gefolge. Er hörte, wie sich die Wohnungstür schloß, und sah das verängstigte Gesicht der Concierge, als sie das Erdgeschoß erreichten – eine Gefangene in einem gläsernen Käfig. Er bedachte sie mit einem bösen Blick.

»Sie haben mir nicht erzählt, daß Madame sich hier mit ihrem Geliebten trifft!« Das klang, als wäre es ihm peinlich.

Die alte Frau kuschte. »Aber, M'sieur ...« Sie war an allem unschuldig.

»Was haben Sie sich dabei eigentlich gedacht? Ich möchte keine Scherereien mit solchen Frauen – und Scherereien können die immer machen. Wie lange wohnt sie denn hier schon, hm?«

»Ich ... vielleicht ein gutes Jahr.«

»Und wie lange kommt dieser Mann schon hierher?«

»Welcher Mann?«

»Jetzt stellen Sie sich mal nicht dümmer, als Sie sind. Los, schießen Sie schon los!«

Die Durchtriebenheit der Frau löste sich in Angst auf. »Fast schon von Anfang an. Er kommt ungefähr einmal im Monat, manchmal auch öfter. Tagsüber ist er nie in der Wohnung, immer nur nachts. Er hat einen Schlüssel. Ich weiß nicht, wer er ist. Madame ist verheiratet ...« Letztere Information war sozusagen ein Bonus, ein Versöhnungsangebot.

»Sie sind doch hier die Concierge!« funkelte Aubrey sie an. »Wenn ich Ihnen etwas anhängen kann, dann werde ich das. Ich werde zurückkommen, um Ihnen weitere Fragen zu stellen! Haben Sie mich verstanden?«

Sie nickte, und er machte auf den Hacken kehrt und trat in die frischere Luft der Rue Soufflot hinaus. Auch im Freien

roch es nach Kaffee und Frühstück und Abfällen, aber nicht so penetrant.

Beim Überqueren der Straße sagte er zu Rushton: »Wir nehmen beide Wagen, da sie vielleicht alle zwei bemerkt hat. Warten Sie um die Ecke. Ich werde Ihnen so schnell wie möglich Verstärkung schicken. Aber unternehmen Sie sonst nichts hier. Sie ist also Catherine Rollin ... Lidbrooke hat etwas mit ihr zu tun. Was zum Teufel glaubt der Kerl eigentlich? Was soll er eigentlich anderes sein als ein Verräter? Ich weiß jedenfalls keine andere Erklärung. Wirklich übel!« Ohne Rushton anzusehen, ging er auf seinen Wagen zu.

Aubrey hatte es sich auf der Couch bequem gemacht, als Latymer aus Rouen zurückkehrte. Vivienne Grodin hatte ihm den Namen François Perrier genannt – genau, wie man ihr aufgetragen hatte, falls sich ein Engländer nach Gardiner erkundigen sollte. Aubreys Gesicht war grau vor Müdigkeit, und die blauen Augen waren von Konzentration getrübt. Er wirkte krank – oder betrunken; und mit Sicherheit war er innerlich sehr aufgewühlt.

Latymer schenkte sich etwas zu trinken ein und wollte eben über die Ereignisse des vergangenen Tages berichten, als Aubrey ihn aufforderte: »Nimm bitte Platz, Hilary. Ich muß unbedingt mit dir sprechen. Sonst platze ich noch.«

Latymer schenkte zwei Gläser Sherry ein und reichte eines davon wie ein besorgter Arzt Aubrey. Nachdem er kurz die träge, sackartig in sich zusammengesunkene Masse seines Kollegen betrachtet hatte, fragte er: »Was gibt's Neues? Du siehst aus, als wären dir die Fetzen ganz ordentlich um die Ohren geflogen.«

»Es ist Lidbrooke ... es gibt keine andere Erklärung.« Er schnitt eine betrübte Grimasse.

Latymer kannte diesen Ausdruck. Es war nicht, daß Aubrey viel für Lidbrooke als Person übrig gehabt hätte. Der Mann

verfügte zweifellos über gewisse Qualitäten, wenn er auch alles andere als unersetztlich war. Es war lediglich die Bestätigung der Tatsache, daß es einen ›Maulwurf‹ gab.

»Warum er?«

»Er hat etwas mit Catherine Rollin zu tun ...«

»Der Journalistin? Die furchtlose Kämpferin für die Unterdrückten und die Linken – immer davon ausgehend, daß zwischen den beiden kein Unterschied besteht? Mein Gott, das ist doch reichlich offensichtlich, oder nicht, sie als Kontakt zu benützen?«

Aubreys Gesicht verdunkelte sich, und er fuhr ihn an: »Was zum Teufel willst du damit sagen – es ist offensichtlich? Das ist verdammt zwielichtig, Hilary! Verdammt zwielichtig.«

»Daran zweifle ich nicht im geringsten.«

»Daran zweifelst du also nicht? Wunderbar! Das einzige, was daran etwas ungewöhnlich ist, ist die Tatsache, daß wir ihn bisher nie mit ihr zusammen gesehen haben!«

»Sie wurde schon vor Monaten als verdächtiger Kurier in Kategorie D eingestuft! Sogar mit Einwilligung von Seiten des Stellvertretenden. Wir haben sie deshalb nicht überwacht. Sie ist nicht relevant, Kenneth; das heißt, sie war nicht relevant. Wie lange besteht diese ... Liaison bereits?«

»Ein Jahr. Verdammt noch mal, schon ein Jahr lang! Und falls er wirklich nicht eines Hochverrats schuldig sein sollte, wie käme er darauf, mit *dieser* Frau ein schäbiges, kleines Verhältnis zu haben? Gütiger Gott, gibt es in Paris denn nicht genügend andere Frauen – Frauen, denen unser Interesse noch nicht gegolten hat?«

Latymer ignorierte den Versuchscharakter von Aubreys Reaktionen, die Förmlichkeit seiner Schilderung von Lidbrookes angeblichem Vergehen. Er wog die Information in seinen Gedanken ab und konnte nur feststellen, daß er nicht recht begreifen konnte, daß es ausgerechnet Lidbrooke sein sollte.

»Hat er denn auch sonst mit ihr zu tun?«

»Die Laken waren zumindest zurückgeschlagen; aber das kann alles oder nichts bedeuten. Er kommt jedesmal, wenn er in Paris ist, in diese miese, schäbige, kleine Wohnung. Und dabei übergibt er sein Material, beziehungsweise gibt er einfach seine Informationen mündlich weiter. Und ob er das nun tut, während er sich mit der Dame des Hauses nackt zwischen den Laken tummelt oder während sie in ihren Sesseln mit echt russischem Wodka auf das Politbüro anstoßen, macht doch letztlich keinen allzu großen Unterschied!«

»Wie hat er sie getroffen? Haben sie denn überhaupt irgend eine Tarnung?«

»Ich weiß nicht. Ich habe ihn nicht gefragt. Ab jetzt warte ich natürlich auf die Berichte, was sie eigentlich alles unternimmt. Sie hat sicher bereits Verdacht geschöpft, daß wir nicht von der Sittenpolizei sind ...« Latymer brachte diese Vorstellung zum Lachen, aber Aubrey funkelte ihn nur finster an und sprach weiter: »Sie kann ihm also davon erzählen. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall wird sie versuchen, in Deckung zu gehen. Sie wird überwacht, und das Ganze kann sich sehr lange hinziehen.« Er sah zu Latymer auf. »Eine von diesen selbstbeherrschten, kalten Frauen – die Sorte, in deren Gegenwart mir immer leicht unwohl ist.« Er forschte in seinem Gedächtnis nach ihrem Bild und fügte hinzu: »Sie war keine sehr gute Schauspielerin, Hilary. Und das hat mich, glaube ich, fast am meisten gestört.«

»Läßt du Lidbrooke immer noch überwachen?«

»Selbstverständlich.«

»Was hat sie inzwischen gemacht?«

»Sie ist in ihre Wohnung in der Rue George V zurück – nach Evans' Aussagen, der ein paar Häuser weiter in seinem Wagen wartet – eine gemütliche kleine Wohnung. Sie hat sie seitdem nicht mehr verlassen. Wir können zwar nicht feststellen, welche Anrufe sie gemacht hat. Aber sobald sie das Haus verläßt, werden wir ihr folgen. Ihr Mann ist Geschäftsmann –

irgend etwas mit Werbung, glaube ich. Ich glaube, in London ist man der Überzeugung, daß er mit Madame Rollins vermutlichen Aktivitäten nichts zu tun hat. Wir werden also warten müssen, bis wir in diesem Punkt weitere Anweisungen erhalten. Dich dürfte das doch freuen?«

Latymer nickte.

»Allerdings. Ich weiß inzwischen auch den Namen des nächsten Opfers ...«

Mit überraschender Bitterkeit sagte Aubrey: »Mein Gott, ich wünschte, ich könnte mit der Vergangenheit herumspielen wie du, Hilary! Die Gegenwart riecht mir so verdammt nach Verfall!«

Indem er sich mit Nachdruck auf ihre Bekanntschaft aus Kriegszeiten wie auf Gefälligkeiten der jüngeren Vergangenheit berief, konnte Latymer schließlich Jean-Jacques Haussman überreden, ihm zu helfen. Er konnte ihn davon überzeugen, daß Gardiner immer wieder morden würde, wenn man ihn nicht aufhielt. Haussman wurde auf eine diskrete Nachfrage in La Baule hin versichert, daß im Mordfall Dupuy Notwehr nicht ausgeschlossen war. Daher beauftragte er ein paar der Männer, die ihm unterstanden, François Perrier nachzuspüren. Sie stießen auf seinen ehemaligen Laden und dann auf seinen Großhandel, bevor Perrier nach Arbeitsschluß nach Hause ging.

Durch ihre Anwesenheit und seine eigene Angst eingeschüchtert, erklärte er sich bereit, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Im Haus wurde ein Wächter postiert. Außerdem umringten mehrere Überwachungsteams die Straße in der Vorstadt St. Germain-en-Laye, in der vorwiegend teure neue Häuser standen. Das hierfür nötige Geld hatte erst seit ein paar Jahren in Perriers Taschen zu fließen begonnen. Seine Frau, die seiner Vergangenheit angehörte und von ihm wie ein stummes Fossil zurückgelassen wurde, war durch die Anwesenheit der

SDECE-Männer etwas beunruhigt. Und dann begann das Warten.

Aubrey saß allein in der Wohnung, als das Telefon klingelte. Im Licht der Deckenbeleuchtung studierte er gerade die Papiere, die Hawthorne aus der Botschaft gebracht hatte. Sie enthielten kaum mehr als einen eher oberflächlichen Überwachungsbericht über Catherine Rollin, der sich über die letzten zweieinhalb Jahre erstreckte.

Damals hatte Catherine Rollin eine längere Reise durch verschiedene Ostblockstaaten unternommen. Aus diesem Grund hatte man sie durch den SFC einer Routineüberwachung unterzogen. Sie hatte über ihre Erfahrungen eine Artikelserie verfaßt, welche in mehreren Zeitungen gleichzeitig erschien, und hatte in der Folge neben Kuba und Lateinamerika auch Nord- und Südvietnam bereist. Es gab keinerlei Beweise für Kontakte mit der Moskauer Zentrale oder irgendeinem osteuropäischen Geheimdienst. Sie war in die Kategorie potentiell möglich eingestuft worden, bis Näheres über sie in Erfahrung gebracht werden konnte.

Als ihn das Klingeln des Telefons aus seinen Gedanken riß, blickte er als erstes auf seine Uhr. Elf.

»Ja?« In seiner Stimme lag keine Müdigkeit, nur verzehrende Ungeduld.

Es war wieder Rushton. Er leitete das Nachschichtteam, das auf Catherine Rollin angesetzt war.

»Sie hat sich auf die Socken gemacht, Mister Aubrey.« Seine Stimme war absolut neutral.

»Wo ist sie hin?« Der Raum um Aubrey herum schien plötzlich größer geworden zu sein.

»In die tschechische Botschaft, Sir. Sie wurde vor fünf Minuten eingelassen.«

Aubrey drückte den Hörer schlaff gegen seine Wange, so

daß das Fleisch seine übliche Form verlor. Seine Augen waren trüb, seine Lippen gespannt. Lidbrooke war ein toter Mann.

KAPITEL SIEBEN

Concorde

Richard Gardiner hatte das Haus fast den ganzen Tag beobachtet. Es war nicht schwierig zu finden gewesen. Daher hatte er sich zu seiner Freude sofort daran machen können, seine Bewohner zu studieren. Mit voller Absicht hatte er den Tod von François Perrier als eine Art Jagd konzipiert. Hinsichtlich der Todesart hatte er sich noch keine Gedanken gemacht; er wußte nur, daß er wollte, daß Perrier vorher noch Angst hatte. Er gönnte ihm nicht den plötzlichen Tod Dupuys. Perrier, der den Kombi gefahren hatte, sollte vorher auch noch leiden.

Daß auch mindestens noch ein anderer Mann das Haus beobachtete, wurde erst wenige Minuten vor Einbruch der Dunkelheit deutlich, als das Warten eines langen Tages und die Freude auf die Ablösung einen Mann verrieten. Und es war mehr als einer, stellte er etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang fest; vielleicht befand sich sogar im Haus noch ein weiterer Mann.

Perrier war kurz nach sechs Uhr allein nach Hause gekommen. Er hatte den schwarzen Citroën direkt in die Garage gefahren. Gardiner war der kahle, unersetzbare Mann in dem teuren Anzug wie ein Fremder erschienen – bis Perrier in seiner Hosentasche nach den Schlüsseln suchte und die Krümmung seiner Schultern bei dieser einfachen Verrichtung plötzlich einen Zeitsprung von neunzehn Jahren verursachte. Ja, es war ›Nestor‹. Er beobachtete ihn beim Betreten des Hauses.

Kurz nach sieben verließ ein Mädchen das Haus; es wurde

von einem jungen Burschen mit langem, blondem Haar auf einem Motorroller abgeholt. Das Mädchen – es trug einen roten Minirock – setzte sich seitlich auf den Sozius des Motorrollers, dessen Motorengeräusch kurz darauf in der Ferne verebbte. Sonst zeigte sich, sah man von den erleuchteten Fenstern ab, nicht das geringste Lebenszeichen am Haus, das, etwas zurückversetzt, hinter einer niedrigen Hecke und einem leicht geneigten Rasenstück stand.

Mit Ausnahme eines Raumes im Erdgeschoß – vielleicht ein Arbeitszimmer, von dem aus man die weite, von Bäumen gesäumte Straße überblicken konnte –, ein Raum, in den Leute gingen, ohne jedoch das Licht anzuknipsen. Hin und wieder konnte er einen schwachen Lichtschein aufflackern sehen, wenn die Tür geöffnet wurde. Und gelegentlich bewegte sich ein Schatten durch den Raum.

Es mußte ein Aufpasser sein oder ein Wächter.

Gardiner durchlief ein Schaudern der Erregung – zwei Überwacher auf der Straße, und mindestens einer im Haus selbst. Perrier mußte gewarnt worden sein. Aber das machte nichts.

Er nahm den Feldstecher von den Augen. Das Licht reichte nicht mehr aus; außerdem wußte er bereits genügend. Seine Augen schmerzten von dem ständigen Druck gegen die schweißgeränderten Okulare. Er rieb sich den steifen Nacken.

Zum Glück waren die Nachbarn, die direkt gegenüber dem Haus der Perriers wohnten, erst Ende August in Urlaub gegangen. Monsieur Armand Selincourt war offensichtlich Rechtsanwalt.

Gardiner saß in einem Sessel, den er sich ans Fenster eines Raumes im ersten Stock gezogen hatte, den er für das Zimmer des Sohnes hielt. Der Junge mußte im Teenageralter sein; darauf schloß er zumindest aufgrund der Poster von den Beatles und der Fotos von Rugbystars, die aus dem *Miroir du Rugby* ausgeschnitten waren. Auch eine Tochter gab es. Von

den Wänden ihres Zimmers blickten französische Popstars und Paul Newman auf ihn herab. Die Familie Selincourt würde erst in einer Woche von ihrer Rundreise durch die Schweiz und Österreich zurückkehren, wie Gardiner einem Tagebuch entnommen hatte, das er in ihrem verschlossenen Schreibtisch entdeckt hatte. Für Gardiner hätte es sich nicht besser treffen können. Er hatte sich aus dem Kühlschrank etwas zu essen geholt und Orangensaft getrunken; um sich Kaffee zu machen, hatte er vor einem anderen Haus eine Flasche Milch gestohlen.

Nachdem er die anderen Überwacher entdeckt hatte, war er froh, in das Haus eingedrungen zu sein, anstatt mit einem geparkten Wagen vorlieb genommen zu haben.

Er spülte sich mit kaltem Orangensaft aus dem Kühlschrank den Mund aus. Er schwenkte die Flüssigkeit in der Flasche mit der breiten Öffnung leicht hin und her, während er in der dunklen Küche stand. Dann ging er wieder nach oben. Obwohl er tagsüber geraucht hatte, steckte er sich nun in dem dunklen Raum keine Zigarette mehr an. Statt dessen machte er es sich in dem Sessel bequem, die Augen starr ins Unendliche gerichtet.

Jetzt konnte er es sich nicht mehr leisten, Perrier zu warnen; er verspürte deutlichen Ärger über diesen Umstand. Irgend jemand hatte ihm die Freude an dem grausamen Spiel verdorben, das er zu inszenieren beabsichtigt hatte. Er mußte Perrier von seinem Haus und seinen Bewachern fortlocken – ohne deren Argwohn zu wecken. Er mußte mit Perrier sprechen, um in Erfahrung zu bringen, wer seinen Tod angeordnet hatte. Judas – der Mann, der ihn zweimal verraten hatte. Und Perrier kannte den Namen.

Er schwebte nun in einer verstandes- und gefühlsmäßigen Vorhölle. Er hatte zu niemandem eine Beziehung; sein Horizont war so sehr zusammengeschrumpft, daß nichts mehr um ihn herum existierte, an dem er hätte messen können, was aus ihm geworden war. Diese reduzierte Landschaft enthielt nur

ihn selbst und Perrier – und, wie einen fernen Berg oder Zufluchtsort, den unbekannten Mann, der seinen Tod angeordnet hatte.

Es war eine selbst herbeigeführte Vision, eine schwache Imitation der Realität. Er klammerte sich daran, als wäre sie die Wirklichkeit – verführt von ihrem obszönen Glanz, der Anziehungskraft des Spiels von Leben und Tod. Er spürte, daß er etwas aus seiner Vergangenheit zur Erfüllung brachte – sein wirkliches Selbst.

Das Gespräch und die Tötung konnten nur an einem Ort stattfinden – er würde sich Perrier während der Arbeit schnappen. Das Ganze würde nur eine Frage von Minuten sein – mehr brauchte er nicht. Und diese Minuten würden extrem gewaltsam verlaufen, um dem Gemütszustand zu entsprechen, der sich in bezug auf Perrier während der letzten Tage in ihm herangebildet hatte.

Es war fast Mitternacht, als das Polizeiauto vor dem Haus der Perriers hielt. Gelassen setzte Gardiner das Fernglas an seine Augen. Er beobachtete, wie das Licht über der Eingangstür anging, und dann öffnete die zerknitterte Gestalt Perriers im Schlafanzug die Tür. Nach kurzem Zögern schwang die Tür weit auf, und die zwei Detektive traten ein. Im Wohnraum ging ein Licht an, und über die Vorhänge bewegten sich mehrere Schatten.

Gardiner stand auf. Sein Wagen stand zwei Straßen weiter in der Auffahrt eines anderen leeren Hauses geparkt, wo er von der Straße aus nicht gesehen werden konnte. Was war, wenn Perrier von der Polizei abtransportiert und in Schutzhaft genommen wurde? Seine Kehle fühlte sich plötzlich heiß und voller Wut an, so daß er am liebsten losgebrüllt hatte, um sich Luft zu verschaffen.

Er gab sich nicht die Mühe, die Spuren seines Aufenthaltes im Selincourtschen Heim zu verwischen, sondern trat über die

Küchentür in den Hintergarten. Nachdem er kurz vor der Doppelgarage stehengeblieben war, ging er schlendernd den Weg zur Straße hinunter. Er wußte, wo der Überwachungswagen stand, und schlug deshalb die entgegengesetzte Richtung ein – sein Gang der eines leicht angesäuselten abendlichen Spaziergängers.

Der Mietwagen stand, wo er ihn gelassen hatte. Er stieg ein, drückte auf den Anlasser und fuhr aus der hinter einer Hecke verborgenen Auffahrt auf die Straße hinaus und zur Kreuzung mit der Avenue Charles de Gaulle, an der das Haus Perriers lag. Der Polizeiwagen stand immer noch davor geparkt.

Er fuhr an den Straßenrand, stieg aus und ging zu Fuß zu der Kreuzung zurück. Er wartete. Nach zehn Minuten verließ Perrier in Begleitung zweier Polizisten das Haus und stieg in den Wagen. Gardiner wartete, bis das Polizeiauto um die Ecke der Avenue bog und in Richtung Osten davonfuhr. Der Überwachungswagen blieb an Ort und Stelle zurück.

Gardiner rannte zu seinem Wagen zurück und wendete auf der Straße. Die Hecklichter des Citroën waren in der Ferne nur noch als winzige Lichtflecken zu erkennen, bis sie um eine Ecke bogen und verschwanden. Gardiner trat aufs Gas.

Die Leute in dem Citroën merkten offensichtlich während der ganzen Fahrt durch das nächtliche Paris nicht, daß sie beschattet wurden. Als ahnte er bereits das Ziel, achtete Gardiner darauf, stets den nötigen Abstand zu wahren, und erwog in Gedanken leidenschaftslos die Gründe, weshalb Perrier in Schutzhaft genommen worden sein könnte. Aber das Überwachungsteam war doch nicht von der Polizei. Das machte die Sache etwas kompliziert. Wer hatte sie geschickt ...?

Er verschloß seinen Verstand gegen die vagen Zweifel, die wie müde Finger gegen seinen Entschluß ankämpften. Es würde nur schaden, sie zuzulassen. Er mußte sich voll und ganz auf Perrier konzentrieren. Ihn überkam immer stärker das

Gefühl, betrogen worden zu sein; man entzog ihm die Möglichkeit, sich zu rächen und an die Informationen zu gelangen, die er von Perrier wollte.

Um zwölf Uhr vierzig bog das Polizeiauto in den Hof des Polizeipräsidiums am Quai des Orfèvres. Fast herausfordernd parkte Gardiner an der Place du Parvis Notre Dame, in der Nähe des Krankenhauses und der Polizei, und wartete.

»Um Himmels willen, Hilary! Komm mir bitte nicht mit diesem mitleidigen Spanielblick!«

Aubrey war wütend, vor allem über sich selbst, aber auch über London – und in gewisser Weise auch auf Lidbrooke. Vielleicht sogar vor allem auf Lidbrooke.

Catherine Rollin blieb den ganzen Tag in der tschechischen Botschaft verschwunden. Offensichtlich war sie ein durchaus gern gesehener Gast. Aubrey erteilte Anweisungen, auf dem Posten zu bleiben und sie weiter zu überwachen, wenn er sich auch nicht im klaren war, weshalb er diese Anweisung ständig von neuem erteilte. Sie hatte ihnen doch bereits alle nötigen Beweise geliefert. Letztlich waren es Spekulationen der unergiebigsten Art, zu hoffen, die Rollin würde wieder aus der Botschaft kommen und eine Erklärung anbieten, die alle Verdachtsmomente in Luft auflösen helfen würde.

Aubrey wunderte sich, weshalb sie geflohen war – genau dieses Wort kam ihm dabei in den Sinn. War es ganz einfach die Angst gewesen, ausgelöst durch sein Auftauchen in der Rue Soufflot? Begriff sie, wie verschwommen auch immer, daß die Falle jeden Moment über ihrem heimlichen Geliebten zuschnappen konnte? Wie sie die Situation einschätzen mußte, war man ihr offensichtlich auf die Schliche gekommen. Und doch – und dies schien Aubrey das Seltsamste an der ganzen Sache – war ihr angeblicher Liebhaber, als Agent unersetzlich, nicht gewarnt worden. Lidbrooke war in der Sitzung des Ausschusses erschienen, als wäre nichts geschehen, und hatte

inzwischen sein Hotelzimmer wieder aufgesucht. Der Kurier hatte Lunte gerochen, aber der Agent war nicht gewarnt worden.

Latymer brachte Aubreys plötzlicher Ausbruch zum Grinsen, was den kleinen Mann nur noch mehr erboste.

»Rauf dir doch nicht auch noch den Rest deiner sowieso schon spärlichen Haare aus, Kenneth«, versuchte er, ihn zu trösten. Er selbst hatte eben von Haussman telefonisch mitgeteilt bekommen, daß Perrier ins Präsidium gebracht worden und Gardiner ihm dorthin gefolgt war. Obgleich ihn sein bevorstehendes Treffen mit Gardiner nervös machte, wenn nicht sogar in leichte Panik versetzte, war er doch hocherfreut über das Gelingen seines Plans, Gardiner ein Schnippchen zu schlagen.

»Besten Dank!« knurrte Aubrey, um erneut das Stück Weges zwischen Schlafzimmer und Küchentür zurückzulegen, das er an diesem Abend schon einige Male auf und ab gegangen war. »Ich bin bis jetzt auch ohne deine Hilfe sehr gut ausgekommen und kann demzufolge auch in dieser Phase liebend gern auf deinen großzügig erteilten Rat verzichten!«

»Jetzt beruhige dich doch erst einmal, Kenneth.«

Der kleine Mann wirbelte herum und fächelte mit einem Blatt gelbem Durchschlagpapier in Richtung Latymer. »Weißt du, was das ist – hm? Ein gelbes Blatt. Nachricht vom Stellvertretenden. Wir werden uns bereits morgen des guten Lidbrooke entledigen! Der zuständige Mann wird morgen mit der Maschine aus Heathrow eintreffen. Ob wir ihn bitte abholen könnten! Mein Gott, sollen wir ihm vielleicht seine Kanone tragen, oder was?«

»Warum regst du dich darüber so auf?«

»Weil das verdammt überstürzt ist, deswegen! Einfach – peng! – abknallen. Es ist ein Unding, ihn nicht erst zu verhaf-ten, mit ihm zu sprechen, zu versuchen, ob nicht irgendwelche Informationen aus ihm herauszubekommen sind ... vielleicht

könnte er sogar wieder für unsere Sache gewonnen werden ...« Aubrey blieb vor Latymer stehen. Er sah in das Gesicht des jüngeren Mannes hinab, in seine klaren Augen, umgeben von der glatten Haut. Im Gebrodel der Gardiner-Affäre hatte Latymer Victoria völlig vergessen, konnte er feststellen. Zum mindesten ein Gutes hatte die Sache also, dachte er.

»Nein«, fuhr er fort. »Über dieses neue Vorgehen bin ich alles andere als glücklich. Ganz offensichtlich ist das Ganze auf Constants Mist gewachsen. Unverzeihlich, daß ›C‹ dem zugestimmt hat. Falls Lidbrooke unser ›Maulwurf‹ ist, wissen wir absolut nichts über ihn – absolut nichts! Und wir werden auch nichts herausfinden.«

Er ließ sich auf die Couch plumpsen, wo er schon lag, bevor er seine rastlose Wanderung aufgenommen hatte. Seine Miene war gereizt; eines dieser Gesichter, stellte Latymer fest, deren gewalttätigster Ausdruck eine quengelnde schlechte Laune ist.

Es fiel ihm schwer, seinen Ärger ernst zu nehmen; alles andere an Aubrey, ja; aber nicht das. Und doch war er zutiefst aufgebracht.

»Aber sie haben einfach genug, Kenneth – Blake und Philby, und davor Burgess und MacLean. Und jeder Spion, den der DS schnappt, wird gegen einen Geschäftsmann ausgetauscht, dessen sich SO-1 bedient. Voltairesche Spionage nennt man so etwas – *pour encourager les autres*.«

»Es ist ja wirklich wunderbar, daß du das alles so gelassen zur Kenntnis nimmst, Hilary; aber Lidbrooke wird einzig und allein aufgrund meiner Aussage exekutiert werden – und ich bin mir keineswegs so sicher, ob ich überhaupt recht habe.«

»Was ist mit der Rollin?«

»Warum fragen wir nicht Lidbrooke? Aber nein – wir müssen selbstverständlich morgen früh den reizenden Mister Napier vom Flugplatz abholen. Diesen widerlichen kleinen Psychopathen, den sie aus dem SAS geworfen haben! Mein Gott! Das ist wirklich mehr, als jemand ertragen kann – von

Napiers Hand zu sterben! Da fand ich doch noch die alte Methode besser – gib dem Betreffenden einen Revolver und sag ihm, sich das Gehirn durchzupusten!«

»Mhm. Vielleicht. Ich halte ja auch nicht gerade viel von Leuten wie Napier. Und diese Burschen befinden sich in letzter Zeit eindeutig auf dem Vormarsch. Offensichtlich ein Zeichen der Zeit.« Er rieb sich das Kinn. »Haussman könnte für all die Hilfe etwas als Gegenleistung haben wollen. Was soll ich ihm über Lidbrooke erzählen?«

»Was? Du räumst ihm doch den Dreck vor seiner eigenen Tür weg, oder nicht?« Aubrey war offensichtlich schlechter Laune. »Ach, sag ihm doch einfach, wir haben einen Verdächtigen und warten auf Bestätigung.« Er hob seine beiden Hände und ließ sie seitlich von sich auf die Polsterung der Couch fallen, so daß im Schein der Stehlampe der Staub aufstieg. »Diese verdammten Franzosen! Sie und dieser Kerl, der mit der Nachricht daherkam, in der NATO arbeite jemand an höchster Stelle für die Moskauer Zentrale. Zum Teufel mit ihnen! Bis das Ganze von ›Franklin‹ bestätigt wurde, hätte ich es liebend gern als Geschwätz abgetan. Die übliche gallische Vorliebe, für Unruhe zu sorgen!«

»Ich breche dann schon mal auf.«

»Was? Ach so.«

Nachdem Latymer gegangen war, saß Aubrey noch lange allein auf der Couch. Er schien nicht zu merken, wie die Zeit verstrich oder wie seine Glieder in der unverändert gleichen Haltung zu schmerzen begannen. Nur von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf, als wiese er einen Gedanken von sich.

Es war fast halb vier, als das Telefon wieder läutete.

»Rushton am Apparat, Mister Aubrey. Sie hat sich auf die Socken gemacht.«

»Was?«

»Die Rollin hat eben die Botschaft verlassen – in einem Dienstwagen. Sie hat drei Mann in ihrer Begleitung. Außerdem

folgt ihnen ein zweiter Wagen. Wilde und Evans folgen ihnen. Sie haben Funk. Was sollen wir jetzt machen?«

»Holen Sie mich hier ab. Über welche Deckung verfügen Sie?«

»Dasselbe Programm wie bisher.«

»SDECE?«

»Ja.«

»Gut. Das werden Sie auch brauchen. Haben die anderen auch entsprechende Ausweise?«

»Ja.«

»Dann fahren Sie sofort los! Holen Sie mich ab; aber verlieren Sie diesen tschechischen Wagen nicht aus den Augen.«

Natürlich ging die Fahrt nach Orly. Aeroflot nach Warschau, Abflug sieben Uhr. Hastig stieg Aubrey aus dem Wagen. Der Morgenwind zerrte an seinem Mantel und peitschte Staub über die Betonfläche vor dem Flughafengebäude. Der Himmel versprach in seiner tristen, dämmrigen Graue einen weiteren heißen, wolkenlosen Tag.

Evans erwartete sie vor der Glastür, die in das Flughafengebäude führte.

»Sie sind in der Diplomatie Lounge, Mister Aubrey. Schön gemütlich haben sie's dort – mit den neuesten Zeitungen und frischem Kaffee.« Evans, ein kleiner, dicklicher Mann, lächelte aufmunternd, als wollte er seine Bereitschaft unter Beweis stellen, einiges zu riskieren – vor allem, wenn dem der Glanz der Gefahr und eines möglichen Erfolges anhaftete. Aubrey kam es so vor, als betrachtete er diesen kleinen Ausflug als Entschädigung für die zwei Tage endlosen Wartens.

»Wo ist Wilde?«

»Er behält die Tür zum Warteraum im Auge, hinter einer *Paris Soir* versteckt ...« Evans' gute Laune war ansteckend. Sie vermochte sogar auf Aubreys Lippen ein Lächeln zu zaubern. In knappen Worten erzählte er Evans, was er Horton

und Rushton bereits während der Fahrt gesagt hatte. Der kleine Mann nickte weise und bemühte sich, nicht zu lächeln, als der Plan vor ihm ausgebreitet wurde.

Als Aubrey zu Ende war, sagte er: »Sie sind der einzige, dessen Französisch dafür gut genug ist, Sir. Wir werden nur herumstehen und in unseren nicht vorhandenen Bart brummen können, wie man das immer im Kino sieht.«

»Ganz richtig. Aber, um Himmels willen, hören Sie bloß auf, so zu lächeln, während ich versuche, Madame Rollin den Tschechen abzuluchsen.«

»Sir«, erwiderte Evans im Kommandoton und brachte seine Gesichtszüge unter Kontrolle.

»Gut. Und jetzt, Horton, gehen Sie los und schließen sich Wilde an. Wir kommen in ein paar Minuten nach. Ich werde schnurstracks reingehen und mir holen, was ich will.« Horton nickte und trat in die Abfertigungshalle. Durch die gläsernen Türen seufzte ein Schwall warmer Luft, als sie sich hinter ihm schlossen.

»Und jetzt, Sie zwei. Sie hauen mal ordentlich auf den Putz, ja? Sie wissen ja, was die Tschechen von Ihnen zu sehen erwarten ... rauchen Sie französische Zigaretten; so etwas ist schon die halbe Tarnung!« Er sah auf seine Uhr, um nicht auf Evans' Grinsen zu achten. »Niemand geht hier weg, um zu telefonieren, bevor ich nicht fertig bin – verstanden?« Sie nickten. »Den Polizisten an der Tür werden wir schon mit einem kleinen Trick umschiffen können. Also los, fangen wir an!«

Die Diplomatie Lounge lag im ersten Stock des Gebäudes – ein großzügiger Warteraum für die Diplomaten unter den Fluggästen von Orly, das kleinere Pendant zur benachbarten VIP Lounge, welche den mehr im Rampenlicht stehenden Passagieren vorbehalten war.

Der Warteraum war von leicht getöntem Glas eingefaßt. An der hölzernen Eingangstür stand ein französischer Polizist mit

einer Maschinenpistole Wache. Aubrey schritt an der schwarzen PVC-Bank vorüber, auf der Wilde und Horton saßen, und nickte ihnen zu. Und dann wurde der Polizist Zeuge einer kleinen Pantomime, die einzig und allein für ihn aufgeführt wurde. Evans wurde an der Bank postiert, während Rushton und Horton den Auftrag erhielten, Aubrey zu begleiten. Sie salutierten demonstrativ. Wilde wurde völlig ignoriert; er fungierte als Aubreys nicht deklarierte Deckung. Horton und Rushton zündeten sich beide eine Zigarette an, und Aubrey wackelte auf den Polizisten zu, einen kleinen, rundlichen Mann mit grimmig nach unten gezogenen Mundwinkeln und gerunzelten Brauen.

Er zückte seinen Ausweis und brillierte sofort mit seinen Kenntnissen über die Wartenden in dem Raum, wobei er zugleich detaillierte Fragen hinsichtlich ihrer Ankunft stellte und speziell auf die Frau Bezug nahm. Der Polizist war sichtlich beeindruckt. Offenbar nahm der SDECE-Mann vor ihm eine beachtliche Position ein. Er hielt die Tür auf und nahm dabei Haltung an. Seine Waffe war entsichert. Evans nickte ihm mit der kaum merklichen Herablassung eines Höhergestellten zu.

Die Besatzung des Beschattungswagens war in die Botschaft zurückgekehrt, so daß sich in Catherine Rollins Begleitung nun nur noch zwei Männer befanden – ob Tschechen oder Russen, beide arbeiteten für die Moskauer Zentrale. Als Aubrey den Raum betrat, standen sie auf; er bemerkte die Überraschung auf dem Gesicht der Frau, als sie ihn wiedererkannte. Er verneigte sich vor ihr und dann vor den beiden Männern. In seiner Hand hielt er in einem Plastikumschlag seinen Ausweis, den er jedoch wegsteckte, als einer der beiden Männer ihn an sich zu nehmen versuchte.

»Würden Sie mir bitte Ihre Namen nennen? Madame Rollin kenne ich bereits.« Er lächelte kurz. Sie war verwirrt und möglicherweise auch verängstigt.

Einer ihrer Begleiter sagte in schrecklichem Französisch: »Wir sind Mitglieder des Botschaftsstabs der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik.« Das war eine Drohung. »Was wollen Sie?«

»In Ihrer Begleitung befindet sich eine französische Staatsbürgerin. Ich hätte sie gern gesprochen.«

»In diesem Raum herrscht Immunität vor den französischen Behörden«, grunzte der größere der beiden Männer.

»Diese Immunität gilt vielleicht für Sie. Aber Madame Rollin hat keinerlei diplomatischen Status – wie Ihnen sicher bekannt ist. Sie ist französische Staatsbürgerin auf französischem Boden.« Er schwieg einen Augenblick, um seinen Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen. »Wenn Sie uns also entschuldigen würden – ich möchte gern mit Madame Rollin sprechen.« Er verneigte sich neuerlich.

Die zwei Tschechen sahen sich an. Offensichtlich zeigten sie sich durch die Geringschätzung ihres offiziellen Status sogar mehr beeindruckt als durch den Ausweis. Einer von ihnen sagte: »Ich möchte mal kurz telefonieren.«

»Warum?« fragte Aubrey. »Ich weiß nicht, weshalb Madame Rollin Frankreich in Ihrer Begleitung verlassen möchte – das ist ihre Sache. Aber für Sie besteht nicht der geringste Anlaß, in dieser Sache ein Telefongespräch zu führen. Meine Fragen beziehen sich auf rein französische Belange.« An diesem Punkt sah er Catherine Rollin zum erstenmal genau an. Sie war durch den Lauf der Dinge eindeutig verunsichert; aber er glaubte, sie durch sein kleines Schauspiel doch überzeugt zu haben. Sie hatte das Rätsel seines früheren mysteriösen Auftauchens gelöst.

»Dagegen muß ich entschieden protestieren!« begehrte der größere Tscheche auf. Seine Schultern nahmen eine bedrohliche Haltung ein.

Wie auf ein Stichwort trat Rushton hinter Aubrey einen Schritt vor. Aubrey winkte ihn jedoch zurück. »Es steht Ihnen

selbstverständlich zu, später zu protestieren. Aber würden Sie mich jetzt bitte begleiten, Madame Rollin?«

»Wohin?« Sie sah aus, als wäre sie eben aus tiefem Schlaf erwacht. Ihre Augen spiegelten angespannte Aufmerksamkeit wider.

»Hoffentlich nur ein paar Schritte aus diesem Raum.« Mit einer kurzen Geste deutete er an, daß er auf die Anwesenheit der beiden Tschechen keinen Wert legte. »Machen Sie sich keine Sorgen, Madame; im Augenblick werden wir Orly nicht verlassen.« Ihr war anzusehen, daß sie ihm nicht glaubte. Er merkte, wie die beiden Männer sie ansahen; offensichtlich verfügte sie über mehr Autorität als sie. In ihren Gesichtern lag fast etwas wie Unterwürfigkeit.

Aubrey führte die Frau zu der Bank vor dem Warteraum und forderte sie auf, sich zu setzen. Wilde sah auf und entfernte sich, während Evans sitzen blieb. Catherine Rollin blickte um sich, als hielte sie nach einer Fluchtmöglichkeit Ausschau, um sich schließlich gegen die Polster zurückzulehnen. Sie steckte sich eine Zigarette an. Als sie schließlich nach dem ersten Zug den Rauch wieder ausblies, schien sie sich wieder unter Kontrolle zu haben.

»Also gut, M'sieur. Was kann ich für Sie tun?«

»Weshalb fliegen Sie nach Warschau – und in dieser Begleitung?«

»Soll Sie das etwas angehen – den SDECE?« Sie stellte die Frage ohne das übliche verächtliche Zischen. »Die Schweine?«

Er lächelte humorlos. »Wir wissen hinsichtlich Ihrer Meinung bezüglich der westlichen Geheimdienste Bescheid, Madame. Schließlich haben Sie einige der Machenschaften der CIA in Vietnam an den Tag gebracht.« Er legte das falsche Lächeln ab. »Was ich Ihnen zu sagen habe, geht jedoch französische Belange an, und es betrifft auch meine Kollegen vom britischen Geheimdienst ...« Nach kurzer Pause fuhr er sie an: »Welcher Art ist Ihre Beziehung zu Derek Lidbrooke?«

Ihre Hand legte sich auf ihren Mund; sie schien schockiert.
»Wie haben Sie das herausgefunden?«

Aubrey zuckte die Achseln in einer Art, die er für französisch hielt.

»Wir haben von ihm und Ihnen schon lange gewußt, Madame. Was Sie in dieser miesen kleinen Wohnung treiben, geht uns nichts an – sieht man einmal davon ab, daß Sie eine verdächtige Person sind und sich nun in Begleitung zweier Herren befinden, bei denen es sich offensichtlich um Polizisten handelt!«

Sie fuhr sich mit der Hand durchs Haar, um es sich aus der Stirn zu streichen. Aubrey spürte die sexuelle Faszination, die diese Frau möglicherweise auf Lidbrooke ausgeübt hatte. Er zuckte innerlich zusammen, wenn er an die Plumpheit dachte, mit der Lidbrooke in die Falle gelockt worden war. Nein, dachte er. Das erotische Element mußte in ihrer Beziehung nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben; vermutlich hatte es sich sogar erst im Lauf der Zeit entwickelt. Durch das Glas warf er einen kurzen Blick auf die beiden Tschechen. Sie waren inzwischen in einigem Aufruhr. Über kurz oder lang würden sie verlangen, sich mit ihrer Botschaft in Verbindung setzen zu dürfen, und Aubrey konnte es sich nicht leisten, einen Skandal zu verursachen.

Schließlich sagte Catherine Rollin: »Das ist doch Quatsch! Was wollen Sie mir eigentlich vorwerfen – Spionage? Ich bin Journalistin mit links gerichteten Ansichten. Wollen Sie mich vielleicht deshalb verhören?«

»Madame! Ich könnte Sie verhaften lassen – auf der Stelle!«

»Warum tun Sie's dann nicht?« In ihrer Frage schien leichte Belustigung mitzuschwingen; mit Sicherheit ein herausfordernder Ton.

»Ich möchte einen Skandal vermeiden. Ich ermittle in dieser Angelegenheit auf meine eigene Art und Weise, und Sie spielen in diesem Zusammenhang möglicherweise eine

wesentliche Rolle. Jedenfalls stellt Ihre Beziehung zu Lidbrooke diesen unter schweren Verdacht. Und ich möchte diesen Verdacht erhärtet – oder aus dem Weg geräumt haben. Einverstanden?«

Nach kurzem Schweigen zuckte sie mit den Achseln. »Wir lieben uns – oder besser: Wir haben uns geliebt. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Ich werde ihn nie wieder sehen. Ich wußte nicht, daß er ein *Schwein* war – wie Sie. Aber jetzt, da ich es weiß, werde ich ihn nie wieder sehen. An dem Tag, an dem Sie vorbeikamen, haben wir uns übrigens gestritten.«

Das war zu einfach dahingesagt, zu simpel. *Ein Schwein wie Sie.* Aubrey nahm an, daß eine unschuldige Affäre zwischen ihnen nicht zu einer Enthüllung seiner Stellung innerhalb des SIS geführt hätte. Wenn er ihr überhaupt etwas gesagt hatte, dann hatte er sich vielleicht als untergeordneter Diplomat ausgegeben. Die Emphase war jedoch klar gewesen, die Indiskretion der Wut. Er beobachtete ihr Gesicht.

»Und das ist alles? Woher wußten Sie, daß Lidbrooke Mitglied eines ausländischen Geheimdienstes war? Hat er Ihnen das erzählt?«

Sie schien schockiert. Ihre rechte Hand fuhr neuerlich an ihren Mund, als wollte sie die Worte noch einmal zurückrufen. »Nein, das wußte ich nicht. Sie haben mich wütend gemacht – deshalb habe ich das vorhin gesagt. Ist er denn wirklich so ein Mann?«

Ein Gefühl, verraten worden zu sein? Aubrey war sich nicht sicher.

»Wie lange wollen Sie aus Frankreich verreisen, Madame? Sie gedenken doch, wieder zurückzukehren?«

Sie lächelte. »Diese Männer sind keine Polizisten. Ich werde von zwei Kulturfunktionären aus der Tschechoslowakei begleitet. Ich werde drei Tage in Warschau bleiben und dann vielleicht eine Woche in Prag. Warum fragen Sie? Darf ich etwa nicht ausreisen?«

»Es besteht keine Veranlassung, Sie zurückzuhalten, Madame. Jedenfalls kann ich das nicht im Auftrag des Geheimdienstes eines anderen Landes. Es steht Ihnen frei, zu gehen.«

Er stand auf und verbeugte sich steif. Sie schnitt eine verächtliche Grimasse und ging. Horton und Rushton kamen durch die Tür. Evans und Wilde gesellten sich ebenfalls zu ihnen. Sie sahen Aubrey erwartungsvoll an. Aubrey starrte erst in jedes ihrer Gesichter und dann durch die Glasscheiben auf die erleichterten Tschechen und die Frau.

»Soll diese Frau doch der Teufel holen! Eben in diesem Augenblick hat sie Lidbrooke getötet. Ihn diesem miesen, kleinen Psychopathen Napier ausgeliefert. Verdammt!«

Latymer legte seine Hand auf den Türgriff des Wagens und sagte: »Tag, Richard, ich hätte mich gern ein wenig mit dir unterhalten.«

Er blickte in die sauber gedrillte, runde Öffnung des Laufs einer Browning 9 mm. Gardiner hatte sich eine Waffe zugelegt.

Es war halb acht. Latymer hatte Gardiner in dem unter den Bäumen in der Nähe der Klinik geparkten Wagen allein gelassen, bis er müde wurde, seine Aufmerksamkeit nachließ, bis er aufs äußerste verletzlich und isoliert war.

Sie hatten Perrier in einen kleinen Raum im ersten Stock des Polizeipräsidiums gebracht, von wo aus man durch das schmale Fenster über die Seine aufs linke Ufer und den Quai St. Michel sehen konnte. Er war die restlichen Stunden der Nacht verhört worden. Diese Aufgabe hatte Latymer persönlich übernommen, während Haussman, an der Sache anscheinend nur oberflächlich interessiert, nur gelegentlich seinen Kopf durch die Tür hereinstreckte.

Während der Stunden ihrer erzwungenen Gemeinsamkeit war der Franzose sichtbar in sich zusammengeschrumpft. Fast schien es, als wäre dies eine Folge des Schweißes gewesen, der durch sein blaues Hemd sickerte und unter den Achselhöhlen

immer weitere Kreise zog, welche sich schließlich sogar über der Brust zu überschneiden drohten. Und Perrier roch auch – ein beißender, scharfer, fuchsartiger Geruch der Angst und der Gefangenschaft.

Er hatte Latymer nichts erzählt – außer, daß er und Dupuy den Wagen gefahren hatten, mit dem Gardiner in Rouen überfahren worden war. Er gab hinsichtlich der Motive zu dieser Tat keinerlei Auskünfte und nannte auch nicht den Namen des Mannes, der den Befehl dazu erteilt hatte. Sein kahler Kopf schimmerte im Licht der Lampe. Auf seiner Stirn perlten die Schweißtropfen, die er sich immer wieder mit seinem Taschentuch abwischte. Er hatte Angst und war zu Recht aufgebracht. Dennoch schwieg er die meiste Zeit und erteilte kaum zweckdienliche Auskünfte.

Schließlich ließ Latymer Perrier mit einem Polizisten allein zurück und erzählte Haussman, was er vorhatte. Der Franzose zeigte sich mürrisch besorgt.

»Passen Sie gut auf sich auf! Sie wissen schließlich nicht, in welcher Gemütsverfassung Ihr Freund sich befindet. Könnte sehr gut sein, daß er nicht der zivilisierte Engländer ist, als den Sie ihn in Erinnerung haben.« In seinen Augen leuchtete ein neugieriges, ironisches Flackern auf. »Was ist mit Perrier?«

»Was schlagen Sie vor? Sollen wir ihn von Gardiner fernhalten?«

»Wenn uns das möglich ist. Jedenfalls kann ich ihn hier nicht festhalten, wenn er uns zu verlassen wünscht. Außerdem wird er sicher bald seinen Anwalt sehen wollen.«

Latymer trat ins Freie. Der Himmel schien kalt. Er wollte eben den Kragen seines Mantels aufstellen, unterließ diese Bewegung dann aber doch. Ein Detektiv, der in der Einfahrt des Präsidiums stand, deutete auf die Stelle, wo der Wagen stand. Latymer trat darauf zu.

Seine Hand ruhte immer noch auf dem Türgriff, das Lächeln auf seinen Lippen gefroren. Nach langem Schweigen sagte

Gardiner: »Was zum Teufel willst du denn hier?« Er schnitt eine Grimasse, als wäre er auf eine Schwäche in seinem Innern gestoßen. Vielleicht wurde ihm nur die Unangebrachtheit seiner Begrüßung bewußt.

»Wie bereits gesagt, Richard – ich bin gekommen, um mich mit dir zu unterhalten.« Als erwachte er aus einer Trance, drehte Gardiner sich in seinem Sitz herum und reckte den Kopf von sich, um mit seinen Blicken den gesamten Umkreis des Wagens abzutasten. »Mach dir keine Gedanken«, beruhigte ihn Latymer. »Die Polizei weiß, wo du bist. Ich bin allein – und unbewaffnet.«

Zur Unterstreichung dieser Tatsache hielt er seinen Mantel auf, worauf Gardiner nickte und die Tür auf der Beifahrerseite öffnete. Latymer ging um den Wagen herum und stieg ein.

»Mit Waffen hast du es sowieso nie gehabt«, bemerkte Gardiner mit einem kurzen Lächeln. »Dafür hastest du zu viele graue Gehirnzellen.«

»Vielen Dank.«

»Was willst du, Hilary?«

»Mit dir reden.«

»Worüber?«

»Übers Wetter, die Lebensmittelpreise, über verschiedene Leichen in La Baule – und über *Notwehr*.« Latymers Antwort kam leichthin. Die Waffe war immer noch auf ihn gerichtet. Die Mündung war nur wenige Zentimeter von seinem Brustkorb entfernt.

»Was willst du damit sagen?« Gardiner schien über Latymers Ausdrucksweise verärgert, als lenkte sie von ihm ab. »Ich nehme doch an, er ist immer noch dort drinnen?«

»Wer? Perrier?«

Gardiner nickte und starrte gerade vor sich hin. Der Verkehr schien stärker zu werden, was ihn offensichtlich beunruhigte.

»Willst du mich vielleicht hier ablenken, während er durch den Hintereingang verschwindet?«

»Nein, er befindet sich im Augenblick in Schutzaft.«

»Was hat er dir erzählt?« In Gardiners Stimme schwang unverhohlener Hunger mit.

»Nichts von Interesse oder Wert. Ich glaube, er weiß etwas; aber er hält den Mund.«

Gardiners Stimme war voller Verachtung, als er sagte: »Was hast du mit ihm gemacht, Hilary? Ihm Fragen gestellt, ihn angebrüllt? Von Gewalt hältst du doch nicht viel!«

»War es sehr schlimm in der Avenue Foch?« fragte Latymer einschmeichelnd. Der Revolverlauf fuhr ihm böse zwischen die Rippen. Er zuckte zurück.

»Laß das bloß bleiben, Hilary! Ich warne dich!«

»Warum? Weißt du, Richard, ich kann dich ja verstehen, aber es hat doch einfach keinen Sinn, weiter an deinem verrückten Vorhaben festzuhalten. Ich bin mir sicher, daß ich die Behörden überzeugen kann, im Fall Dupuy auf Notwehr zu plädieren ...«

Gardiner starrte ihn an. Zu seiner Beunruhigung stellte Latymer fest, daß er einen jüngeren Mann vor sich hatte. Gardiner war jünger. Latymer konnte sich des Gefühls nicht erwehren, ihn verloren zu haben. Es schien, als drängten seine Worte nicht mehr zu ihm durch. Sie waren die Argumente eines zivilisierten Menschen, der zu etwas Fremdem sprach.

»Du begreifst nicht! Du begreifst absolut nichts!« heulte Gardiner fast. »Und genau aus diesem Grund wirst du mich von meinem Vorhaben nicht abbringen können.« Neuerlich stieß die Waffe schmerhaft gegen Latymers Rippen. »Und genau aus diesem Grund werde ich dich auch töten, falls du versuchen solltest, mich an der Durchführung meines Vorhabens zu hindern, Hilary.«

Latymer sah, er hatte einen Mann vor sich, der Bande und Verhaltensmuster durchtrennte, an die er nicht mehr länger glaubte oder die er nicht mehr länger akzeptieren konnte. *Latymer zu töten ...* Der Bruch würde plötzlich und vollständig

sein. Latymer hatte Angst.

»Ich begreife sehr wohl etwas. Ich ... ich weiß, was du durchgemacht hast. Es gibt einige Leute, denen es ähnlich ergangen ist. Und du hast doch auch die ganze Zeit nichts getan ...« Die unausgesprochene Kameradschaft des Leids griff nach Gardiner, versuchte, ihn in seinen eigenen Augen geringer erscheinen zu lassen; ähnlich den neunzehn fetten, sinnlosen Jahren, in denen er geringer, *weniger* gewesen war als jetzt.

»Nein, Hilary. Mit mir war das anders. Ich möchte Perrier, aber vor allem möchte ich den Mann, der den Befehl dazu erteilt hat. Für ihn würde ich bis ans Ende der Welt gehen.« Er lächelte, als machte er sich über seine rhetorische Floskel selbst lustig. »Das ist alles, was ich will. Für mich ist es plötzlich, als wäre das alles erst gestern gewesen und als hätte ich all die Jahre geschlafen. Ich habe versucht, zu vergessen ...« Für einen Moment schlossen sich seine Augen. »Aber sie haben mich dazu gebracht, mich wieder daran zu erinnern. Dupuy hat versucht, mich zu töten, sobald er mich erkannt hat. *Ich* habe versucht zu vergessen ... aber außer mir hat das niemand versucht, nicht eine Sekunde lang!«

»Das stimmt doch gar nicht, Richard! Dupuy war doch nur ein mickriger, verängstigter kleiner Kriecher. Du hast ihn einzig und allein durch deine Anwesenheit in Panik versetzt. Das war sein schlechtes Gewissen. Alle anderen haben doch längst vergessen ...«

»Aber ich kann mich noch erinnern.«

Latymer spürte, daß dieses Gespräch kein gutes Ende nehmen würde. Gardiner hatte einen Blick in eine Art seltsamen Spiegel geworfen, der ein jüngeres Selbst reflektierte. Vielleicht war er tatsächlich der Mann, der er geworden zu sein schien. Latymer gelangte zu dem Entschluß, daß er Gardiner nie wirklich gekannt hatte.

Er konnte ihn nicht der Polizei ausliefern. Das wäre ein neuerlicher Verrat gewesen.

Und er konnte ihn nicht selbst in Gewahrsam nehmen. So viel stand fest.

»Was ... willst du jetzt tun?« fragte er schließlich. »Sie werden dich auf keinen Fall in Perriers Nähe lassen.«

»Ich werde mir schon etwas ausdenken. Mach dir deswegen mal keine Gedanken, Hilary.«

»Du kannst ja vielleicht von hier entkommen; aber irgendwann werden sie dich doch schnappen.«

»Was du nicht sagst.« Latymer spürte die Kraft, die in diesem Mann steckte – die unglaubliche Kraft zwischen den nackten Grenzen von Leben und Tod, Jagen und Gejagt-Werden. Er sah *›Achilles‹*, und vielleicht zum erstenmal in seiner Ganzheit.

Es war lächerlich und jämmerlich – der Versuch, den er unternommen hatte. Über einen Abgrund von Zivilisiertheit und Anstand und Moral zu plaudern – wo er doch hätte brüllen sollen.

»Es tut mir leid, Richard – wirklich sehr leid.«

»Mhm. Tatsächlich? Mir vielleicht auch. Aber das ist eben meine Malaria, die mir noch aus dem Dschungel des Kriegs nachhängt. Ich glaube nicht, daß ich sie je loswerde. Sie hat einfach nur auf einen Neuinfekt gewartet ...«

Plötzlich machte Latymer einen ganz neuen Standpunkt geltend: »Aber du könntest ihn doch schon hier aus den Augen verloren haben. Der Hof verfügt über vier Zufahrten, und du kannst nur zwei überblicken. Er könnte doch schon weg sein, ohne daß du es überhaupt mitbekommen hättest. Läßt dir das nicht alles etwas hoffnungslos erscheinen?«

»Nein, das würde mir nichts ausmachen. Ich hätte seine Spur schon wieder gefunden.« Ihm haftete eine Resignation und Bestimmtheit an, die beängstigender war als jeder andere Zug von Gardiners verändertem Selbst.

»Warum ... warum hast du dann hier gewartet?«

»Ganz schön blöd, nicht?« Gardiner lächelte. In diesem

Lächeln lag all der Glanz, den der junge Mann immer besessen hatte; und auch noch etwas anderes, das nur zum Vorschein gekommen war, als sie sich in der Baker Street getroffen oder danach gemeinsam zu Abend gegessen hatten – etwas, das nach dem Krieg nicht mehr zu spüren gewesen war. Bedrohlichkeit.

»Ja.«

»Vielleicht habe ich erwartet, daß du kommen würdest – oder jemand wie du.« Seine Miene war ernst, als dächte er angestrengt nach. »Nein, das war es nicht. Vielleicht war es einfach nur die Befriedigung, die Beute gestellt zu haben. Oder die Nerven auf die Probe zu stellen – hier zwischen der Kathedrale und dem Präsidium. Die moralische Forderung und die Gefahr der Festnahme.« Lächelnd genoß er die plötzliche Rhetorik seiner Assoziationen.

Er blickte nach vorn. Inzwischen floß dichterer Verkehr am Eingang des Präsidiums vorüber. Er begann zu überlegen, wie er sich Latymer vom Hals schaffen sollte, als er spürte, wie dieser auf dem Sitz neben ihm plötzlich starr wurde. Als nächstes wurde seine Aufmerksamkeit von einer Bewegung unter dem Torbogen der Einfahrt auf sich gelenkt. Er stellte fest, daß Latymers Augen und Gehirn schneller reagiert hatten als die seinen. Ein sandfarbener Anzug, die vornübergeneigten Schultern, das schüttete Haar – Perrier stand neben einem gelangweilt wirkenden Detektiv. Ein Taxi glitt von seinem Standplatz auf die beiden Männer zu.

»Allmächtiger«, hauchte Latymer, unfähig, diesen plötzlichen Ausbruch zu unterdrücken.

»Nicht der Allmächtige, nur Perrier!« zischte Gardiner. Die Mündung seiner Browning preßte sich gegen Latymers Kehle. »Raus!« Die Stimme klang rauh.

Latymer starrte gerade vor sich hin und wunderte sich, weshalb Haussman, falls er sich gezwungen gesehen hatte, Perrier gehen zu lassen, diesen nicht heimlich aus dem Präsidium

geschafft hatte. Das war doch unverzeihlich. Er rührte sich nicht auf seinem Sitz.

»Was hast du vor?«

Perrier stieg in das Taxi, worauf dieses losfuhr und in die Rue de Lutèce bog. Die Waffe in Gardiners Hand zitterte, um sich noch fester gegen seinen Hals zu pressen.

»Steig aus, Hilary, wenn du kein Loch im Kopf willst!«

Latymer öffnete die Wagentür. Es war eine instinktive Reaktion – etwas, das gegen seinen bewußt gefaßten Entschluß verlief. Aber er konnte nicht anders. Er wußte, daß Gardiner ihn töten würde – genauso, wie er Perrier töten würde. Vergeblich hielt er nach einem Polizeiauto Ausschau, welches das Taxi beschattete. Nichts zu sehen. Kam vielleicht ein Wagen aus der anderen Einfahrt in der Rue de Lutèce ...?

Dann schlug ihn Gardiner mit dem Lauf der Browning über die Schulter und wuchtete sich gegen seinen Körper. Schmerz durchzuckte ihn, bereitete ihm Übelkeit; er stürzte in den Rinnstein. Sobald seine langen Beine aus dem Wagen gepurzelt waren, krachte die Tür zu, und der Motor wurde angelassen. Er rollte sich zur Seite und sah aus einem verrückten Blickwinkel auf die graue, drohende Fassade von Notre Dame. Dann rappelte er sich auf. Die Anstrengung ließ ihn an seine schmerzende Schulter fassen. Er humpelte hinter dem Wagen her, als dieser in die Rue de la Cité und dann in die Rue de Lutèce bog.

Er verlor ihn aus den Augen. Auf der Suche nach Haussman rannte er an dem verdutzten Posten vorbei in den Innenhof des Präsidiums.

Das Taxi fuhr sechs Wagen vor Gardiner, als er von der Rue de Lutèce in den Boulevard du Palais einbog. Kurz leuchtete das Gold auf den hohen, schwarzen Toren des Justizpalastes auf. Dann der Verkehrsstrom über den Pont du Change. Es war zehn nach acht Uhr; der Berufsverkehr hatte seinen Höhepunkt

erreicht. In beiden Richtungen strömte der Verkehr über die Brücke, und es war unmöglich, näher an das Taxi heranzukommen. Nur gelegentlich konnte er einen Blick darauf erhäischen – und auf den schemenhaften Kopf seines Fahrgasts.

Am Place du Châtelet konnte er das Taxi deutlich in die Rue de Rivoli einbiegen sehen. Er befand sich immer noch sechs Autos dahinter, eingesperrt in dem dichten Verkehr. Perrier war unerreichbar weit von ihm entfernt. Seine Zuversicht war gewichen; er war nicht fähig, sich zu entspannen.

Für einen Moment erblickte er Perriers Gesicht. Als blinzelte er in das ungewohnte Sonnenlicht oder als hätte er Angst, verfolgt zu werden, sah er sich um. Er konnte nicht wissen, daß Gardiner dicht hinter ihm war. Der Gedanke, daß er keinen Verdacht schöpfte, seine Angst auf keinen konkreten Gegenstand lenken konnte, erfüllte Gardiner mit grimmiger Genugtuung. Für einen Moment dachte er an Latymers Bestürzung, daß Perrier freigelassen worden war, und zog die Möglichkeit in Erwägung, daß es sich dabei um eine Falle handelte. Aber seine Freilassung *hatte* Latymer überrascht. Entweder war er von den Franzosen hereingelegt worden; oder es gab keine Falle.

Er spürte ein Samenkorn der Enttäuschung, um das jedoch sofort das Ego anschwoll, und er verlor jedes Gefühl für Dinge, die jenseits der Verfolgungsjagd lagen. Zum Teil verdrängte er sie aus seinen Gedanken, zum Teil stürzten sie von selbst ins Dunkel davon.

Die Bremsen kreischten auf, der Wagen schlingerte zur Seite, als sie blockierten. Das Gesicht der jungen Frau mit dem Kinderwagen – was wollte sie schon so früh am Morgen mit ihrem Kind auf der Straße, dachte er – war aschfahl und dann haßerfüllt, als sie von der Windschutzscheibe zu ihrem Kinderwagen und dann wieder zurück starnte. Ihr Kopf begann zu wackeln wie der einer Marionette. Er hatte ein Rotlicht und einen Zebrastreifen gegen sich, und andere Passanten – einige

sahen ihn erstaunt an, andere waren verärgert über die junge Frau, die ihnen den Weg versperrte – überquerten vor ihm die Straße.

Er merkte, daß seine Hände zitterten – vor Schreck, dachte er erst, bis er auch seinen wachsenden Ärger über die junge Frau zu spüren begann, als die Ampel wieder auf Grün schaltete und sie ihm immer noch den Weg versperrte. Jemand hinter ihm hupte. Als er seinen Wagen schließlich um sie herumsteuerte, hielt sie ihr Baby in den Armen, als wollte sie ihm die möglichen Folgen einer Kollision demonstrieren oder ihm ein Banner der Normalität entgegenhalten. Aber nun war er an ihr vorbei und in der Rue de Rivoli, der großen Morgenarterie von der Place de la Bastille zur Place de la Concorde, eine Einbahnstraße, Auto an Auto, jede Ampel verstopft.

Perrier befand sich in Sicherheit, wurde ihm bewußt. Eine Mikrobe, die durch die Körpersäfte der Stadt schwamm. Er hatte nicht mehr genügend Zeit, um aus dem Wagen zu steigen und das Taxi vielleicht zu Fuß an einer Ampel zu erreichen.

Er wartete an der Ecke des Louvre auf Grün. Sandstein und die kargen Rasen- und Kiesflächen vor dem Bau. Der Verkehr kroch wieder vorwärts, und er konnte das Taxi vor sich sehen; Perrier saß immer noch darin, nichts ahnend.

Zäh floß der Verkehr am Wirtschaftsministerium und an der Place du Palais Royale vorüber, um an der Place des Pyramides neuerlich zum Stillstand zu kommen. Er wurde sich in zunehmendem Maß der Gefahr der Ampeln bewußt. Er lag nach wie vor sechs Autos hinter dem Taxi, und an jeder Ampel konnte er plötzlich das Nachsehen haben, wenn sie zu früh auf Rot schaltete. Er beobachtete den Verkehr auf der anderen Straßenseite. Vier Fahrspuren, alle dicht gedrängt; aber sie waren mit lavaartiger, zähflüssiger Behendigkeit in Bewegung, sobald die Ampeln auf Grün schalteten.

Keine Reaktion auf den Vorfall mit dem Kinderwagen und der weißgesichtigen, dunkelhaarigen Frau – außer vielleicht

einem Moment der Verachtung für ihren kurzen Rock, die schlampige Kleidung, das unordentliche, ungewaschene Haar, ihre lächerlich dünne Stimme, die von der Kühlerhaube des Wagens auf ihn einpiepte, und dann kurzes Erschrecken bei dem Ding, das sie ihm in den Armen entgegenhielt – aber am Ende nichts. Die Gedanken schlossen sich wieder hermetisch über diesem blubbernden, jämmerlichen Zeug.

Am Place des Pyramides und in der Rue de Castiglione, die zur Place Vendôme führte, gab es jeweils eine Fußgängerampel. Zwischen diesen Punkten mußte er seine Position gegenüber dem Taxi verbessern.

Grün. Er ließ die Kupplung schnalzen und riß das Steuer herum, so daß der Wagen auf die nächste Fahrspur schlitterte, hinter ihm das laute Hupen dreier Autos. Noch fünf Wagen, und seine Spur bewegte sich rascher. Noch vier. Dabei blieb es. Unmittelbar vor dem Taxi fuhr ein älterer Mann. Er war etwas langsamer als der übrige Verkehrsfluß.

Links hinter ihm der Jardin de Carrousel und dann die hohe Umzäunung, durch die er die Blumenbeete und die staubigen Bäume der Tuileries erkennen konnte. Er hakte die schmalen Seitenstraßen zu seiner Rechten ab – Rue de St. Roche, Rue 29 Juillet, Rue d'Alger ...

Aus der Rue d'Alger versuchte ein ungeduldiger Fahrer, sich gewaltsam in den Verkehrsstrom zu drängen – ein Hupkonzert plötzlich mit wippender Federung zum Stehen gebrachter Autos prasselte auf ihn ein – das Bild eines Citroën, der sich wie eine dicke Matrone in einem Stuhl zurechtsetzt – und dann setzten sich die Wagen seiner Fahrspur wieder in Bewegung; noch drei, zwei ...

Das Taxi beschleunigte wieder, um fast sofort wieder seine Fahrt zu verlangsamen, als die Ampel an der Rue de Castiglione rot aufleuchtete. Gardiner stellte fest, daß er schwitzte, daß seine Hände sich entschlossen um das Lenkrad krallten. Er gönnte sich keine Entspannung. Er war noch einen Wagen

hinter dem Taxi. Nur noch einen.

Perriers Kopf, das krause Haar schüttet, der Kragen des sandfarbenen Anzugs, die mächtigen Schultern. Ganz nah – angenehm; kein Drang, zu verletzen oder zu töten, sondern ein subtileres Gefühl ungeahnten Schreckens – die unendliche Überlegenheit desjenigen, der in einem finsternen Raum auf ein ahnungsloses Opfer wartet. Nähe; die reglose Luft; das bedrückende, erstickende Gefühl der Allmacht.

Perrier wandte sich auf seinem Sitz um. Vielleicht wollte er wissen, ob ihnen ein Polizeiauto folgte; vielleicht hatte er einen steifen Hals. Er sah Gardiner – und dann, nach einem endlos langen Moment, erkannte er ihn. Das Erkennen drang in sein Gesicht ein, zerrte an seinem Mund, bis er aufklappte. »Achilles.«

Die Ampel schaltete um, und der Verkehr setzte sich in Bewegung. Fast auf gleicher Höhe mit dem Taxi, konnte Gardiner erkennen, wie Perrier sich vorbeugte, um mit dem Fahrer zu sprechen. Er war entsetzt. Die Befriedigung darüber war fast sexueller Natur. Die Rue Rouget de L'Isle und der englische Buchladen unter den Arkaden; das Taxi beschleunigte zusammen mit drei, vier anderen Wagen vor ihm auf die Ampel an der Place de la Concorde zu.

Gardiner fuhr auf fast gleicher Höhe mit dem Taxi, schätzte die Lichter vor ihm ab. Gelb. Perrier schrie auf den Fahrer ein. Rot. Das Taxi hatte die Ampel überfahren, aber der Fahrer wagte sich nicht in die Strömung des über den Platz brandenden Verkehrs und brachte seinen Wagen zu einem quietschenden Halt. Gardiner lag einen Wagen zurück, in der nächsten Spur. Er handelte rasch.

Fast sprang er über die Kühlerhaube des Mietwagens, als er auf das entsetzte Gesicht Perriers zustürzte, das ihm aus dem Taxi entgegenstarrte. Er riß die Tür auf; im Innern roch es nach Schweiß und Angst. Perrier öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber außer Luft nichts hervor. Es war, als klebte

ihm die Zunge am Gaumen fest. Gardiner riß an den Aufschlägen seines Anzugs, zog den Franzosen rücklings aus dem Taxi, so daß seine Füße über den Boden schleiften. Sein Körper war vor Schrecken zusammengebrochen. Sein Gesicht, nahe dem Gardiners, spiegelte mit landkartenartiger Detailtreue sämtliche Regungen und Emotionen wider.

»Los, sag's schon!« fuhr Gardiner ihn an, sein Gesicht in einer Parodie von Liebe und Lieben gegen das seine gepreßt. Er richtete die schlaffe Gestalt auf, drängte sie gegen das Taxi, als wollte er eine Puppe dazu bringen, menschliche Haltung anzunehmen. Perrier schüttelte den Kopf. Gardiner schlug ihn einmal ins Gesicht, so daß sofort Blut aus seiner Nase und aus seiner aufgeplatzten Lippe floß. Er wollte ihn noch einmal schlagen. Jede Überlegung, jede Vernunft war von ihm gewichen; aber noch mehr wollte er den Namen, das Kryptogramm.

»Los! Sag's schon! Wer hat den Befehl gegeben? Wer?«

Eine Hand klatschte auf seine Schulter, und er trieb seinen Ellbogen gegen das Weiche, das sich hinter ihm befand – der Taxifahrer, ein Passant, ein anderer Autofahrer. Erschütterung des Atems, aber Perrier entzog sich plötzlich seinem Zugriff; eine schwache Faust fuchtelte dicht vor seinem Gesicht herum, und dann hetzte Perrier um das Taxi herum. Ganz deutlich hörte Gardiner, wie das Vorspiel zu dem Hupkonzert, das nun mit dem Umschalten der Ampel ausbrach, jemanden lachen ließ. Er war in einen lächerlichen kleinen Familienzwist verwickelt. Er rannte hinter Perrier her, schlug jedoch die falsche Richtung ein, da er angenommen hatte, er würde zur Rue St. Florentin laufen.

Aber er strebte auf die Place de la Concorde zu.

Perrier würde sich selbst umbringen. Mit gesenktem Kopf hastete er durch die Menge der Passanten, hörte bereits das erste Quietschen der Bremsen auf der sechsspurigen Fahrbahn, auf der sich der dichte Verkehr in Richtung Royale bewegte

und dabei auf Perrier traf.

Gardiner war übel.

Perrier wich gerade noch, sich mit einer Hand abstützend, einem Wagen aus. Die Bewegung erinnerte an einen fintenden Rugbyspieler. Die Wucht des Aufpralls brachte ihn jedoch aus dem Gleichgewicht. Andere Wagen wichen verzweifelt aus, und Gardiner begann aufzuhören, da der Verkehr bereits zum Stillstand gekommen war.

Es war die Erfahrung, die Welt verändert wahrzunehmen – den Lärm der Bremsen, Reifen, Hupen; die Gewißheit, daß er den verbrannten Gummi riechen konnte; die rasch sich bewegenden Reihen von eiligen Autos und Lastern mit einemmal verzerrt, gestaut, zerrissen.

Und der Mann hetzte immer noch quer durch den drohenden Strom der Autos, eine verzweifelt sich windende Gestalt, die um ihr Leben rannte.

Ein Personenwagen krachte in ihn und rutschte dann in einen Laster, der abrupt auf die Bremse gestiegen war. Ein anderer Wagen rammte ihn von hinten. Andere Gestalten, die wie Träumende oder Insassen eines U-Boots aus ihren Autos stiegen, die Münder langsam wie Schnecken geöffnet, um Worte zu schreien, die nicht gehört werden konnten. Dem Vorgang haftete etwas Farcenhaftes an.

Perrier taumelte, sein Hosenbein aufgerissen, das Fleisch darunter rot. Er war fünfundzwanzig Meter von der Ampel am Eingang der Rue de Rivoli entfernt, und er starb wie ein gehetztes Tier. Es war, als wären die Autos Hunde; und sie hatten Angst, japsten um ihre Beute und winselten. Jetzt rochen sie Blut und kamen näher.

Perrier war völlig blind.

Plötzlich – Gardiner noch zehn Meter von ihm entfernt – wurde sein Körper durch die Luft geschleudert. Die Bewegung erinnerte an etwas Kleines und Pelziges, von einem Jagdhund aufgestöbert und am Genick gebeutelt, um ihm das Genick zu

brechen. Der sandfarbene Anzug, das verzerrte Gesicht, die schwerfällige, häßliche Krümmung des Körpers über der Kühlerhaube des schwarzen Wagens. Dann glitt er zu Boden, so daß Gardiner ihn aus den Augen verlor. Aber dann sah er einen weiteren Wagen heranschießen und plötzlich bremsen, nachdem er bereits über den reglosen Körper hinweggeholt war. Gardiner spürte die Übelkeit in seine Kehle hochsteigen. Perrier war tot. Er begann zu rennen, blind nun auch seinerseits, auf die Rue Royale zu, weg von der Place de la Concorde.

KAPITEL ACHT

Professionelle Expertise

Napier traf mit der Morgenmaschine aus Heathrow ein. Wie zum Protest müde und unrasiert, hatte Aubrey seit seiner Unterredung mit Catherine Rollin Orly nicht mehr verlassen. Er hatte die Tupolew der Aeroflot beobachtet, wie sie in Richtung Warschau in den bereits strahlend blauen Morgenhimme abgehoben war. Dann hatte er in der Abfertigungshalle mit Evans und Rushton eine Tasse Kaffee getrunken, während Horton und Wilde sich wieder daran machten, Lidbrooke zu beschatten, der den größten Teil des Vormittags in verschiedenen Sitzungen der Unterausschüsse verbringen würde.

Aubrey fühlte sich erbärmlich. Lidbrookes unvermeidlicher Tod lastete wie ein schwerer Stein auf seiner Brust und machte ihm das Atmen schwer. Diesem Gefühl haftete natürlich eine Art moralischer Übelkeit an, aber in stärkerem Maße war es die Niedergeschlagenheit eines pflichteifrigen, aber zivilisierten Menschen, der sich wieder einmal mit den krassen, endgültigen und völlig unzweideutigen Realitäten seines seltsamen Berufs konfrontiert sah. Dies beunruhigte ihn, als hätte sich der feste Boden unter seinen Füßen plötzlich bewegt oder sich in sanft zerrieselnden Sand gewandelt. Er zog es vor, seine Arbeit in einem positiven Licht zu sehen, aber die Aussicht auf Lidbrookes Exekution ließ ihm dies sehr schwerfallen.

Napier wirkte sehr jung. Sein Haar war kurz geschnitten, als käme er eben vom Militär. Seine Haut war faltenlos, jungenhaft. Er trug einen grauen Anzug mit schmalen Aufschlägen; der Stoff war eine leicht schimmernde Mohairart. Er wirkte

billig, wie die spitzen Schuhe, die sich an den Zehen aufwärten. Als einziges Gepäckstück trug er eine Tasche bei sich. Aubrey wußte, wie wenig sie enthielt. Noch am selben Abend würde Napier wieder zurück in London sein. Seine Augen waren grau und leblos. Mit Sicherheit haftete Napier etwas leicht Unfertiges, Unabgeschliffenes an.

Als er Aubrey ansprach, sollte sein Tonfall respektvoll klingen, obwohl er sich nicht sonderlich große Mühe gab, die Vorrangigkeit seiner Funktion zu vertuschen. Er streckte seine Hand aus, und ihr Zugriff war weich, mädchenhaft.

»Guten Morgen, Mister Aubrey.«

»Morgen«, entgegnete Aubrey kurz angebunden.

»Der Stellvertretende hat mich gebeten, Ihnen seine Glückwünsche zu bestellen, Mister Aubrey. Er ist sehr zufrieden.« In seinen Augen blitzte leichter Spott auf. Für Aubreys stand völlig außer Frage, daß Napier die Tatsache, daß er seinen eigenen Chef hinrichten würde, nicht im geringsten berührte; und daran war etwas Entsetzliches.

»Sie haben bereits Ihre Order vom Stellvertretenden, wie ich annehme?« erkundigte sich Aubrey.

Napier nickte, und Aubrey sah wieder einmal den wachsenden Einfluß Constants innerhalb des SIS bestätigt – ein Einfluß, der den Lavenders, des anderen Deputy-C, bei weitem überstieg. Die Kontrolle über den SIS glitt langsam von den biederem Wachhunden, wie sie die Opposition befürwortete, in die Hände von Karrieristen.

Aubrey war sich über Constants Macht im klaren, sah sie bestätigt in der Entschiedenheit, mit der sein Bericht zur sofortigen Entsendung Napiers geführt hatte. Napier hatte seine Befehle nicht vom Leiter von SO-1 entgegengenommen, der vermutlich protestiert hätte, sondern von Constant, der für sämtliche Operationen zuständig war. Der Stellvertretende schuf damit einen Präzedenzfall für die weitere Abwicklung interner Angelegenheiten, eine Art der Abwicklung, die

Aubrey zutiefst verabscheute, wie er gleichzeitig völlig machtlos dagegen war.

Sie gingen mit Napier zu ihrem Wagen und fuhren in die Stadt zurück. Der Berufsverkehr hatte inzwischen merklich nachgelassen. Aubrey stellten sich im ständigen Bewußtsein der Anwesenheit des Mannes auf dem Rücksitz die Nackenhaare auf. Er verspürte die ganze Fahrt über physisches Unbehagen.

»Wie sieht das Programm für heute aus?« erkundigte sich Napier, als sie den Autobahnring überquerten. Seit der Verfolgung Catherine Rollins schien endlose Zeit vergangen. *Endlose Zeit ist vergangen*, dachte Aubrey. Napier sprach mit absoluter Teilnahmslosigkeit.

»Heute vormittag NATO-Hauptquartier«, erwiderte Aubrey. Der Tonfall seiner Stimme ließ Evans ihm fragend sein Gesicht zuwenden. »Nach dem Mittagessen hat er eine Plenarsitzung des Unterausschusses, und dann wird er nach Hause fahren ...« Er spürte das leise Lächeln auf Napiers Lippen, als seine Worte langsam erstarben.

»Er wird das Gebäude verlassen müssen, Mister Aubrey.« Das war keine Forderung.

»Und wie wollen Sie sich der Leiche entledigen?« Aubreys Lippen waren fest aufeinandergepreßt, seine Stimme von hilfloser Wut geprägt.

»Ein Unfall mit Fahrerflucht.« Aubrey wunderte sich wieder einmal, woher Napier eigentlich kam. Auf jeden Fall aus dem Norden. Und seiner nasalen Sprechweise nach zu schließen war er sicher in einer Großstadt aufgewachsen. Vielleicht Liverpool.

»Das war vermutlich Constants Idee, oder nicht?«

»Jawohl, Sir. Das ist am einfachsten. Ich werde einen der Dienstwagen der Botschaft verwenden – und natürlich vorher die Nummernschilder auswechseln.« Auch das war ein Befehl. Constant bediente sich Napiers wie ein Bauchredner seiner

Puppe. »Sie sollen dafür sorgen, daß er das Haus verläßt, Mister Aubrey.« Aubrey mußte neuerlich an Constant denken, hörte ihn förmlich sprechen. Er schüttelte den Kopf, um diese haßerfüllten, alles blockierenden Gedanken daraus zu verban-nen.

Der Wagen rollte in den Hof in der Rue de Castellane, und Aubrey stieg müde aus. Er war inzwischen erschöpft und ausgelaugt und sah mit Dankbarkeit seiner Rückkehr nach London entgegen. Evans und Rushton brachten den Wagen weg, und Aubrey ging Napier zum ersten Stock hinauf voran.

Latymer zeigte sich über Napiers Erscheinen hinter Aubrey nicht überrascht. Auch er wirkte müde und pflegte seine Schulter. Außerdem hatte er trotz der frühen Stunde bei einem Scotch Zuflucht gesucht. Unter seinen Augen breiteten sich dunkle Schatten aus, und seine Haut wirkte blaß und gespannt. Für einen Moment fragte sich Aubrey, ob vielleicht Victoria gestorben war und Latymer eben davon erfahren hatte. Als ihm jedoch der gereizte Zug um seine Lippen auffiel, wurde ihm klar, daß ihm Gardiner entwischt war.

»Was ist passiert?« erkundigte er sich und wies Napier einen Platz an, worauf dieser Latymer mit einem Nicken begrüßte und sich setzte. Darauf schien er sich sofort in einen bequemen, unbeteiligten Zustand zurückzuziehen – eine Maschine, die abgeschaltet worden war.

»Ich habe mit ihm gesprochen. Und dann hat Haussman genau vor Richards Augen Perrier freigelassen. Er ist ihm nach wie ein Hund einem Hasen.« Der Vergleich klang leichthin gesagt, aber der Ton seiner Stimme war ernst. »Perrier hat versucht zu entkommen. Er ist einfach quer über die Place de la Concorde gerannt. Dabei wurde er überfahren!«

Unwillkürlich blitzten Aubreys Augen in Napiers Gesicht. Es war teilnahmslos. »Was ist mit Gardiner?« fuhr er fort.

»Spurlos verschwunden.« Latymer zuckte mit den Achseln und verschüttete etwas Scotch auf seine Hose. Mit wild

entschlossener Konzentration rieb er an dem feuchten Fleck. Dann sah er wieder auf. »Richard weiß den Namen des Mannes, den er sucht, noch immer nicht ... Meine Güte, ist das ein Chaos, Kenneth!«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Aubrey leise. »Was hat Richard denn so gesprochen?«

»Sehr wenig. Er hat sich stark verändert, Kenneth.« Latymer sah neuerlich auf, und diesmal war ein seltsamer, verzweifelter Ausdruck in seinem Gesicht. Aubrey mußte an die Situation denken, als er ihm über Victorias Krankheit erzählt hatte. Latymer hatte in Richard Gardiner irgendeine tödliche Krankheit entdeckt. »Das verstehe ich nicht. Vielleicht sollte er zu einem Psychiater in Behandlung. Ich kann mir jedenfalls vorstellen, daß er so lange weitermachen wird, bis er seinen Verräter gefunden und getötet hat. Wie aus einer alten *Sage* ... ja, ich glaube, das ist das richtige Wort ... wie aus einer alten Helden *sage*.«

»Ich weiß nicht, ob es gut ist, ihn so zu überhöhen. Er ist einfach nur ein bißchen verrückter als der Rest von uns. Und im Augenblick ist das Leben für ihn recht einfach.« Mit einem Blick auf Napier fügte er hinzu: »Catherine Rollin hat heute früh Lidbrookes Sargdeckel zugenagelt, als ich mit ihr auf dem Flughafen gesprochen habe.«

Latymer schien kaum interessiert. Statt einer Antwort nahm er einen Schluck Scotch. Die brennende Flüssigkeit brachte ihn zum Husten.

»Derek, darf ich Ihnen alles Gute für die Zukunft wünschen, mein Junge!« Eugene van Lederer streckte seine Hand aus und umfaßte Lidbrookes lange, schlanke Finger mit seiner mächtigen Pranke. Von den Knöcheln sprossen kurze graue Haare.

Lächelnd sah Lidbrooke dem General in die Augen. »Vielen Dank, Herr General. Und Ihnen das gleiche ... und selbstverständlich gute Jagd, wo immer Sie künftig jagen mögen.«

Van Lederer lächelte. Er war in voller Uniform und hatte gerade noch die letzten Formalitäten erledigt, bevor er nach Washington zurückfliegen würde. Er sah ein paar zusätzlichen Tagen in Paris entgegen, jedoch auf strikt inoffizieller Basis und rein seinem privaten Vergnügen gewidmet.

Seine Zeit als Vorsitzender war vorüber, aber er war ein Mann, der es zu schätzen wußte, wenn jemand einen positiven Beitrag zur Arbeit des Senior Committee leistete, und als er Lidbrooke zufällig auf dem Gang begegnete, hatte er ihn spontan begrüßt und ihm Glück gewünscht.

Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen im SIS hatte Lidbrooke sich nie einer antiamerikanischen Haltung beflissen. Er hatte vielmehr stets ihr hohes Geheimdienstbudget, ihre Gründlichkeit, ihren technischen Aufwand und ihr Temperament bewundert. Er war ein Mann, der mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg hielt, und dieser Umstand hatte ihm von Lederers Sympathien gewonnen. Ein Profi, dessen Menschlichkeit jedoch nicht zu tief unter der Oberfläche steckte.

»Passen Sie gut auf sich auf, Derek. Passen Sie gut auf sich auf«, schärfe ihm van Lederer mit einem Lächeln ein. »Bis dann.«

»Vielen Dank, Sir. Und Sie – sehen Sie zu, daß Sie noch in den Genuß der Pension von Seiten des Pentagon kommen.«

Van Lederer lachte lauthals los und winkte mit der Hand, während er bereits weiter den Korridor hinunter schritt. Lidbrooke sah ihm nach und schüttelte voller Sympathie den Kopf. In diesem Augenblick ertönte über seinem Kopf die Sprechsanlage.

»Telefon für Derek Lidbrooke.«

»Verdamm!« Er war plötzlich ärgerlich. Er wollte zum Mittagessen. Er ging zum nächsten Telefon und ließ sich den Anruf durchstellen. Es war Kenneth Aubrey.

»Derek, gut, daß ich Sie noch erwischt habe, bevor Sie gegangen sind. Könnten wir vielleicht gemeinsam zu Mittag

essen? Ich hätte noch gern ein paar Dinge mit Ihnen besprochen – aber wenn es geht, in einem etwas gemütlicheren Rahmen als in diesem Chaos hier in meinem Büro.«

»Sind Sie in Paris, Kenneth?« Lidbrooke wurde sich mit einemmal bewußt, daß Aubrey Leiter der neuen Abteilung SO-4 war, die für die interne Sicherheit des SIS zuständig war. Er verspürte leichte Angst. »Was ... was gibt's?« fragte er und verfluchte insgeheim seine Kehle, die leicht mit Schleim verstopft war. »Ich ... ich bin momentan etwas unter Zeitdruck, Sie verstehen.«

»Es wird nicht länger als eine halbe Stunde dauern; das verspreche ich Ihnen. Glauben Sie, Sie bringen das irgendwo in Ihrem Zeitplan unter?« Der Stimme haftete etwas Dringliches an, und Lidbrooke bereitete sich bereits auf Unannehmlichkeiten vor.

»Na ja, gut«, entgegnete er möglichst gelassen. »Wo sollen wir uns denn treffen?«

»Können Sie mich in der Wohnung in der Rue de Castellane abholen? Ging das?«

»Ja. Ich nehme mir ein Taxi.«

Das Freizeichen surrte penetrant in Lidbrookes Ohr. Als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte, sah er, daß er feucht war. Er rieb sich das Ohr, das sich heiß und brennend anfühlte. Er war argwöhnisch, denn es gab einen Grund, argwöhnisch zu sein.

Aubrey, der Wachhund.

Was, zum Teufel, wollte er von ihm?

Er verließ das Foyer des Natogebäudes, vorbei an den uniformierten Wachen mit den blitzenden Knöpfen, den weißen Gamaschen und den schlanken Gewehren, die Augen ausdruckslos. Aber sie hatten weniger zu besagen als die schlicht gekleideten Männer hinter dem Panzerglas der Pförtnerloge, die ihn erkannt hatten und ihn nicht daran hinderten, das Gebäude zu verlassen.

Er machte sich Sorgen, und die Gedanken schossen wie die Ängste eines Kindes kreuz und quer durch seinen Kopf. Als hätte er Geld aus der Börse seiner Mutter gestohlen oder bei einer Prüfung abgeschrieben – ätzende Bilder des Versagens, der Verlegenheit, des Vorwurfs zuckten durch seinen Kopf.

Catherine Rollin. Natürlich hatte er von dem Verdacht gewußt, hatte auch gewußt, daß sie überwacht und herabgestuft worden war. Nicht, daß das einen Unterschied gemacht hätte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich bereits auf sie eingelassen. Er hatte darüber hinweggesehen. Sie war seine Geliebte, und die Verdächtigungen, selbst die möglichen Gefahren für seine Karriere, schienen seiner Beziehung zu ihr nur einen pikanten Beigeschmack der Schicksalhaftigkeit hinzuzufügen.

Was sollte er nun zu seiner Rechtfertigung vorbringen? Vergeben Sie mir meine Lustbetontheit. Mea culpa. Die Sünden des Fleisches; und sie ist verdammt gut im Bett, und ich konnte dem Gefühl der Gefahr nicht widerstehen, das jedes Treffen zwischen den Laken begleitete ... Sie hätten doch sicher Ihr Einverständnis erklärt, als sie herabgestuft wurde?

Aubrey würde ihm nicht glauben – nichts davon. Er würde keinerlei Mitleid zeigen. Seine blauen Augen würden *aufblitzen, und er würde ihm an den Hals gehen.*

Er ging an einem Springbrunnen vorüber, Flaum aus Gischt von dem Pfauenschwanz aus Wasser in seinem Gesicht, als könnte man kühlen, was, wie er wußte, brennende Röte war. Er würde eine Erklärung abgeben müssen. Aubrey, dieser scharfe, gewundene Verstand – er würde das Ganze nie als eine Schwäche des Fleisches abtun können.

Rasch blickte er sich nach beiden Seiten um, bevor er den Boulevard überquerte und auf den Taxistand an der anderen Straßenseite zuging. In seine Gedanken versunken, hörte er die unauffällige, schwarze Limousine mit den verstärkten Kotflügeln, den bruchsicheren Scheinwerfern und der kratzfesten Stoßstange nicht, als sie sich vom Straßenrand löste.

Napier hatte das weiße Gesicht vor sich, auf dem sich wie ein Pilz die Angst ausbreitete; dann der gekrümmte Sprung des Körpers, als er auf die Kühlerhaube geschleudert wurde; das Gleiten der verzerrten Wange über die Windschutzscheibe – in der Regel verdeckten sie die Windschutzscheiben nicht, bis auf einen kurzen Augenblick –, der Mund durch den Scheibenwischer absurd aufgepflückt, so daß die Lippen an einen Fisch am Haken erinnerten ...

Und dann schlitterte der Körper hinter dem Wagen zu Boden, und Napier wußte, daß Lidbrooke tot war. Er warf einen abschließenden Blick in den Rückspiegel und beschleunigte – weg von den Aktivitäten, die sich um den Körper zu bilden begannen. Ein Wachtposten rannte wie durch flüssiges Bernstein über die Straße; ein Taxifahrer bewegte sich durch dasselbe Element auf die Unfallstelle zu ...

Henri Janvier wußte vom Tod seines Cousins. Er wußte, daß Perrier ins Präsidium gebracht und später wieder freigelassen worden war. Und dann war er im Verkehr der Place de la Concorde, von Gardiner gehetzt, ums Leben gekommen. Gardiner war seitdem verschwunden.

Er saß vor einem Café in der Rue de Medicis, in der Nähe des Luxembourg, und schlug scheinbar die Zeit tot, indem er die Passanten beobachtete; in Wirklichkeit behielt er jedoch den Eingang zu Gardiners Hotel im Auge, das zwei Häuser weiter lag. Gardiner hielt sich zu diesem Zeitpunkt in seinem Zimmer auf.

Für Janvier, der Gardiners Versteck am Tag zuvor aufgespürt hatte, bedeutete der Tod seines Cousins nichts – nichts Emotionales. Natürlich hatte er sich mit Etienne de Vaugrigard in Verbindung gesetzt, worauf dieser, widerstrebend freilich, nachdem er durch Perriers Tod in Sicherheit schien, das Angebot erneuerte. Janvier erinnerte ihn nämlich daran, daß auch er nun über die Information verfügte, die Gardiner haben

wollte.

Janviers langsam arbeitender Verstand war durch seine Habgier geprägt. Außer für Geld tat er nichts – und auch nur für eine Menge Geld. Seine Preise waren hoch, und er zeigte sich vor allem den Appellen der OAS an seine Vaterlandsliebe gegenüber taub, wenn es ihnen einmal an den nötigen Geldmitteln fehlte.

Er schenkte sich ein weiteres Glas Rotwein ein und nahm einen Schluck davon. Die Flüssigkeit kratzte leicht in seiner Kehle, und er konnte sie an den Zähnen spüren. Er nahm einen Zug von seiner Zigarette. Während er an dem Cafétisch saß, wirkte er völlig anonym – ein Alltagsfranzose in kariertem Hemd und weiter, alter Hose. Seine Jacke, in der seine Waffe steckte, hatte er über die Lehne eines Stuhles geworfen, der dicht neben ihm stand.

Er war nicht dumm, nur langsam von Begriff. Sein Selbsterhaltungstrieb war enorm. Mit dreißig, mit vierzig, ja sogar mit fünfundvierzig hatte er noch die Handschrift seiner Gewalttätigkeit genossen – die Signatur von *›Plastique‹*, die er an allem mit Erfolg Abgeschlossenem hinterließ. Diese Berühmtheit befriedigte ihn, indem sie durch die daraus gewonnene Identität seine Einsamkeit überdecken half, der er sich die meiste Zeit nicht im geringsten bewußt wurde. Nun – er war inzwischen über fünfzig – hatte dieser Flirt an Reiz verloren, und das drängendere, beharrlichere Nagen des Alters trat an seine Stelle. Inzwischen reizten, ja verängstigten ihn Imitationen seiner Handschrift.

Er hatte für mehrere Monate nicht mehr gearbeitet. Seine Preise waren unrealistisch. Es war offensichtlich, daß er so hohe Forderungen stellte, weil er sich zurückziehen wollte, sich zu viele Sorgen um seine gesicherte Zukunft machte.

Ganz gleich, was de Vaugrigard sagen mochte, wäre es etwas unsinnig gewesen, Gardiners Tod so zu bewerkstelligen, als wäre er das unschuldige Opfer einer OAS-Aktion gewor-

den.

Henri Julien Janvier hatte sich also eine Waffe besorgt, einen alten, schwerkalibrigen Armeerevolver, den er in der feuchten, billigen Wohnung versteckt hatte, die er sich unter einem anderen Namen in der Rue de Bièvre gemietet hatte, einer schmalen, gewundenen Straße, die vom Boulevard St. Germain zur Seine hinunterführte. Eigentlich hatte er die Waffe in den schon fast vergessenen heroischen Tagen für das große letzte Gefecht vorgesehen, wenn die Polizei kommen würde, um ihn zu holen. Die frühen Tage des großen Geldes und der Zeitungsschlagzeilen, die seine Verhaftung forderten, und die Abgeschiedenheit der Rue de Bièvre. Inzwischen sollte die Straße saniert werden, das Haus, in dem seine Wohnung lag, abgerissen, und damit würde der Geruch feuchter Muffigkeit, der nie aus ihr gewichen war, zusammen mit dem kleinen Hinterhof voller Gerumpel und Hunde, die sich dort gegen die Türpfosten erleichterten, für immer verschwinden.

Es würde ein schlichter Raub mit Gewaltanwendung werden. Ein Einbrecher, der von dem Bewohner des Hotelzimmers bei der Arbeit überrascht worden war und diesen darauf in seiner Panik umgebracht hatte.

Janvier war nervös; daran konnten auch der Tabak, der Wein und die Erinnerungen nichts ändern. Er war zwar ein guter Schütze, aber aus der Übung. Und Gardiner hatte Dupuy getötet, obwohl Dupuy die Waffe gehabt hatte. Das war der Grund, weshalb er fast den ganzen Wein ausgetrunken hatte, obwohl es kaum Mittag war. Die einzige Lösung war, total auf den Überraschungseffekt zu bauen. Sobald Gardiner ausging, würde er sich Zutritt zu dem Zimmer im Hotel Fleur de Lys verschaffen, einer Touristenfalle mit miesen Zimmern und hochsommerlichen Preisen, und auf seine Rückkehr warten. Die Leiche würde er dann später entsprechend drapieren.

Seine Hand zuckte vom Tisch zurück. Gardiner hatte das Hotel verlassen und war an ihm vorbei in Richtung Place

Edmond Rostand gegangen. Janvier sah ihn nicht an, verbarg sogar sein Gesicht, als er an ihm vorbeikam, bekleidet mit einem leichten Sommeranzug französischen Zuschnitts, Sandalen, einem gelben, am Kragen offenen Hemd und einem Halstuch. Außerdem trug er eine Sonnenbrille, und um seinen Hals baumelte eine Kamera. Der typische Tourist.

Als er an ihm vorbei war, wollte Janvier bereits aufstehen, um ihm zu folgen. Er sah ihn in den Luxembourg gehen, worauf er sich eines Besseren besann. Auf diese Weise lief er Gefahr, daß Gardiner merkte, daß er beschattet wurde; und das wollte er auf jeden Fall vermeiden. Er blieb sitzen und wandte sich mit wild entschlossener Konzentration wieder den feuchten Ringen schlechten Rotweins auf dem Tischtuch zu. In wenigen Augenblicken würde er das Hotel betreten und sich Zutritt zu Gardiners Zimmer verschaffen. Das würde nicht weiter schwer sein.

Nicht wirklich überrascht, stellte er fest, daß seine Hand schwitzte. Dieses Wissen störte ihn. Wütend wischte er sich die Hand am Hosenbein ab.

Das Sonnenlicht im Luxembourg blendete, es blitzte von dem riesigen Zierbrunnen vor dem Palast auf die staubigen Kieswege zurück. Das Gras bereitete den Augen Schmerzen; es wirkte gemalt, unnatürlich.

Gardiner hatte das Zittern seines Körpers durch reine Willensanstrengung unterdrückt. Für vielleicht eine Stunde, nachdem er von der Place de la Concorde ins Hotel zurückgekehrt war, hatte er die rasenden Bilder in seinem Kopf nicht unter Kontrolle bekommen können – kleinere Explosionen in einem moralischen Krieg. Hinter seinen Polaroidgläsern hervor blinzelte er gegen das Sonnenlicht und seine eigene Enttäuschung an. Er hatte ein Gefühl, als würde er abgetrieben; er hatte die Ruderpinne der Moralität und der Gewohnheit an eine des Wollens oder der Sehnsucht abgegeben. Mit Perriers Tod

waren die Taue gekappt, ein Ruder über Bord gerissen worden, von dem er gedacht hatte, es würde ihn das Boot steuern lassen.

Wieder einmal kamen ihm die Veränderungen zu Bewußtsein, welche der Tod Dupuys nach sich gezogen hatte – Veränderungen oder ein Wiedererwachen alter Eigenschaften? Er war sich dessen nicht sicher und vermied es auch, sich weiter Gedanken darüber zu machen. Im Augenblick wetteiferte kaltes Moralgefühl mit heißer Wut und Frustration.

Er setzte sich auf eine Bank und sah einer Gruppe Kinder beim Spielen zu – kräftige Farbflecken, konzentrierte Geräuschpunkte. Er versuchte, an seine eigenen Söhne zu denken, die ernsten, alten Kinder, die vermutlich gerade wieder ins Internat eingeliefert wurden. Aus ihrer Richtung kam nichts, was ihn angesprochen hätte – sie waren nichts weiter als hochgehaltene Gesichter, ähnlich dem weißen Bündel in den Armen der Frau an dem Zebrastreifen.

Ein karter Plastikball rollte vor seine Füße. Er beobachtete das dunkelgesichtige kleine Mädchen, das ohne Nervosität näher kam, hob den Ball vom Boden auf und warf ihn ihm zu. Es war, als wollte er nicht, daß es näher kam – als könnte es eine ansteckende Krankheit übertragen.

Er fing an, in einer Art Sequenz zu denken.

Es gab vielleicht noch andere Mitglieder der alten Gruppe, die noch am Leben waren. Hatte ihm Vivienne Grodin vielleicht doch nicht alles erzählt? Er begann, sich plötzlich eine Verschwörung gegen sich auszumalen. Die Gesichter flackerten an ihm vorüber, und plötzlich haftete jedem von ihnen eine Patina der Schuld an. Sein Zorn gegen sie wuchs, aus dem Bedürfnis heraus, die jüngste Vergangenheit zu meiden, welche wieder über ihn hereinzubrechen und die Bande mit dem Zeitalter der Monolithen – 1944 – neu zu schmieden drohte. Er mußte zurück an die Arbeit, Nachforschungen anstellen, der Wahrheit auf den Grund gehen.

Er kam nicht auf den Gedanken, sich zu fragen, was eigentlich geschah. Er wollte nur weitermachen, weil alles andere noch schmerzlicher, leerer oder komplizierter erschien. Er würde es herausfinden, und wenn er sie alle umbringen mußte. Angesichts einer solchen Simplifizierung der Realität stellten eine saubere Rasur oder ein Longdrink in dem blendenden Sonnenlicht einen echten Genuß dar. Bald war er imstande, aufzustehen und in sein Hotel zurückzugehen. Seine Schritte waren nun rascher, entschlossener.

Der Portier überreichte ihm beim Betreten des Hotels einen Brief, den er im Lift nach oben verwundert betrachtete.

Der Brief war an diesem Morgen in Paris abgestempelt worden. Nachdenklich starrte er auf die anonym mit Maschine getippte Adresse. Dann riß er den Umschlag auf und nahm das einzelne Blatt heraus – seine Finger fühllos von dem Schock, daß jemand sein Pseudonym kannte. Die losen Stangen des altmodischen Lifts klapperten, als er im zweiten Stock nach kurzem Halt ruckend wieder anfuhr. Niemand hatte auf ihn gewartet.

Es war ein Geständnis, in Handschrift; er konnte es nicht glauben, aber sein Blut pumpte bestätigend. Das dünne Blatt Papier zitterte in seiner Hand.

Der Lift hielt an. Ruckartig und steif wie ein Roboter bewegte er sich auf den Korridor hinaus. Das Schreiben war von Perrier unterzeichnet – eine Handschrift, hinsichtlich deren er sich nicht gewiß war. Es war kurz – und vollständig. Es enthielt, was er aus Perrier herausgeprügelt hätte. Den Namen des Mannes. Perrier hatte schon, bevor die Polizei ihn geholt hatte, gewußt, daß er nicht standhalten würde können. Sein Wille war zusammengebrochen. Er hatte den Brief geschrieben, um seine eigene Haut zu retten.

Etienne de Vaugrigard.

Ihm war übel. Ein spürbarer Schlag in die Magengrube.

Etienne de Vaugrigard.

Vor der Tür seines Zimmers blieb er kurz stehen, und als er sie dann öffnete, sah er in das Gesicht eines Fremden und in das Mündungsloch eines alten Armeerevolvers, der auf seinen Bauch zeigte.

Nach einem langen Moment des Schweigens, während dessen Gardiner ständig zwischen dem Brief und der Waffe hin und her blickte, sagte der Mann: »Was steht denn in Ihrem Brief, M'sieur? Er scheint Sie ja sogar von der Kanone abzulenken. Das finde ich wirklich ungewöhnlich.«

Gereizt durch das Eindringen des Mannes, sah Gardiner von dem Brief auf. Fast hatte er seine Anwesenheit wieder vergessen, als seine Aufmerksamkeit beharrlich wieder auf den Namen am unteren Rand des Briefes gelenkt wurde. *Etienne* ... Er kannte den Namen des ungebetenen Gastes nicht. Seine Waffe bewegte sich kaum merklich zur Unterstreichung des Gesagten.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Mein Name steht hier nicht zur Debatte, M'sieur. Ich bin gekommen, um mich um Sie zu kümmern.«

Der große Mann lächelte. Seine Körperhaltung war leicht verlegen, dachte Gardiner, aber seine Augen blitzten in eiskalter Professionalität. Noch jemand, der im Kampf gegen die Nazis im besetzten Frankreich sein Handwerk gelernt hatte. Und vielleicht auch in der Fremdenlegion oder bei der OAS.

Er saß mit dem Rücken zum Fenster, so daß ihn das Licht nicht blendete.

»Haben Sie etwas mit Perrier zu tun?« Die Augen des Mannes blinzelten nicht. »Und was ist mit Etienne de Vaugrigard?« Jetzt ein Blinzeln. Gardiner streckte ihm das Blatt Papier entgegen. »Hier steht es, schwarz auf weiß. Perrier ... er hat mir ein volles Geständnis geschickt ...«

Der Mann wirkte verdutzt. »Eine plumpe Fälschung«, meinte er.

»Sind Sie sicher?«

»Ich weiß nichts von Perrier – oder diesem anderen Mann.«

»Wieso streiten Sie es denn ab? Das ist doch völlig gleichgültig, nachdem Sie mich sowieso töten werden.«

»Letzteres ist mit Sicherheit richtig, M'sieur.« Der Lauf des Revolvers richtete sich wieder auf seinen Bauch.

»Dann können Sie es mir doch auch sagen.«

»Das Wissen könnte Ihnen den Mut der Verzweiflung verleihen. Ich möchte keinen Kampf.« Der Mann zuckte, wie in mitfühlendem Verstehen, mit den Achseln.

Die Unterhaltung hatte Gardiner wach gemacht. Sein Gehirn ging bereits mit rasender Geschwindigkeit sämtliche Möglichkeiten eines Überlebens durch. Wissen definierte sich als genaue Kenntnis von Entfernungen, Reaktionszeiten, Lichtverhältnisse, Zielgenauigkeit des französischen Revolvers. Eine Ironie des Schicksals, vermochte er sogar noch zu denken. Von einer Waffe zu sterben, die vor dem Weltkrieg in den Fabriken von Etiennes Großvater produziert worden war. Lächerlich.

»Ich verstehe«, sagte er schließlich. »Ich hoffe nur, Sie werden für diesen Job auch anständig bezahlt. Besser als diese Schweine, die mich in Rouen überfahren haben.« Inzwischen schwitzte er – ein erzwungener Anstieg der Körpertemperatur. Er mußte verängstigt, ja sogar unterwürfig wirken. Janvier nickte und lächelte. Gardiner stellte fest, wie sein Überlegenheitsgefühl, erst nur auf dem Besitz der Waffe basierend, nun durch die Angst in den Augen des Opfers noch zusätzlich verstärkt wurde. Dieses Gefühl beruhigender Überlegenheit würde ihm vielleicht helfen, die Exekution um Minuten hinauszuzögern.

»Wirklich ein Jammer, M'sieur. Sie tun mir richtig leid.« Langes Gerede; das hatte er wohl im Kino gelernt. Es war für ihn das erste Mal – oder zumindest fast. Der alte Revolver hätte ihm das sofort sagen sollen. Dieser Mann tötete aus der Entfernung; zumindest hatte er das lange Jahre getan. Sprengstoff, wahrscheinlich. An diese Art von Konfrontation war er

nicht gewöhnt, und er war nicht fähig, die zunehmende Befriedigung unter Kontrolle zu halten, welche ihm die Waffe verlieh. Gardiner mußte warten, die Augenblicke dehnen.

»Um Himmels willen, ich gebe Ihnen mehr als er, wer auch immer Ihr Auftraggeber ist.«

»Tut mir leid, M'sieur, aber das geht nicht. Ich habe mich mit den Bedingungen des Vertrages einverstanden erklärt und kann jetzt nicht einfach davon zurücktreten.« Diese kostliche Freude hielt nach wie vor an.

»Überlegen Sie sich's doch noch mal«, drängte Gardiner.
»Um Gottes willen, überlegen Sie es sich doch noch mal!«

Neuerlich schüttelte der große Mann seinen Kopf. »Man hat mir gesagt, Sie würden nicht betteln, M'sieur; daß es nicht einfach sein würde, Sie zu töten. Ich muß allerdings sagen, daß ich enttäuscht bin.«

Gardiner gewann. Er spürte, daß dieser Mann Angst hatte, daß er sich davor gefürchtet hatte, den Revolver zu benutzen, dem Opfer in die Augen sehen zu müssen. In der alten Gruppe in Rouen hatten sie so einen gehabt. Tod von zweiter Hand, und sie konnten das Gemetzel vertragen, sich sogar daran weiden. Aber sie hielten es nicht aus, das Blut sehen zu müssen, das Zucken der Körper, die im Tod wild verzerrten Gesichter.

»Um Himmels willen«, flehte er, »haben Sie denn gar keine menschlichen Gefühle? Ich möchte nicht so enden, von dieser Kanone in Ihrer Hand in Fetzen geschossen. Ich werde Sie bezahlen!«

Für einen Augenblick sah Gardiner die Geldgier in den engstehenden Augen aufblitzen – der Geruch der Versuchung. Und er spürte das Bewußtsein der Gültigkeit des Kontrakts, begleitet von der Befriedigung, welche ihm seine Hilflosigkeit bereitete. Dieser Mann war nicht käuflich; er würde ihn töten.

Sie waren drei Meter voneinander entfernt. So viel hatte er aus reinem Instinkt geschafft – eine Eingebung alter Reflexe.

Er saß auf dem frisch gemachten Bett; der Mann hatte es sich auf dem Stuhl bequem gemacht. Die weiche Bettfederung bot kaum Widerstand. Er konnte spüren, wie sie unter seiner Hand nachgab. Er hatte eine Chance, und nur diese eine. Ein Schuß aus dem alten Revolver würde voll ins Ziel treffen. Es war hoffnungslos.

»M'sieur, warum finden Sie sich nicht einfach mit den Tatsachen ab? Sie werden wohl oder übel sterben müssen.«

»Oh, mein Gott ...!« Gardiners Mund erzitterte. Während er Angst und Flehen auf seine Gesichtsmuskeln konzentrierte, setzte sich der restliche Körper unter die nötige Spannung. Er würde seine Augen schließen müssen – und seine Ohren. Das Krachen, und das Aufblitzen des Revolvers, nahe genug, ihn zu betäuben.

In dem Gefühl, ganz Herr der Lage zu sein, holte der große Mann ein Päckchen Zigaretten aus seiner Hosentasche. Allmählich wurde er dem winselnden Häufchen Elend vor sich gegenüber immer unvorsichtiger. Diese letzte Geste konnte er sich durchaus leisten. Er warf Gardiner das Päckchen Zigaretten, zusammen mit einer Schachtel Streichhölzer, in den Schoß.

»Rauchen Sie erst mal eine, M'sieur. Das wird Ihnen vielleicht helfen.« Sein breites Gesicht verzog sich zu einem hämischen Grinsen. Gardiner steckte sich eine Zigarette an und hielt das Päckchen noch in seiner Hand. Er deutete an, daß er es zurückwerfen würde, und tat das dann auch. Etwa dreißig Zentimeter zu kurz und zu niedrig.

Der Rauch befand sich immer noch in Gardiners Mund, wurde nun mit derselben Wucht ausgestoßen, mit der ein Skispringer in die Leere hinausexplodiert. Seine Hände gruben sich in das Bett, erspürten die Grenzen des Widerstandes der Federung, und dann sprang sein Körper vor. Janvier wollte unwillkürlich das Päckchen Zigaretten auffangen. Für einen Augenblick bewegte sich der Revolver zur Seite.

Und dann war Gardiner über ihm, der Stuhl nach hinten gedrückt, umkippend, der Körper des großen Mannes unter Gardiner ausgestreckt. Der Revolver krachte los, und sein Rauch stieg in Gardiners Nase. Er öffnete die Augen und sah das Gesicht des großen Mannes unter seinem; dann packte er das Handgelenk der rechten Hand und drückte den Lauf der Waffe von sich weg. Der Stuhl knickte unter ihnen ein, als er auf den Boden schlug.

Er mühte sich in einem geräuschlosen Universum ab, als er mit dem großen Mann rang. Das war eine Folge des Schusses. Er spürte, wie die fette Hand nach seinem Kinn griff, um es zurückzudrängen, worauf er nach den Augen zielte – das weiche Manschen der geleebartigen Masse, das Zittern, das er spürte, und der Schrei, den er nicht hören konnte. Er lehnte sich zurück, hielt immer noch das rechte Handgelenk und hieb quer über die weiße Kehle, die mit den Stoppeln einer schlechten Rasur ungeschützt vor ihm lag. Das Handgelenk in seinem Griff wurde schlaff, sackte zu Boden. Der schwere Revolver entglitt der Hand, und aus weiter Ferne hörte er das Geräusch seines Aufschlags.

Zitternd vor Erleichterung stand er auf, gleichzeitig noch ganz von der Erregung des Kampfes auf Leben und Tod erfüllt. Er sah nicht in die Augen des großen Mannes, noch auf den Kopf, der schlaff zur Seite hing. Um die vollen Lippen mischte sich Speichel mit kleinen Blutstropfen. Wie in einer Äußerung von Wut trat er mit dem Fuß gegen den Revolver, so daß er unters Bett schlitterte.

Er brauchte nur ein paar Minuten, um alles, was er brauchte, aus den Schränken und Schubladen zu räumen. Die meisten Kleidungsstücke ließ er zurück, nahm aber das Geld und die Ausweise an sich. Dann strich er sein Hemd und seine Hose glatt, wusch sich das Gesicht in kaltem Wasser und verließ das Zimmer. Perriers Brief steckte in seiner Brieftasche.

»Gardiner hat das Hotel verlassen, aber Janvier hat sich nicht blicken lassen.« Die Stimme am Telefon klang kühl, sachlich.

»L'Etranger«, der den Brief abgeschickt hatte, welcher angeblich von Perrier stammte, war wütend, aber gleichzeitig erleichtert. »Bedienen Sie sich Ihres offiziellen Status und gehen Sie rein, um herauszufinden, was passiert ist. Falls ›Plastique‹ tot ist, tun Sie, was Sie zu tun haben. Aber lassen Sie Gardiner Zeit, de Vaugrigard auf den Pelz zu rücken.«

»In Ordnung. Sie glauben also, er ist tot?«

»Natürlich. Dieser Idiot! Gardiner mit einer Knarre töten zu wollen. Er sollte sich lieber auf seine Spezialität besonnen haben.« Der Tonfall war barsch, sachlich. Hier war kein Platz für Mitleid; nur für eine gewisse Befriedigung, die richtige Wahl getroffen zu haben – Gardiner wurde seinem Ruf durchaus gerecht. »Also los, fangen Sie schon an!«

»Soll ich Ihnen sofort Bericht erstatten?«

»Selbstverständlich. Ich warte auf Ihren Anruf. Gardiner folgt doch jemand, hoffe ich?«

»Fouquier und Matisse; sie werden ihn bestimmt nicht aus den Augen verlieren.«

»Gut. Gardiner wird ungefähr zehn Minuten brauchen, um herauszufinden, wo de Vaugrigard lebt. Ich möchte auf alle Fälle sichergehen, daß er erst mit ihm spricht und ihn nicht sofort tötet. Aus diesem Grund enthielt Perriers Geständnis einen Hinweis auf eine weitere Person, die den Befehl erteilte.«

»Nicht schlecht«, kam der trockene Kommentar aus dem Hörer.

»Jetzt versuchen Sie schon herauszufinden, was passiert ist!«

Er blieb eine Weile an seinem Schreibtisch sitzen. Seine kräftigen Finger trommelten neben der Unterlage auf die Platte.

Schließlich ergriff er neuerlich den Hörer und wählte. Als sich eine Frauenstimme meldete, fragte er nach Etienne de Vaugrigard.

»Etienne«, sagte er, als er den raschen Atem am anderen

Ende der Leitung hörte, »Sie waren ein sehr böser Junge! Sie haben versucht, sich selbst zu schützen, obwohl ich Ihnen versprochen hatte, dies für Sie zu tun.« In seinem Ton lag spöttische Zurechtweisung und eine gehörige Portion Überdruß an Gott und der Welt.

»Was ... was meinen Sie damit?«

»Zu denken, ich wüßte nicht, daß ›Plastique‹ Perriers Cousin ist. Und dann noch beide für Ihre Zwecke einzuspannen. Übrigens sind sie jetzt beide tot.«

»Was?« Ein leises, erstickendes Geräusch am anderen Ende der Leitung.

»Gardiner hat eben sein Hotel verlassen. Und er wird nicht mehr dorthin zurückkehren. Henri Julien Janvier hat drinnen auf ihn gewartet. Er ist nicht wieder aufgetaucht. Ich fürchte also, er ist tot. Sicher können Sie schon heute abend in allen Zeitungen die Schlagzeile lesen: *›Plastique est mort!‹*« Er lachte trocken.

»Mein Gott ...«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich würde mich nicht wundern, wenn er gerade zu Ihnen unterwegs wäre, um Ihnen einen kleinen Besuch abzustatten.«

»Ich soll mir keine Sorgen machen ...?«

»Wir lassen ihn keine Sekunde aus den Augen. Er weiß, nach wem er zu suchen hat, und er wird mit Ihnen sprechen wollen – wenn er Sie nicht töten will. Er verfügt jedoch über Informationen, daß Sie über den wirklichen Verräter Bescheid wissen. Er wird auf jeden Fall erst mit Ihnen sprechen wollen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen nichts passiert. Ihnen droht also keine wirkliche Gefahr.«

»Woher weiß er von mir?« De Vaugrigard war dem Tod allen Muts verdächtig nahe.

›L'Etranger‹ tröstete ihn: »Das geht Sie nichts an. Warten Sie einfach nur auf seinen Besuch. Nichts weiter.«

Sorgfältig legte er den Hörer auf die Gabel zurück und lehnte

sich in seinem Sessel zurück. Alles verlief planmäßig. Gardiner, noch frisch von einem weiteren Mord, gierte nach Wissen. Sobald er es erlangt hatte, würde er nicht mehr zu bremsen sein. ›Wolf‹ und ›Wolverine‹ würden in ernsthafte Gefahr kommen. Es war ein kluger Schachzug gewesen, Gardiner auszuwählen. Die Lösung seines Problems mit einem Schlag. Mit zwei Schlägen, verbesserte er sich.

Und ›Wolverine‹ hielt sich im Augenblick in Paris auf. Vielleicht sollte er Gardiner auch in diesem Fall einen entsprechenden Hinweis zukommen lassen, sobald er mit de Vaugrigard gesprochen hatte.

Ein durchdachter Plan. Und ›Wolf‹ und ›Wolverine‹ waren so weit aufgestiegen, daß ihnen praktisch nichts mehr anzuhaben war. Jedenfalls hätte man sich ihrer nicht auf die übliche Weise entledigen können. Aber ein ehemaliger Agent aus dem Krieg – Türen würden sich auftun, weil er nicht wußte, daß sie dort waren. Und wer würde je gegen ihn Verdacht schöpfen?

Seine Sekretärin im nächsten Raum blickte von ihrer Arbeit auf, als er laut loslachte.

Wie in einer Pantomime des Abschließens, Aufräumens ordnete er die Papiere auf seinem Schreibtisch; dabei kam ihm ein Gedanke. Für einen Augenblick balancierte sein Verstand auf einem schmalen Grat, um sich im nächsten Moment in einem anderen Bewußtseinszustand eingebettet zu finden, als hätte Gardiners Persönlichkeit mit einemmal Zugang zu seinem Denken gefunden.

Er wählte die Nummer der Abhörzentrale und wartete ungeduldig, daß jemand den Hörer abnahm. Kräftige Finger trommelten auf die Schreibtischunterlage.

»Ja, Challot? Hören Sie. Ich möchte über jeden Anruf informiert werden, den de Vaugrigard in den nächsten Minuten macht. Alle Verabredungen, die er trifft; alle Namen, die er nennt. Haben Sie verstanden? Es ist dringend.«

Er legte den Hörer auf. Falls Etienne das Haus verließ, wür-

de er beschattet werden. Aber er würde sich bestimmt mit jemandem treffen – mit wem? »L'Etranger« hatte eine bestimmte Idee, wenn er sich auch nicht sicher war. Jedenfalls würde Etienne losrennen. Das war auch der Zweck seines Anrufes gewesen.

Aber was würde Gardiner tun? Aufgeputscht von Adrenalin, von Ego, hatte der Mann eben getötet. Es kochte noch in ihm. Würde er sich wirklich so weit beherrschen können, Etienne noch irgendwelche Fragen zu stellen?

Für einen Moment verspürte »L'Etranger« heftige Angst, hörte in den hintersten Windungen seines Verstandes gewaltige, massiv wirkende Bauten einstürzen. Selbst jetzt noch konnte alles schiefgehen, wenn Gardiner mordete, bevor er fragte.

»Merde«, murmelte er, und dann immer wieder: »Merde.«

Der Plan war einfach zu raffiniert. Menschen sind keine Roboter. Man kann nicht alles voraussagen. Die Gedanken schossen durch seinen Kopf – Klischees, die neu an Gültigkeit gewannen.

Das Telefon klingelte.

»Ja?« Zuckend, wie die einer Marionette, griff die Hand nach dem Hörer.

»Abhörraum, Chef.«

»Ja?«

»Er hat den Engländer angerufen – Latymer. Hat sofort ein Treffen mit ihm vereinbart.«

»Wo?«

»In dem Haus in der Rue de Madrid. Er hat einen nachmittäglichen Ausritt vorgeschlagen. Dann hat er ihn gebeten, sofort zu kommen.«

»In Ordnung.«

Er legte auf, dachte einen Augenblick nach, und dann kam ihm das Bild eines Mannes auf einem Pferd, gesehen durch das Visier eines Zielfernrohrs, in den Kopf – deutlich wie auf

Zelluloid, grell farbig. Als nächstes drückte er auf den Knopf der Sprechanlage und rief einen Mitarbeiter zu sich.

KAPITEL NEUN

Bewegung und Ruhe

In den Ställen der Reitervereinigung von Paris im Bois de Boulogne hielt Etienne de Vaugrigard für sich und seine Familie ein paar Reitpferde. Sein Haus in der Rue de Madrid lag fast direkt gegenüber einem der Eingänge in den Bois.

Latymer fühlte sich für das Treffen mit de Vaugrigard seltsam schutzlos und zugleich auf lächerliche Weise unangemessen gekleidet. Hellgelber Pullover, Reithosen, Reitstiefel, die von gutem Leder und Pflege knarrten. Die ganze Zeit über, während sie sich umkleideten, zum Bois gingen und zusahen, wie die Pferde gesattelt und ausgeführt wurden, sagte Etienne kein Wort, schien jedoch erfreut, daß Latymer dem Kleidungswechsel zugestimmt hatte.

Latymer wußte, daß Etienne Angst hatte; er behielt jedoch sein Schweigen bei, bis sie den Asphalt der Route de la Muette überquert und einen der Reitwege erreicht hatten, welche den Bois durchkreuzten.

»Was ist los, Etienne? Was beunruhigt Sie so, daß wir diesen Vorwand der Normalität nötig haben?« Er gestikulierte, Reitgerte und Zügel in den Händen. De Vaugrigard reagierte, als wäre er körperlich attackiert worden. Durch die mächtigen Bäume blitzte das Sonnenlicht, und er verhielt sich, als hätte es ihn nackt ertappt. Er ließ sein Pferd in Handgalopp fallen und ließ Latymer ein Stück hinter sich zurück.

Nach etwa hundert Metern holte Latymer ihn wieder ein. Mit einemmal versetzte Etienne de Vaugrigard ihn in Wut, und er hob seine Stimme.

»Etienne, ich habe Sie gefragt, was los ist? Dieses Getue führt doch zu absolut nichts!« Die Gangart der Pferde beschleunigte sich, wobei Latymer diesmal de Vaugrigards Ausbruchsversuch vorwegnahm. »Was, zum Teufel, ist los?

Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, werde ich das tun.«

Für einen Augenblick schien seine Stimme Etienne zu beruhigen. Ganz plötzlich zügelte er sein Pferd, so daß Latymer sich auf seiner Stute nach ihm umdrehen mußte und sie wieder langsam neben den Franzosen führen mußte. Als er in das Gesicht de Vaugrigards blickte, sah er dort Muster der Verwirrung über seine Züge jagen, als strichen Jahre über sein Gesicht.

»Ich muß unbedingt mit Ihnen darüber sprechen, Hilary – über Richard Gardiner.«

»Was? Über Richard?«

»Ich habe Sie vorher angelogen!«

Das Geständnis klang hysterisch, fast weiberhaft. Sie hatten in einer Lichtung angehalten. Durch das aufgebrochene Dach aus Zweigen strömte in gelb-weißen Strahlen Sonnenlicht ein. Die zwei Pferde begannen, an sich gegenseitig und am Gras mit den Nüstern zu reiben. Zwei Herren mittleren Alters während eines Nachmittagausritts – glücklich, über die nötige Zeit und das entsprechende Einkommen zu verfügen. Latymer schob die plötzliche Illusion der Ruhe von sich.

»Und was ist mit ihm?«

Eine Tür war aufgegangen; Gardiners Name schien wie ein Zauberspruch zu wirken.

»Ich ... ich bin derjenige, nach dem er sucht, Hilary!« Die Worte platzten aus ihm heraus wie aus einem Kind, das sich immer mehr in die Fragen seiner Eltern verstrickt sah – eine intensive Erfahrung; ganze Jahre, komprimiert in ein paar knappen, angespannten Worten.

»Sie? Was meinen Sie damit: Sie wären derjenige, nach dem er sucht?«

»Er will mich töten! Wie soll ich es Ihnen denn noch sagen?« Dies war eine der dringlichsten Begegnungen, die Latymer je erlebt hatte. Ein Kegel des Schweigens umhüllte die beiden Männer. Wellen der Wut, der Angst, der Scham, ausgehend von de Vaugrigard, wogten gegen die Wolle seines hellen Pullovers.

»Warum?«

»Ich habe ihn verraten. Ich war der Verräter!«

»Sie?«

Entschuldigung, Rechtfertigung, Gebote – sie fingen nun, nach dem Geständnis, zu strömen an. Die zerrissene Maske wurde wieder aufgesetzt. »Ich ... mußte Renaud der Gestapo in die Hände fallen lassen, und Gardiner sollte der Beweis sein, daß das Ganze nicht Teil eines Planes war – um dem Ganzen größere *Wahrscheinlichkeit* zu verleihen!« Er spuckte die letzten Worte fast aus.

»Mein Gott ...« hauchte Latymer, und dann durchwogte ihn die Verachtung wie eine eiskalte Welle. »Warum haben Sie das getan?«

»Die Gruppe – Befehle ... Ich war Mitglied der ›Wolfgruppe‹, Hilary. Sagt Ihnen das etwas? Die ›Wolfgruppe‹ – wissen Sie, welches ihre Zielsetzungen waren?«

Latymer nickte. Sein Gesicht verzog sich wie bei einem Kind, das sich an eine schwierige Lektion erinnert – die Algebra geheimen Verrats.

»Ja – antikommunistisch, nicht wahr? Nur Gerüchte ...« Und dann, gepackt von der Intimität der Enthüllung: »Waren Sie dafür rekrutiert?«

»Ja, ja. Ich ... ich habe viele Kommunisten an die Gestapo verraten. Das war meine Funktion. Renaud sollte der Gestapo den Standort von ›Duroc‹ verraten, um die Erhebung in Paris zu unterbinden – deshalb habe ich es getan. Ich hatte keine Wahl!«

Ohne eine Spur von Mitgefühl sagte Latymer: »Wer hat den

Befehl dazu erteilt, Etienne? Wer?«

De Vaugrigards Gesicht verschloß sich. Nicht mehr zwei Männer mittleren Alters. Einer von ihnen war zusammengeschrumpft – ein uraltes Wesen in einem Sack aus Haut.

»Das sage ich Ihnen nur, wenn Sie mir versprechen, mir zu helfen.«

»Wie soll diese Hilfe aussehen?«

»Sie müssen mich schützen.«

»Mein Gott, Etienne ... wissen Sie eigentlich, was mit Richard in den Kellern der Avenue Foch geschehen ist – mit all den anderen, die Sie dorthin geschickt haben?« Latymer spürte seine moralische Temperatur ansteigen; die Verdammung erstickte ihn. »Sie wollen, daß ich Ihnen dabei helfe, Ihre erbärmliche Haut zu retten?« Er machte eine Pause. »Nein,« sprach er schließlich, wie zu sich selbst, weiter. »Nein. Wie sollte ich Ihnen auch helfen können? Ich weiß nicht einmal, wo Richard im Augenblick ist.«

»Sie müssen mir helfen. Das ist nämlich noch nicht alles. Es spielt auch noch etwas aus der Gegenwart herein – etwas, das mit dem Jetzt zu tun hat ...« De Vaugrigards Tonfall war berechnend; sein Pferd rückte näher, streifte verschwörerisch gegen die Flanke von Latymers Stute.

»Das soll noch nicht alles sein?«

Und er bemerkte den Schatten einer Bewegung am Rand der Lichtung.

»Ja, das ist noch nicht alles. Aber Sie müssen mir versprechen ...«

»Ich ...«

Ein Hemd oder ein Pullover, in einem Lichtbündel aufleuchtend. Die kaum merkliche Bewegung eines Busches. Plötzlich ein anderes Bild – dasjenige, welches mit der Nacktheit zu tun hatte, mit dem guten Ziel, das er in der bunten Kleidung abgab; für einen Moment fragte er sich, ob de Vaugrigard ihn absichtlich zum besseren Ziel gemacht hatte, indem er selbst unauffäll-

liges Oliv trug.

Er war aus den Büschen gekommen – das gehörte dazu, die aufrechte Haltung der Exekution, nicht der feige Mord aus dem Hinterhalt. Richard. Latymer schnappte nach Luft, und dann spürte er einen Schmerz seitlich an seinem Kopf, als wäre er von der Schußwaffe getroffen worden, die Gardiner steif von sich gestreckt hielt. Exekution.

De Vaugrigard, als er etwas in seinem Gesicht bemerkte, wandte sich zur Seite, um seinen Blicken zu folgen. Sah Gardiner.

»Sie ...« flüsterte er in einem Ton, der Latymer anzuklagen schien.

»Richard! Hören Sie ... hören Sie mir bitte zu!«

Er schien alle Zeit in der Welt zu haben. Latymer konnte sogar aus dreißig Metern Entfernung den Gedanken hinter Gardiners Lächeln sehen. Er konnte die Worte sich bilden sehen, als er sich entschied, daß ein Gespräch ein durchaus nutzbringender Aufschub sein konnte.

»Hilary! Hören Sie auf, ihn mit Ihrem Pferd zu decken zu versuchen. Wenn nötig, töte ich Sie beide.« Die Worte kamen fast sanft aus seinem Mund. Autorität, Gewißheit trug sie mühelos über die stille Lichtung. Laut summte eine Fliege um den Kopf der Stute. Latymer, die stetig auf sie gerichtete Waffe im Auge, vermied es, nach ihr zu schlagen, als sie um seine Ohren flirrte. Eine Schweißperle rann de Vaugrigards glatte Schläfe auf die dicke Backe herab. Auch er schien unfähig jeder Bewegung, oder zumindest sehr vorsichtig.

»Richard, lassen Sie uns doch miteinander reden. Sie müssen verstehen ...«

»Verstehen? Ich verstehe sehr gut. Sie wollen alles schön auf der üblichen, zivilisierten Ebene des Anstands halten. Machen Sie sich keine Sorgen. Die Parkaufsicht wird ihn nicht lange hier liegen lassen. So etwas mögen die Touristen nicht!«

»Warten Sie ...!« De Vaugrigard, ein unterdrückter Schrei.

»Ach. Er scheint etwas zu unserem Gespräch beitragen zu wollen. Ja, Etienne?«

»Ich ... hatte Order ... Order von oben, begreifen Sie das denn nicht? Ich kann Ihnen Namen nennen.«

»Namen? Lautete Ihre Order auch, mich zu alledem auch noch in Rouen zu töten zu versuchen?«

Latymer hörte das Dröhnen der Stimme, hörte die Worte von einer Wand in seinem Kopf abprallen, an Lautstärke und Dringlichkeit zunehmend. Mit jedem Augenblick rückte Gardiner dem Mord näher.

Das Pferd zuckte zurück, stampfte unter ihm; es reagierte die Spannung, die es spürte, durch seine Schenkel ab.

»Nein, Richard – Sie müssen mich anhören – Sie müssen!«

Ihn überkam neuerlich das Gefühl der Ohnmacht, das er auf der Place du Parvis, den Blick auf Notre Dame gerichtet, verspürt hatte. Er würde bei diesem Ritual nichts weiter als ein Zuschauer sein.

Und dann bewegte sich de Vaugrigard. Irgend etwas in ihm war ausgeklinkt, so daß nur noch panische Flucht in ihm übrig war. Das Pferd bäumte sich auf und schoß im Galopp davon. Die erste Kugel pfiff hörbar an Latymer vorbei, als er seinem Pferd auf Gardiner zu die Sporen gab und seine Gestalt zwischen Schütze und Ziel schob. Die zweite und die dritte schienen de Vaugrigard zu verfehlen, als er die Bäume zu Latymers Rechter erreichte. Und dann war Gardiner noch etwa sieben Meter vor ihm; er gab dem Pferd weiter die Sporen, von einem Wahn der Erleichterung befallen. Er beobachtete, wie sich die Waffe auf gleiche Höhe mit dem buntfarbenen Pullover hob – und sich dann plötzlich wieder senkte, um zweimal eine Stichflamme auszuspucken.

Das Pferd stürzte unter ihm, brach in lautes Wiehern aus. Wild um sich schlagende Beine und Hufe, während er aus dem Sattel glitt – nach vorne und weg von dem strampelnden Pferd. Seine Schulter und sein Kopf schlugen auf den Boden. Außer

Atem, geblendet von plötzlicher Dunkelheit. Die Schreie des Pferdes wurden mit einemmal schwächer, jedoch zugleich eindringlicher, wie auch die Schmerzen in seinem Kopf zunahmen, das Bemühen, seinen verlorenen Atem wiederzuerlangen.

Ein Schuß und Stille von selten des Pferdes. Ein Schatten zwischen seinen geschlossenen Lidern und dem grellen Licht. Dann gab er den Kampf um Atem auf und ließ sich in das Dunkel fallen, das ihn erwartete.

Richard Gardiner schauderte immer noch von den Schreien des Pferds. Er mußte es abstellen, dieses unmenschliche Wimmern, diesen weiten Bogen dunkelroten Blutes, welches aus der Brust des Tieres drang und über Latymers Reitstiefel und Pullover spritzte. Mit einem Gefühl momentaner haßerfüllter Frustration sah er auf Latymer hin und wandte sich dann um. In der Stille nach den Schüssen konnte er ganz schwach den Hufschlag von de Vaugrigards Pferd in der Ferne verhallen hören.

Er begann zu laufen, der Atem oder die Emotionen in seiner Kehle pulsend, schob im Laufen neue Patronen in die Browning. Er war wütend, daß er de Vaugrigard hatte töten wollen, in der wundervoll arrangierten Unschuld der sonnenbescheineten Lichtung, dazu verleitet durch den Anblick seines Gesichts, des blühenden Körpers, der teuren Kleidung, der spürbaren Angst.

Ohne ihm eine einzige Frage zu stellen – obwohl er wußte, daß Etienne von anderen wußte. Da waren immer andere, hinter ihm und wieder hinter ihm, immer andere, die sich wie eine Kette von Gespenstern im Nichts verloren ...

Er schüttelte den Kopf, um wieder einen klaren Gedanken fassen zu können. Er blieb stehen, um zu lauschen. Nichts, kein Hufschlag. Wild entschlossen blickte er um sich, als spürte er feindliche Gestalten sich ihm nähern. Welche Richtung? Was sollte er jetzt tun?

Stallungen, Haus, Wagen – lauf, lauf, lauf ...

Logik des Überlebens. Es mußte sein.

Gardiner begann zu laufen, auf dem gleichen Weg zurück, den er gekommen war, auf den Ausgang vom Bois zur Rue de Madrid zu.

»Was ist los?«

Challots Stimme knackte blechern über die Sprechfunkanlage des Wagens.

»Wir wollten eben einschreiten. Er hatte de Vaugrigard und den Engländer bereits gestellt. Aber Etienne ist ausgebüchst, und er hat ihn mit seinem einzigen guten Schuß verfehlt.«

»Wo sind Sie jetzt?« »L'Etranger« betrachtete durch die Windschutzscheibe die Autos, die vor ihm den Carrefour des Sablons überquerten, etwa einen Kilometer von der Stelle entfernt, wo Gardiner versucht hatte, sein Opfer zu töten. Die Windschutzscheibe war milchig trüb; und er stellte fest, daß seine eigene Anspannung, obwohl die Luft trocken und warm war, im Innern des Wagens zu Dampfbildung geführt hatte. Sein Fahrer lehnte gelangweilt gegen den Kotflügel, rauchte eine Zigarette und betrachtete dabei die Passanten, als übte er sich in der Kunst der Beobachtung oder Lüsternheit.

»Das Haus in der Avenue Madrid in Sicht, Chef. Er ist vor etwa zehn Minuten rein.«

»Haben Sie Gardiners Wagen entdeckt?«

»Nein.«

»Wo steckt er?«

»Auf dem Weg hierher. Posten drei hat sich vor einer Minute gemeldet.«

»Wenn nötig, halten Sie ihn auf. Er darf de Vaugrigard auf keinen Fall erwischen, bevor er nicht wieder etwas zur Besinnung gekommen ist. Was ist mit dem Engländer?«

»Er liegt immer noch da, wo er vom Pferd gestürzt ist. Aber ihm fehlt weiter nichts. Einer der Posten hat ihn sich angese-

hen. Er hat eine Gehirnerschütterung, aber keine Brüche.«

»Gut. Um ihn brauchen wir uns also vorläufig nicht mehr zu kümmern. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Etienne das Haus verläßt. Falls Gardiner nichts unternimmt, beschatten Sie die beiden, aber greifen Sie nicht ein.«

»Verstanden.«

»Kanal bleibt offen.«

›L'Etranger‹ fühlte sich ruhiger. Er hatte es geschafft, die Konsequenzen der Konfrontation zu vermeiden. Gardiner hatte Etienne nicht getötet, und nun würde Etienne entweder bei seiner Geliebten oder in seinem Château Unterschlupf suchen. In beiden Fällen würde Gardiner ihm folgen. Er glaubte nun nicht mehr, daß Gardiner Etienne auf der Stelle töten würde. Mit jeder Minute, die verstrich, wurde der Engländer ruhiger, überlegter. Er wartete. Der offene Kanal gab ein insektenartiges, summendes Störgeräusch von sich. Er ertappte sich dabei, daß er ständig auf das Mikrofon neben sich sah.

Seine Zuversicht war, wie er sich nun eingestehen mußte, von Gardiner recht beträchtlich erschüttert worden. Ja, erschüttert ...

Nach Angaben Challots hatte die Menge Blut, die aus dem toten Pferd geflossen war, einem der Posten Übelkeit verursacht. Irgendwie war das Bild des verendeten Tieres ein adäquater Ausdruck Gardiners. Ein Zittern durchlief die Hand von ›L'Etranger‹.

»Chef? Er macht sich auf die Socken. Im Sportwagen seiner Tochter. Er fährt auf dem Boulevard Maurice Barres in Richtung Stadt.«

»Beschatten Sie ihn. Wo ist Gardiner?«

»Nichts von ihm zu sehen.«

»Sämtliche Einheiten ... ich möchte sofort einen Bericht ... wo steckt Gardiner ...?«

»Warten Sie, Chef! Das ist er. Er ordnet sich gerade vor uns in den Verkehr ein. Er muß irgendwo in der Nähe des Hauses

geparkt haben, in der Rue du Bois.«

»Sind Sie sicher, Challot?«

»Ja, Chef. Das ist er.«

»Alle Einheiten – zwei Wagen, Beschreibung folgt, in den Boulevard Maurice Barres. Nicht eingreifen, aber lassen Sie sich auch nicht abschütteln. Challot, geben Sie ihnen eine Beschreibung durch.«

Er legte das Mikrofon beiseite, während Challot die zwei Wagen beschrieb – den grauen Simca und den blauen Ferrari, wobei letzterer kaum zu übersehen war –, und trommelte nervös gegen die Windschutzscheibe. Sein Fahrer schnippte seine Zigarette auf die Straße und klemmte sich hinters Steuer.

Mühevoll schleppte sich Hilary Latymer über die Lichtung. Er übergab sich und zog sich dann an der kühlen, rauen Rinde eines Baumstamms hoch, bis er auf den Beinen stand. Er preßte seine zitternden Wangen gegen die Rinde, rieb sich daran, als wollte er seine Haut abstreifen. Die Regelmäßigkeit dieser Bewegung, ihre Eindringlichkeit, befreite ihn von dem Bild des Pferdeleichnams und der schrecklichen Wolke von Fliegen, die sich an seinem Blut labten. Und sie linderte auch etwas den hämmernden Schmerz der Gehirnerschütterung in seinem Kopf.

Er wollte nichts unternehmen. In seiner Resignation schwang ein Teil Angst mit. Gardiner, die Waffe von sich gestreckt, die Schüsse abfeuernd, hatte ihn verängstigt. Der Aufprall auf die trockene, harte Erde hatte etwas aus ihm vertrieben, hatte ihm zusammen mit dem Atem auch die Entschlossenheit geraubt. Er wollte ihm nicht mehr in die Quere kommen.

Er starre auf den blutverschmierten Pullover und die verdreckten Stiefel und Reithosen; und er wußte, daß er weiter in die Sache verwickelt blieb. Über ihn war Blut vergossen worden, und damit wurde er zu einem Mitglied dieser unseligen Bruderschaft, welche Etienne de Vaugrigard und Richard

Gardiner umfing. Diesem Einfluß würde er sich nicht so ohne weiteres entziehen können.

Die Leute, an denen er vorbeikam, als er sich auf den Weg zum Ausgang zur Avenue de Madrid machte, starrten ihn verwundert an, machten jedoch keinerlei Anstalten, ihn aufzuhalten. Das Blut stammte möglicherweise von ihm, und sie spürten die Dringlichkeit, mit der er leicht unsicher vorwärts taumelte.

Ein Wagen hupte, dann ein zweiter, und er mußte fast kichern über das Schauspiel, das er bot, über die Trunkenheit seiner Überquerung der Avenue de Madrid. Und dann, Jahrhunderte oder Augenblicke später, nachdem er, auf dem Boden liegend, wieder zu Bewußtsein gekommen war, hämmerte er irgendwie gegen die Eingangstür des imposanten weißen Hauses und schrie, so laut er konnte, obwohl er seine ungewohnt klingende Stimme wie inmitten einer tobenden See zu hören glaubte.

»Etienne! Geneviève! Um Himmels willen, lassen Sie mich rein! Etienne! Geneviève!«

Er hämmerte so verzweifelt auf die Tür ein, daß er fast vorüber in den Hausflur gestürzt wäre, als ihm ein verängstigtes Hausmädchen öffnete. Er stolperte, versuchte, das Gleichgewicht wieder zu erlangen, und riß dabei eine Vase von einem kleinen Tischchen. Ein Teppich glitt ihm unter den Füßen davon, und er stürzte flach zu Boden. Fast hätte er von neuem zu kichern begonnen. Er blickte auf, um Geneviève auf der Treppe stehen zu sehen, ihr Gesicht eine angespannte, tadelnde Maske. Er blinzelte, starnte, und die Maske wurde von tief gefurchten Linien der Angst, der Panik, des Nichtwissens, des Schocks durchzogen. Sie kam die Treppe herab und kniete sich neben ihn.

»Sie sind ja verletzt!«

»Nein, nein – Ihr Pferd. Es ist tot.«

Sie platzte heraus: »Er wollte mir nicht erzählen, was Ihnen

zugestoßen ist.« Es war, als hätten sie beide eine Vertrautheit hergestellt, welche ihren Mann ausschloß.

»Ist er hierher zurückgekommen?«

»Ja, ja. Er hat den Kopf verloren. Was ist passiert, Hilary? Er wollte mir nichts erzählen!«

»Jemand hat versucht, ihn umzubringen. Helfen Sie mir bitte auf; offensichtlich ist mir etwas schwindlig geworden ...«

Die zwei Frauen beugten sich zu ihm hinab und zerrten ihn hoch, so daß er gegen die Tapete lehnte, die er vermutlich verschmutzte. Geneviève vor sich, wurde er sich dessen bewußt. Er schüttelte den Kopf, der drohte, sich aufzublasen, zu explodieren oder sich aufzulösen – was nun genau, konnte er nicht entscheiden.

»Danke. Wo ist er hin?«

Für einen Augenblick war er sich nicht sicher, ob sie es wußte. Ein innerer Kampf, gefrorene Würde, von plötzlicher Panik befallen, vielleicht durch den Anblick getrockneten Blutes – vielleicht auch die Erinnerung an das Gesicht ihres Mannes, als er das Haus betreten hatte. Sie gestand sich ein, etwas zuzulassen, das sie in der Regel zu ignorieren pflegte, tief in ihrem Innern begraben; und nun ließ sie es sogar vor dem Hausmädchen zu.

»Vielleicht kann ich ihn noch retten«, drängte Latymer. »Sie müssen mir sagen, wo er sein könnte.«

»In der ... Faubourg St. Honoré. Er hat dort eine Wohnung. Dorthin wird er gegangen sein. Das ist seine ... *Geheimadresse!*« Der Stolz, die Unfähigkeit, eine Schwäche zu zeigen, kehrte plötzlich wieder zurück, verschloß ihr den Mund, trocknete jedes Gefühl aus ihrem Gesicht.

»Die Hausnummer?« fragte er mit atemlosem Drängen. Sie nannte sie ihm, worauf er sich zur Tür wandte.

»Ich könnte noch rechtzeitig die Wohnung erreichen – wenn ich mich beeile. Sagen ... sagen Sie im Moment der Polizei noch nichts. Verstehen Sie, das ist keine Sache, welche die

Polizei angeht.«

Sie nickte, erstarrt wie eh und je; sie hatte die Gefühle von vorher bereits wieder vergessen. Das Hausmädchen zählte nicht, existierte nicht. Für einen Augenblick tat sie Latymer leid. Dann öffnete er die Tür und verließ das Haus.

Der Nachmittagsverkehr war sehr dicht, und er brauchte mehr als eine halbe Stunde in die Faubourg St. Honoré. Nach weiteren zehn Minuten bog er in den Hof des Wohnhauses ein. Etwas in ihm schien abzurutschen, als hätte es die ganze Zeit auf seinem Brustkorb balanciert und polterte nun in die Magengrube – ein Eisblock –, als er feststellte, daß in dem Hof außer einem Citroën keine Autos geparkt waren.

Die hölzerne Tür, welche in das Haus führte, stand offen, so daß der Fuß der Treppe zu sehen war, die zur Wohnung von Etiennes Freundin führte. Er öffnete das Handschuhfach, tastete nach der Waffe, fand nichts, und schließlich fiel ihm mit traniger Schwerfälligkeit ein, daß er sich in der Botschaft keine Schußwaffe hatte geben lassen. Fluchend stieg er aus und überquerte den Hof.

Am Fuß der Holztreppe blieb er stehen. Mühsam, unter lächerlichen Anstrengungen, zog er die Reitstiefel aus. Dann begann er, die Treppe hinaufzusteigen; er machte jeden Augenblick eine Pause. Das Wohnhaus schien still, unnatürlich still, und ihn überkam eine momentane Übelkeit, die er nur allmählich mit seinen Ängsten vor dem Kommenden in Beziehung bringen konnte.

Die Tür zu der Wohnung stand offen. Er blinzelte durch den Spalt in das schattige Innere, als wären dort die Vorhänge vorgezogen. Dann stieß er die Tür auf – ganz langsam. Ein kurzer, mit einem Teppich ausgelegter Flur, massive Holztüren, alle geschlossen bis auf eine. Ein Raum, in dem die Vorhänge vorgezogen waren. Er bewegte sich ganz langsam, die strumpfsockigen Füße lautlos auf dem dicken Teppich.

Es war das Schlafzimmer. Er wartete, wie es ihm schien, endlos, bis er die Tür auf stieß.

Zum Glück schien das Mädchen mehr verängstigt als verletzt. Er brauchte fünf Minuten, um sie zu finden, nachdem er in sämtlichen anderen Räumen nachgesehen hatte, bevor er wieder ins Schlafzimmer zurückkehrte. Sie befand sich in einem der Einbauschränke und rollte ihm vor die Füße, Hände und Beine gefesselt. Ihre Augen starnten entsetzt zu ihm auf, als er drohend über ihr stand. Er beugte sich zu ihr hinab – ihre Haut schien sich angeekelt vor seiner Berührung zurückzuziehen –, dann löste er die Knoten und nahm ihr lächelnd den Knebel aus dem Mund.

»So ist es gut«, wiederholte er immer wieder, als spräche er mit einem Hund oder einem kleinen Kind. »Ist ja alles gut jetzt, ist ja alles gut.« Eine dringende Aufforderung saß ihm im Rücken, körperlich spürbar wie ein Angreifer, aber er wußte, er würde dem Mädchen keinen Schrecken mehr einjagen können. Das hatte bereits Gardiner getan, um herauszufinden, was er wissen wollte.

Er holte ihr einen Cognac und ertappte sich dabei, daß er auf dem Weg durch die Wohnung nach Blutspuren Ausschau hielt, während etwas anderes in ihm die Kosten für die Einrichtung der Wohnung abschätzte.

Das Mädchen würgte an dem Cognac, drückte aber das Glas gegen ihre Brust. Ihre hohen Backenknochen und ihre bloßen Arme wiesen leichte Abschürfungen auf. Sie trug nur ein dünnes, ärmelloses Kleid. Die Reaktion auf die Geschehnisse ließ sie in dem heißen, stickigen und verdunkelten Schlafzimmer erschauern.

Latymer saß in ungeduldigem Schweigen vor ihr, bis er sagte: »Erzählen Sie mir nicht, was passiert ist, Ma'moiselle. Ich will nur wissen, wo Etienne hin ist – nichts weiter.« Irgendwie gelang es ihm nicht ganz, jede Dringlichkeit aus seiner Stimme zu verbannen, und sie machte einen verängstig-

ten Eindruck. Gardiner hatte ihr so ziemlich diesselbe Frage gestellt, und seine Hand hatte sie geschlagen. Das Mädchen schien seine Hände zu beobachten, die er in seinem Schoß verschränkt hatte, während er auf dem Bett saß. Er hielt sie sehr ruhig.

»Jemand ist ihm hierher gefolgt; aber wo ist er dann hin ...? Was haben Sie dem anderen Mann gesagt? Wo ist er hin?«

Er sah die Schuld und die alles überwältigende Angst. Als hätte jemand die Wände niedergerissen, die Wohnung kurz und klein geschlagen. Sie war wehrlos.

»Nein«, war alles, was sie sagte.

»Doch«, bestand er. »Sagen Sie mir, wo Etienne hin ist.«

Er spürte, daß er sie möglicherweise würde schlagen müssen, und diese Vorstellung stieß ihn ab. Eine Wiederholung dessen, was Gardiner gemacht hatte, und sie würde Etienne neuerlich verraten. Er begann, sich innerlich zu stählen, während sein Drängen zunahm und ihre Hilflosigkeit immer mehr zu sturem Trotz wurde.

Schließlich sagte sie: »Er ist aus der Stadt – in sein Château.«

»Wo liegt das?« fragte er. Ihre Augen wanderten durch den Raum, suchten nach einem faßbaren Zeichen der Geborgenheit, Sicherheit.

Unbeholfen stand sie auf, verschüttete dabei etwas Cognac auf den braunen Teppich und begann, in einer Schublade zu wühlen. Schließlich hielt sie ihm schweigend ein Foto entgegen. Er betrachtete den Schnapschuß und wendete ihn in seinen Händen. Azay-le-Rideau. Er blickte zu ihr auf, aber sie bot ihm keinerlei Informationen an; sie spürte, daß ihr Schweigen ihr einziger Schutz war. Selbst das Datum, an dem der Kaufvertrag abgeschlossen worden war, prangte auf der Rückseite des Fotos. Vermutlich war das Mädchen nie dort gewesen, aber Etienne hatte sich vor ihr damit großgetan – wie vermutlich auch vor einer Menge anderer Leute.

Rasch verließ Latymer den Raum und ergriff das Telefon im Wohnzimmer. Er wählte die Nummer der Botschaft und starnte das Foto an, während er wartete.

»Hawthorne? Geben Sie mir McNeil.« Neuerliches Warten. »McNeil, ich brauche die genaue Lage eines kleinen Château, das Etienne de Vaugrigard gehört – es liegt irgendwo im Loire-Tal. Ja, sofort. Wo? Ich verstehe. Und noch etwas, McNeil, ich werde eine Waffe brauchen. Einen Revolver, keine Automatik. Unterschreiben Sie die nötigen Formulare und bringen Sie sie so schnell wie möglich in die Rue de Castellane.«

Er legte den Hörer auf. Fünfundzwanzig Kilometer von Tours, am Indre, hatte ihm McNeil sofort gesagt. Alles weitere würde für ihn bereit sein, sobald er sich umgezogen hatte. Zusammen mit der Schußwaffe.

Er ging ins Schlafzimmer zurück. Das Mädchen saß zusammengekauert auf dem Bett und klammerte sich an etwas, das er schließlich als ein Abendkleid identifizierte. Rosa, elegant, zerknittert inzwischen, aber ein teures Modell. Er fragte sich, wie oft sie wohl Gelegenheit fand, ihren kleinen Trostspender zu tragen. Sie sah nicht zu ihm auf. Er ließ sie allein zurück und schloß die Tür hinter sich.

Richard Gardiner hatte seinen Wagen in einiger Entfernung vom Château geparkt. Es war einfach zu finden gewesen – genauso einfach, wie er dem Mädchen die Information entlockt hatte; er hatte ihr nur ein paar leichte Schläge gegeben. Obwohl sie nie hier gewesen war, schwor sie, sie könnte seine genaue Lage beschreiben, und schilderte sie ihm sogar detaillierter, als dies nötig gewesen wäre.

Er hatte die Wohnung beobachtet, bis Etienne de Vaugrigard sie verließ und eilig über die Faubourg St. Honoré davonfuhr. Erst dann hatte er das Haus betreten, von neuem zuversichtlich und hoffnungsvoll, daß er den Mann nicht aus den Augen verloren hatte, während er ihn gleichzeitig in dem Glauben

ließ, ihm gegenüber im Vorteil zu sein, einen Vorsprung zu haben. Seine junge Geliebte war genauso, wie er das erwartet hatte, und sie konnte ihm die gewünschten Informationen geben. Er hatte sie geschlagen, da er in Eile war; außerdem war in ihm neuerlich etwas von der Raserei aufgeflackert, die er im Bois de Boulogne verspürt hatte. Er beschädigte etwas, das seinem Verräter gehörte. Die Tatsache, daß das Mädchen ohnmächtig wurde, ersparte ihr vermutlich weitere Schläge.

Aber nun hatte er sich wieder fest im Zaum. Er wünschte nichts mehr, als seinen Spähposten, einen mit Bäumen bestandenen Hügel über dem Château, zu verlassen und dem Mann gegenüberzutreten – ihn zu töten; ihn vor sich auf den Knien rutschen zu sehen; ihn zu demütigen, zu verletzen, in Todesangst zu versetzen ... Worte der Macht kreisten in seinem Kopf, hypnotische Pendel, denen sein nach innen gerichteter Blick folgte, bis ihre Umrisse verschwammen, bis die Worte wie das Blut in der Finsternis hinter seinen zusammengepreßten Augenlidern trommelten.

Nur eines hielt ihn an dem Platz zurück, an dem er sich eingerichtet hatte, von dem aus er auf das Spielzeughaus und den winzigen Spielzeugwagen hinunterspähte, welcher davor geparkt stand – der Gedanke, daß sich in diesem Haus ein Mann aufhielt, der Angst hatte.

Er nährte sich an de Vaugrigards Angst. Er war – mit Ausnahme einer Haushälterin vielleicht – allein. Und der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu. Der Schatten des Hügels kroch über den Rasen auf das Haus zu, als wollte er es verschlingen. Die Stellung, die er eingenommen hatte, seine Teilnahmslosigkeit und sein Gefühl der Macht und Überlegenheit waren es, was er genoß.

Er dachte an nichts anderes als an die Vernichtung de Vaugrigards. Sein Gesichtskreis hatte sich in einem Maße eingeengt, daß es für ihn keine moralische Perspektive mehr gab, daß sich ihm keine Fragen mehr stellten, was seine und de Vaugrigards

Motive anbelangte. In der Vergangenheit hatte es Zeiten gegeben, da er sich, unfähig zu schlafen, auf seinem Bett herumgewälzt hatte, weil aus der Dunkelheit Bilder seiner Vergangenheit, zusammen mit dem Gestank der Gegenwart, wie Eindringlinge oder Sukkuben über ihn hergefallen waren. Aber nicht in diesem Augenblick. Nun gab es nichts, woran er hätte denken können, als an den Tod des Mannes in dem Spielzeughaus unter ihm – sobald die Dunkelheit hereingebrochen sein würde.

Und von seinem Beobachtungsposten aus, hoch über dem Spielzeughaus, würde es ganz einfach sein, ganz einfach, diesen Spielzeugmann unter seinem Fuß zu zertreten – wie ein Insekt.

Latymer überquerte den Autobahnring, der sich um die Stadt legte, und fuhr in Richtung Orly, bevor er die A 10 in südwestlicher Richtung nach Chartres nahm. Er hatte bereits das Gefühl, durch eine Traumlandschaft zu fahren. Der Straße haftete etwas Unwirkliches an, selbst als er zwei im Straßen graben ineinander verkeilte Wagen passierte und die alltäglichen grauen Decken, welche die gestaltlosen Formen am Straßenrand bedeckten. Den Szenen, durch die er sich bewegte, haftete keine *Farbe* an, als gälte nur noch diese Kollision von Vergangenheit und Gegenwart, deren Eintreten er befürchtete, bevor er in Azay eintraf. Seine Kopfschmerzen verflogen, als hätte er sie willentlich aus seinem Kopf vertrieben oder als wäre er von ihnen abgelenkt worden.

Und Richard würde noch mehr von sich verlieren, wenn er Etienne tötete.

Zu seiner Linken stieg von Orly aus ein Flugzeug in den blassen Himmel. Eine silberne Zigarre, ein silbernes Blinken wie ein früher Stern. Er spürte, daß sie sich auf Orte zubewegten, die er möglicherweise kannte oder selbst gern aufgesucht hätte. Nicht diese irre Jagd, die Smith and Wesson schwer und

kalt an seinem Schenkel.

Er fuhr durch die grauen Außenbezirke nach Palaiseau, und dann hatte er das Stadtgebiet von Paris hinter sich gelassen; oder zumindest schien es ihm so. Es war, als stellte das Zentrum von Paris eine Art gesäuberter, geräumiger, destillierter Kristallisation dar und als häuften sich die Unreinheiten in einem dicken, düsteren, verrauchten Ring um dieses Zentrum. Dann plötzlich Weideland.

Und die Dörfer. Total isoliert, während er einen schmalen Streifen der Welt entlangjagte, als wäre die Straße völlig herausgelöst und würde immer schneller in eine andere Dimension führen.

Der Wald von Dourdan, auf halber Strecke nach Chartres; das Flimmern des Sonnenlichts durch niedrige Zweige, oder in leuchtende Bänder zerschnitten, während er in seinem Peugeot dahinglitt. Er hielt an keiner der zahlreichen Raststellen, sondern fuhr weiter in die Dämmerung hinein, in Richtung Châteaudun und Tours. Seine verletzte Schulter schmerzte beim Fahren. Sein Schädel dröhnte. Der Verkehr wurde zunehmend schwächer, als Touristen und Dorfbewohner allmählich ihr Zuhause aufsuchten.

Ein Stück nördlich von Tours schaltete er das Licht ein. Die Lichtkegel, die plötzlich aus dem Wagen zu springen schienen, ließen die Straße als ein glitzerndes Band aus Asphalt erscheinen. Die Bäume, hoch und schlank, bildeten ein Spalier.

Er fuhr am Flugplatz von Tours vorüber, und er konnte die Konturen einer alten Dakota erkennen, die sich mit blinkenden Positionslichtern in den Himmel schwang. Da war etwas Besonderes an den leicht zurückgeneigten Flügeln und dem plumpen Rumpf, als beobachtete er ein Flugzeug aus einer vergangenen Zeit beim Aufsteigen in den Nachthimmel – ein Flugzeug mit Agenten an Bord, denen er auf südenglischen Flugplätzen Anweisungen erteilt hatte. Er verlangsamte seine Fahrt und beobachtete die Maschine, bis sie nur noch ein

schwarzer Schatten – Lichter unter dem Bauch – gegen die Sterne war.

Das Flugzeug verriet ihn an die Vergangenheit, die ihm entgegenschoß wie die Lichter der entgegenkommenden Autos. Das Flugzeug war für einen Moment ein sauberes Bild gewesen – etwas, das intakt und unverändert den Krieg überdauert hatte; anders und zugleich ähnlich wie Richard. Dann kam die Vergangenheit zurück und ihre Schmutzigkeit und die abstoßende gewalttätige Gegenwart.

Richard war ein Mörder, Etienne ein Verräter – Menschen waren ihretwegen gestorben.

Im Zentrum von Tours herrschte reger Verkehr. Dankbar, dadurch von seinen bedrückenden Gedanken abgelenkt zu werden, konzentrierte er sich grimmig aufs Fahren. Den Fluß überquerte er auf der Wilson-Brücke und fuhr dann auf der Rue Nationale bis zu dem Punkt, an dem die D 7 nach Villandry und Azay abzweigte.

Bald hatte er die Stadt hinter sich und fuhr wieder schneller, als drückte etwas gegen sein Rückgrat, drängend. Im Kometenschweif der Scheinwerfer fegte er durch die dunkle Landschaft. Hecken verbargen das Land. Die Straßen Villandrys waren auf unheilvolle Weise menschenleer, als hätten die Erschütterungen eines vor ihm liegenden Unheils die Menschen bereits in ihren Häusern und Wohnungen Zuflucht suchen lassen. Er war sich sicher, daß Richard Gardiner inzwischen in Azay angekommen sein mußte. Er fing an, jeden Wagen und seine schattenhaften Insassen genau zu beobachten, als sie ihm auf der Straße entgegenkamen.

Am Dorfrand drückte sich ein Hund gerade noch am Kotflügel von Latymers Peugeot vorbei, plötzlich und riesig und erschreckt im Licht der Scheinwerfer, die Augen unirdisch schimmernd.

Azay war totenstill. Er bog von der Straße ab und lenkte den Wagen eine von Bäumen gesäumte Steigung hinauf. Und dann

passierte der Peugeot das offene Tor, an dem ein fleckiges, unidentifizierbares Wappen angebracht war. Er wurde mit einemmal vorsichtiger, und der Wagen verlangsamte seine Fahrt, als seine Sinne bremsten. Er lenkte den Peugeot unter die Bäume und stellte den Motor ab. Als er das Fenster herunterkurbelte, war es plötzlich ganz still; seine Ohren summten von dem ungewohnten Fehlen jeden Geräusches.

Er überprüfte den Revolver und drehte mit lautem Klicken die Trommel. Fünf Kugeln. Er hatte ein Gefühl, als würde er sie brauchen, und obwohl es eine laue Sommernacht war, fröstelte er. Er stieg aus und ging schweigend durch die Bäume. Als er unter den Bäumen hervortrat, sah er im Erdgeschoß des Hauses Licht; aber es warf keine Schatten auf den Rasen. Auf dem Kies vorsichtig auf seine Tritte achtend, umrundete er den Zierteich, bis er vor der Frontfassade stand, welche hoch über ihm aufragte. Das Mondlicht ließ sie noch heller erscheinen. Er beobachtete das Rechteck aus mattem Gold, durch die Fenstersprossen gevierteilt. Dann duckte er sich und schlich an der Hausmauer entlang, bis er seinen Kopf heben und in den erhellten Raum blicken konnte.

Die Bibliothek. Und er war zu spät gekommen. Das sagte ihm Gardiners entspannt in einem Sessel zusammengesunkener Körper, ein Glas Whisky an die Lippen gehoben. Erst danach war ihm der Ausdruck dumpfen Nachhalls auf dem Gesicht aufgefallen, die Leiche de Vaugrigards, wie in einem seltsamen Ritual auf eine Chaiselongue drapiert. Das Einschußloch konnte er nicht sehen. Überhaupt war an dem Körper kein Blut festzustellen. Etienne de Vaugrigards Gesicht, von der Seite gesehen, war zu einer Totenmaske erstarrt. Die lange, gekrümmte Nase hob sich zur Decke, die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, die Augen geschlossen. Und die verschränkten Arme, die Illusion eines sanften Entschlafens. Der Anblick ließ Latymers Magen sich aufbäumen.

Er warf einen neuerlichen Blick auf Gardiner. Er schien die

Leiche völlig zu ignorieren und tief in Gedanken versunken. Auf dem Gesicht breitete sich nun ein Stirnrunzeln aus, als bewegten sich seine einzelnen Züge nur ganz langsam, als wären sie unter Wasser extrem hohem Druck ausgesetzt. An den Gesichtsmuskeln kamen keine Emotionen zur Auswirkung, nur die Gesetze der Schwerkraft. Latymer sah die Browning auf einem Tisch, vielleicht einen Meter von Gardiners Hand entfernt.

Geduckt schlich er sich wieder entlang der Mauer zurück. Dabei wurde ihm jedes noch so leise Geräusch seiner Schuhe auf dem Kies und sein heiserer Atem bewußt. Schließlich erreichte er die Eingangstür.

Sie war offen. Als er vorsichtig dagegenstieß, ging sie geräuschlos auf. Er trat in die weitläufige, dunkle Eingangshalle.

Im Schein des Mondlichts, das durch die Fenster fiel, konnte er die große Haupttreppe und die dahinter liegende Galerie erkennen. Von der Eingangshalle gingen verschiedene Gänge und Räume ab, und er betrat den Korridor, welcher zur Bibliothek führte. Der dünne, verblichene Streifen eines Teppichs verlief in der Mitte seines Holzfußbodens, der in dem Licht, welches durch das große Fenster am Ende des Gangs fiel, düster schimmerte. Ein dünner Lichtstrich, kaum wahrnehmbar, deutete die Tür zur Bibliothek an.

Er blieb davor stehen. Es bestand die Möglichkeit, daß die Tür abgeschlossen war, so daß ihn seine Hand am Türknopf an Gardiner verraten würde. Nachdem er sich die Handflächen am Hosenboden abgewischt hatte, ergriff er vorsichtig den Türknopf. Ganz langsam, geduldig, drehte er daran. Quietschend ging die Tür einen Spalt breit auf. Er stieß sie auf und sah bereits die Gestalt Gardiners, welche nach dem niedrigen Tisch mit dem Revolver griff. »Laß das, Richard!« befahl er.

Gardiner blickte auf, mitten in das Mündungsloch von Latymers Revolver. Als wägte er seine Chancen ab, verharrete er einen Augenblick, um dann zu lächeln und mit den Händen

eine Geste unschuldiger Kapitulation zu machen.

»Komm rein, Hilary. Ich bin mir sicher, unser Gastgeber wird gegen einen weiteren Besucher nichts einzuwenden haben ...«

Latymer bedachte die Chaiselongue, auf die Gardiner mit seinen Augen kurz gedeutet hatte, nicht mit einem einzigen Blick.

»Ich habe die Leiche bereits gesehen, Richard – durchs Fenster. Aber trotzdem besten Dank.« Als Antwort lächelte Gardiner nur.

Latymer durchquerte den Raum, nahm die schwere Browning und schleuderte sie in eine Ecke. Dann nahm er in einem anderen Sessel Platz, in gebührender Entfernung vom Tisch und von Gardiner, und sah sich die Leiche an.

»Das Arrangement ist doch eher ... *obszön*, findest du nicht auch?«

»Tut mir leid, wenn du dich dadurch in deinen Gefühlen verletzt siehst.« Gardiner warf einen kurzen Blick auf die Leiche, als wäre er im Besitz der Waffe und müßte Latymer ständig im Auge behalten. »Ja. Langsam geht es mir genauso. Anfänglich fand ich es allerdings eine gute Idee.« Er rieb sich die Stirn, als wollte er einen Schmerz wegmassieren. »Inzwischen weiß ich auch nicht mehr, warum ich es getan habe.« Er sah Latymer an und deutete auf seinen Whisky. Latymer nickte. Gardiner nahm einen Schluck und setzte sich in seinem Sessel zurück. »Ist schon gut. Ich werde dir den Whisky schon nicht ins Gesicht schütten, um dann über dich herzufallen, solange du nichts siehst. Auf diese Weise sind schon einige unserer Amateurkollegen während des Krieges ums Leben gekommen.« Latymer nickte neuerlich.

»Dann ist also alles vorbei«, bemerkte er.

Gardiner schüttelte den Kopf, als wäre er von einem Schwarm Insekten umschwirrt.

»Es ist noch keineswegs alles vorbei!« In seiner Stimme lag

eine tiefe, lodernde Bitterkeit; fast klang es wie ein Heulen der Wut und Verzweiflung. Und sein ganzes Sein schien seine Färbung anzunehmen. Latymer war schockiert. Er hatte die Anfänge einer neuen Ziellosigkeit erwartet – die Niedergeschlagenheit nach vollzogener Rache. Und selbst ein neues Gefühl der Selbsterhaltung.

»Was meinst du damit, Richard? Er ist doch jetzt tot. Oder willst du auch noch alle anderen umbringen?«

»Es ist nicht er – oder besser sollte ich sagen: Es war nicht er.« Sein Gesicht schien innerlich in sich zusammenzufallen, bis es nichts anderes mehr als Dumpfheit widerspiegelte.

»Aber warum, um Gottes willen, hast du es dann getan?« Latymer deutete auf die Leiche.

»O ja, natürlich hat er mich verraten. Das hat er mir gestanden. Er war nicht der einzige!« Plötzlich lachte er lauthals los, ein rauhes, wieherndes Geräusch. Seine Augen blitzten wild.

»Wer sonst noch?« Latymer stellte sich mit einemmal resigniert auf eine endlose Diskussion, einen psychopathischen Zustand ein. Gardiner war einfach nicht zu helfen. »Was ist nur aus dir geworden, Richard? Was? Du kannst dich doch nicht an der ganzen Welt rächen.«

Latymer merkte, daß er sich in seinem Sessel nach vorn neigte, seine Hände um den Griff des Revolvers gekrallt, den Lauf zu Boden gerichtet. Er wurde ein weiteres Mal von heftigem Überdruß befallen. Die alten moralischen Grundsätze, die nicht mehr galten, ohne daß er sich ihrer hätte entledigen können, hatten ihm wieder einmal ein Schnippchen geschlagen. Er wollte Gardiner noch immer helfen. Er hatte sich einen regenerierten Gardiner gewünscht, entsetzt über das Fieber des Wahns, das von ihm Besitz ergriffen hatte – aber nicht diesen in keiner Weise reuigen, wild entschlossenen Blick in seinen Augen.

»Nein, Hilary, die ganze Welt will ich nicht – nur zwei Männer.« Latymer ließ die Selbstsicherheit, die Zuversicht,

welche die Stimme ausstrahlte, ein Schaudern den Rücken hinunterlaufen. Es war, als gäbe es keine Waffe – oder als befände sich Gardiner in ihrem Besitz. Er schien nach wie vor ungeschlagen, nicht gefangen. Als wollte er sich Mut zusprechen, sah Latymer auf den Revolver, auf die fünf Kupferblättchen der Geschosse in der Trommel.

»Noch einmal zwei? Ist es das, was du damit sagen willst? Noch zwei, und dann wirst du aufhören?« Seine Stimme klang schwach und wenig überzeugend.

»Ja.« Neuerlich die Arroganz, die Selbstsicherheit.

»Mein Gott, Richard! Darüber sollte doch nun schon wirklich längst eine Menge Gras gewachsen sein! Wann willst du das denn endlich begreifen?«

»So ist es eben nicht, Hilary. Für dich vielleicht, ja – und für ihn.« Sein Kopf nickte in Richtung Leiche. »Aber nicht für mich. Ich wurde *aufgehalten*, durch verschiedene Dinge, die sich auf neunzehn Jahre meines Lebens belaufen. Aber ich bin gerade noch rechtzeitig gekommen, um festzustellen, daß die Party noch nicht ganz vorbei ist.«

Latymer schüttelte den Kopf. »Mein Gott, Richard; aber etwas ist doch mit dir passiert ...« Es war sinnlos. Er gestand sich inzwischen sogar ein, daß er Gardiner vielleicht sogar laufen lassen würde – hätte er bestimmte moralische Anforderungen erfüllt. Es war komisch, verrückt – und auch arrogant und verblendet.

Gardiner lächelte. Latymer überkam plötzlich ein Gefühl des Überdrusses; er hatte genug von Gardiner, von der Jagd, die zu nichts geführt hatte, und von der Fremdartigkeit dessen, was in dem Mann vorging, der ihm gegenüber saß.

Wer waren sie eigentlich? dachte er. Ein paar bemitleidenswerte Männer, die ihr Leben wieder zusammengeflickt hatten, um es sich nun wieder niederreißen zu lassen? Ließen sie einen schützenden Schorf über die Erinnerung an das wachsen, was sie Gardiner angetan hatten?

»Willst du denn gar nicht wissen, wer die beiden sind, Hilary?« fragte Gardiner ruhig. Seine Augen leuchtend vor Gier, beugte er sich in seinem Sessel vor.

Latymer schüttelte den Kopf. »Nicht unbedingt.«

»Du kennst ihre Namen«, kam die Antwort. Die Stimme lockte mit ihrem Wissen.

»Tatsächlich?«

»Ja. Willst du nicht einmal versuchen, was in deinem Kopf passiert, wenn ich dir ihre Namen nenne? Wie wäre es mit Constant, zum Beispiel, und van Lederer? Sagen dir diese Namen etwas?«

Latymer war von der Lächerlichkeit der Vorstellung überwältigt. »Blödsinn!«

»Glaubst du? Aber genau das war es, was er mir gesagt hat. Ich bin nicht von so einem verdammten Froschfresser verraten worden, sondern von meinen eigenen Leuten! Von diesem geleckten Individuum von MI6, das uns am Tag meiner Abreise nach Frankreich besuchen kam und mir diesen ganzen Senf von wegen der Wichtigkeit meiner Mission erzählt hat. Er hat mich *hereingelegt!*« Er bemerkte die Ungläubigkeit in Latymers Gesicht, das sture Weigern, seinen Worten zu glauben. Plötzlich wollte er den Mann mit der Schußwaffe überzeugen. Er wollte, daß er begriff. Dieser Wunsch entnervte ihn ähnlich einer verblaßten Erinnerung. »Du hast doch sicher von der ›Wolfsgruppe‹ gehört, welche den ganzen Krieg über in Frankreich und in anderen besetzten Ländern operiert hat?«

Latymers Gesicht legte sich in nachdenkliche Falten, bis er schließlich ruhig entgegnete: »Das sind doch alles nur Gerüchte. Nichts Greifbares.«

»Etienne gehörte der Gruppe an. Sie wollte einen entsprechenden Einfluß auf die Nachkriegsregierungen der besetzten Länder ausüben, so viele prominente kommunistische Mitglieder der einzelnen Widerstandsbewegungen auslöschen wie möglich. Sie hatten es die ganze Zeit auf Renaud abgesehen,

nicht auf mich. Verrückt, nicht? Ich mußte mich nur auch mit an die Wand stellen, damit es besser, überzeugender, aussah. Und Constant und van Lederer *waren* die Gruppe! Er hat mir alles erzählt, um sein Leben zu retten. Es hat ihm natürlich nichts genützt ...«

Er setzte sich in seinem Sessel zurück und ließ Latymer Zeit, diese Informationen zu verdauen. Auch er hatte dazu einige Zeit gebraucht. Er erinnerte sich an de Vaugrigards verängstigtes, bewegliches Gesicht, den Kollaps jeglichen Willens dahinter, das Flehen – und dann die plötzlichen, verzweifelten Enthüllungen. Zuerst hatten sie jeden anderen Gedanken aus Gardiners Kopf vertrieben. Aber als er mit seinem Geständnis fertig war und auch bestätigte, daß er nichts mehr weiter zu sagen hatte, hatte Gardiner ihn erschossen.

Er sah neuerlich auf die Leiche. Er fühlte keine Reue. Statt dessen überkam ihn mit kriechender Langsamkeit wieder das Gefühl der Vergeblichkeit dessen, was er sich vorgenommen hatte. Es würde immer wieder einen anderen geben. Und sich mit van Lederer anzulegen, der nach de Vaugrigards Aussage inzwischen ein leitender Nato-Geheimdienstoffizier war, bedeutete nicht gerade eine rosige Aussicht. Durch Latymers Waffe seiner unmittelbaren Gedanken- und Handlungsfreiheit beraubt, fühlte er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er blickte auf die Vorhänge, die Reihen der ledergebundenen Folianten, und auch sie schienen mit dem Gewicht von Zivilisation auf ihn zu drücken. Er hatte in diesem Raum einen Menschen getötet; und nun konnte er nicht daran denken, andere Männer zu töten – nicht mit dem offensichtlichen Behagen, mit der offensichtlichen *Vernünftigkeit* Latymers und des Raums. Hier hatte ein gewaltsamer Tod keinen Platz. Er schauderte leicht.

»*Wahrscheinlichkeit*«, sagte Latymer ruhig, ohne aufzusehen.

»Was?«

Latymer schien aus leichter Trance zu erwachen. Als er aufblickte, stellte Gardiner überrascht den bedrückten Ausdruck in seinem Gesicht fest.

»Ach, das hat nur jemand einmal zu mir gesagt – ein Mann, der sehr viel Angst hatte.« Er räusperte sich. »Ist dir klar, Richard, wer diese beiden Männer sind? Van Lederer ist der eben in den Ruhestand getretene Vorsitzende des NATO Senior Joint Intelligence Committee, und Constant ist einer der beiden stellvertretenden Leiter des SIS. Die Vorstellung, sie zu töten ...? Du würdest zu großen Schaden anrichten, Richard! Begreifst du das denn nicht? Wir haben nicht 1944 oder 45. Wir schreiben inzwischen das Jahr 1963. Die Welt um dich herum hat sich etwas verändert!«

»Du rätst mir also, von meinem Vorhaben abzulassen?« fragte Gardiner mit einem Lächeln. »Du denkst, diese Tat läge jenseits meiner Möglichkeiten?« Er zwang seiner Stimme einen Anflug von Mißfallen, ja sogar Haß, auf. Er wünschte, der Lethargie zu entrinnen, die über ihn kroch, das Gefühl der Vergeblichkeit aus einen Gedanken zu verbannen.

»Nein, Richard. Ich glaube nicht, daß ich deine Fähigkeiten unterschätze. Ich wollte damit nur sagen, daß das nicht geschehen darf. Nicht durch dich. Ich werde dich nicht lassen.«

»Dann wirst du mich also verhaften?«

»Mir bleibt keine andere Wahl«, erwiederte Latymer, während er gleichzeitig die leisen Schuldgefühle zu unterdrücken versuchte, die irrationalerweise in ihm aufstiegen. In einem Augenblick großer intellektueller Klarheit hatte er gesehen, daß er auf irgendeine Weise wünschte, Gardiner könnte den Konsequenzen seiner Handlungen entrinnen.

»Ja. Das versteh ich – vor allem jetzt. Da Constant dein Boß ist – was für eine nette, kleine Ironie des Schicksals –, mußt du ihn natürlich vor jemandem wie mir schützen.«

»Mir gefällt doch die Vorstellung, was er getan hat, nicht weniger als dir, Richard!«

»Natürlich nicht!« erwiderte Richard spöttisch. »Du tust nur deine Pflicht. Was jeder Blödian für sich in Anspruch nimmt, wenn die Umstände nicht ganz seinen Vorstellungen entsprechen!«

»Du weißt doch nicht einmal, ob irgend etwas von diesem Blödsinn überhaupt der Wahrheit entspricht.«

»Männer in seiner Lage erzählen keine Lügen – zumindest keine gut dokumentierten.«

Darauf trat Stille ein. Latymer schien kurz davor zu stehen, sich auf eine Diskussion einzulassen, um sich dann jedoch wieder eines Besseren zu besinnen. Er ließ sich in seinen Sessel zurückplumpsen und richtete den Lauf der Smith and Wesson wieder auf ihr Ziel. Gardiner nahm dies mit einem Lächeln zur Kenntnis.

Es war schrecklich, dachte Latymer. Und es stimmte natürlich. Er glaubte dem Toten auf dem Sofa – nicht weniger, als hätte man ihm eindeutige Beweise vorgelegt. Das Ganze entsprach zu sehr Constants Stil – von Anfang bis Ende.

Gardiner war der Mann, der er 1944 gewesen war. An dieser Tatsache konnte Latymer nicht mehr länger vorbei, wie er den jüngeren Gardiner auch nicht mehr im verklärenden Licht der Erinnerung sehen konnte. In harter, klarer Deutlichkeit zeigte sich ihm sein wirkliches Wesen. Gardiner war erst wirklich irgendwann während des Krieges geboren worden – 1941 oder 1942. Und hier war er nun, unverändert.

Es war Gardiner, der als erster den näherkommenden Hubschrauber hörte. Latymer sah, wie er sich, wie ein Hund, plötzlich in seinem Sessel aufrichtete.

»Was ist das, Richard?« Es war, als hätte die Bewegung einen Teil ihrer gemeinsamen Vergangenheit überrascht. Dann hörte er das stete Knattern der Rotoren näherkommen, sich aus dem klaren Nachthimmel senken.

Gardiner sagte: »Wenn ich mich nicht ganz täusche, ist die Siebente Kavallerie im Anrücken.« Einen steinernen Ausdruck

im Gesicht, ließ er sich in seinen Sessel zurückfallen, die Augen auf den Revolver geheftet. Er betrachtete auch kurz Latymers Augen, aber trotz der widersprüchlichen Emotionen, welche sich darin spiegelten, war ihm klar, daß er keine Chance des Entkommens hatte. Der Mann würde ihn erschießen, wenn er sich bewegte.

»Du?« fragte er schließlich.

Latymer nickte. »Ja, ich habe noch telefoniert, bevor ich mich auf den Weg gemacht habe. Ich kenne jemanden von SDECE. Seine Haushälterin hat ihm eine Nachricht hinterlassen. Offensichtlich hat er sie sie inzwischen erhalten.«

»Dann wußtest du also, daß ich hier sein würde?«

»Ja, es gab gar keine andere Möglichkeit.«

Draußen vor dem Haus senkte sich der Hubschrauber auf den Rasen, und das schwere Schlagen der Rotorblätter erstarb langsam die Tonleiter hinab. Latymer konnte das rote Licht am Schwanz blinken sehen, sah die Männer in der Kanzel des Hubschraubers. Er vermied es, an Gardiner zu denken. Er entleerte seinen Verstand von Vergangenheit und Gegenwart und machte Gardiner zu einem Objekt aus Fleisch und Knochen, das er nötigenfalls töten würde. Fast hätte er damit Erfolg gehabt, wäre da nicht ein intensives Gefühl für etwas gewesen, das verlorengegangen war, irgendwo in ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Aufgrund dessen blieb die Situation weiterhin eine menschliche, die sich nicht so ohne weiteres auf eine einfache Entscheidung reduzieren ließ.

Nachdem das Geräusch der Rotoren erstorben war, waren auf dem Kies vor dem Haus die Schritte von Männern zu hören. Er sah Gardiners Gesicht zucken; es registrierte das Nahen weiterer Männer, die ihn seiner Freiheit berauben würden. Für einen Moment sah er sein Gesicht in Anerkennung der Niederlage und in frustrierter Wut aufleuchten, um gleich darauf wieder in die gewohnte steinerne Teilnahmslosigkeit zu verfallen.

Vorsichtig öffnete sich die Tür zur Bibliothek, und dann trat Haussman, mit einem leichten Mantel bekleidet, in den Raum. Seine graue Mähne war durch den Wirbel der Rotoren zerzaust; sein Gesicht war rot, und seine wachen Augen zuckten von Gardiner zu der Leiche und wieder zurück. Er nickte Latymer zu und verließ die Bibliothek wieder. Latymer konnte ihn auf dem Flur mit einem anderen Mann sprechen hören. Dann kam er wieder zurück.

Er sah Gardiner an, um neuerlich zu nicken, als hätte er ihn erst in diesem Augenblick erkannt. Dann verkündete er in neutralem, offiziellem Tonfall: »Richard Gardiner, Sie sind verhaftet. Sie werden des Mordes an Etienne de Vaugrigard angeklagt, ebenso der Morde an Henri Janvier und Dupuy. Sie brauchen mir gegenüber nichts auszusagen. Es steht Ihnen jedoch frei, sich zu äußern, bevor Sie zur Polizei in Tours und dann nach Paris gebracht werden.«

Gardiner schüttelte den Kopf und stand auf, bereit zu gehen. Er sah Latymer an und setzte absichtlich ein zuversichtliches Lächeln auf. Er ließ ganz bewußt ihre gemeinsame Vergangenheit wieder erstehen. Latymer nickte und sah dann auf die Leiche, als deutete er auch auf andere Gegebenheiten hin.

Kurz darauf war Gardiner zusammen mit Haussman verschwunden. Latymer stand auf und schenkte sich ein großes Glas Brandy ein. Er nippte daran, erschauerte leicht und kehrte dann zu seinem Sessel zurück. Er wollte nichts denken. Haussman würde Gardiners Abtransport überwachen, und dann würde er zurückkommen, um mit ihm zu sprechen. Aber noch war es nicht soweit.

Es war vorbei, gestand er sich vorsichtig ein. Gardiner hatte sich selbst ruiniert. Und diese Tatsache ging ihm schwer zu Herzen, so daß ihm die Mißlichkeit seiner eigenen Lage mit verschärfter Eindringlichkeit bewußt wurde. *Victoria, sie lag im Sterben.*

Und er arbeitete für einen Mann, der Richard Gardiner

verraten hatte.

Seine Gedanken drehten sich in langsamer Raserei, während er in seinem Sessel saß und seinen Brandy trank. Er zündete sich eine Zigarette an und ließ sie zwischen seinen Fingern herabbrennen, ohne ihr weitere Beachtung zu schenken. Die Gedanken arbeiteten weiter, deprimierten ihn mit unverminderter Kraft.

In Frankreich kannte man immer noch die Guillotine. Gardiner, sein Kopf vom Rumpf getrennt ...

Teil III

DIE NATUR DER UNTIERE

Wir haben es erlebt, doch wir erfaßten den Sinn nicht,
und wenn man den Sinn erforscht,
kehrt das Erlebnis wieder in veränderter Form,
jenseits von jedwelchem Sinn,
den man dem Glücke zuschreiben könnte.

T. S. Eliot: ›The Dry Salvages‹, II

KAPITEL ZEHN

Kontakt mit ›Franklin‹

Das Hotel Belvédère lag in der Rue St. Antoine, in der Nähe der Place de la Bastille. Schon bei seiner Ankunft in Paris für die Teilnahme an den Sitzungen des Senior Intelligence Committee hatte General Eugene van Lederer hier ein Zimmer gebucht. Bis zu dieser besonderen Nacht hatte er jedoch in der amerikanischen Botschaft logiert – besondere Nacht deshalb, weil er seine Geliebte in das Hotel mitgenommen hatte.

Madame Catherine Vigny war mit einem hohen Beamten des französischen Außenministeriums am Quai d'Orsay verheiratet. Die beiden hatten sich kennengelernt, als Mme. Vigny als Attaché der französischen Botschaft in Washington stationiert gewesen war – eine Mission, die vor einem Jahr abgelaufen war. Seitdem hatten sie und Lederer sich nur getroffen, wenn er in Paris war. Sie nahmen immer das gleiche Zimmer im Belvédère. Vielleicht hofften sie, auf diese Weise ihrer an keinen bestimmten Ort gebundenen Beziehung ein gewisses Maß an Konstanz zu verleihen.

Der Ablauf dieser Treffen war einfach – Abendessen, dann ins Bett. Dort war er leidenschaftlich, wenig zärtlich und bestim mend – sie unterwürfig. Es war, wie van Lederer sich mehr als einmal eingestanden hatte, die Jugendlichkeit seiner Geliebten – sie war knapp über dreißig –, die ihn anzog. Und der Umstand, daß er sie nicht zu häufig sah.

Sie hatten sich eben geliebt, als das Telefon klingelte. Van Lederer glitt bereits in den Schlaf hinüber, während seine Geliebte den Augenblick genoß, ihre Bedürfnisse, soweit dies

im Bereich seiner Möglichkeiten lag, reichlich befriedigt; und diese Tatsache befriedigte natürlich seine sexuelle Eitelkeit, wie sie sein Wohlbefinden im Nachklang der Höhepunkte steigerte, welche sie beide erreicht hatten. Dann das ungewohnte Telefon, das in den wohligen Dämmerzustand drang, den Verstand aufschreckte. »Van Lederer«, grunzte er in den Hörer. Die Frau an seiner Seite, eine Brust von den Laken freigegeben, als sie sich im Halbschlaf umdrehte, seufzte leise. Er hatte, wie er das immer tat, beim Sicherheitsstab der Botschaft seine Nummer hinterlassen. Aber es mußte sich schon um so etwas wie einen Notfall handeln, bevor sie es wagten, seine Nächte mit Mme. Vigny zu stören.

»Tut mir leid, Herr General ...« Der Stimme am anderen Ende der Leitung haftete ein leiser Anflug von Belustigung an. »Es handelt sich um eine Art Notfall. Quelle ›Franklin‹ trifft morgen in Paris ein. Sie sollen sich mit ihm treffen. Alles deutet darauf hin, daß er einiges zu erzählen hat, und in Langley trauen sie meinen Leuten nicht zu, das zu erledigen. Sie haben Angst, er könnte aussteigen wollen ...«

Van Lederer setzte sich im Bett auf. Die Bettdecke glitt vom Rücken seiner Geliebten und legte ihren Rücken frei.

»Müssen Sie mich gerade *jetzt* anrufen, wo wir uns doch über *morgen* Gedanken machen müssen?« In seiner Stimme lag ein rauher Humor – und ein Sinn für geteilte Geheimnisse und verschwiegene Handlungen, Handlungen, die befriedigender waren als jene, denen er sich mit der Frau hingab.

»Tut mir leid, Herr General. Wir haben eine Nachricht aus Langley bekommen. ›Priorität Blau‹, und das bedeutet, daß wir Sie aus dem Schlaf reißen mußten. Tut mir leid.« Zwischen den beiden Männern bildete sich eine unverkennbare Vertrautheit, ausgelöst durch das stille Verstehen der unterschwelligen Andeutungen.

»Also gut, Buckholz. Ich akzeptiere Ihre Gründe. Aber warum ausgerechnet ich? Sie haben doch noch genügend Zeit,

um bis morgen jemanden einzufliegen.« In seiner Stimme war keine Gereiztheit.

»Sie sind dafür eben genau der richtige Mann, Sir. Sie haben ›Franklin‹ eingewiesen, und Sie sind noch in Paris.«

»Und ich möchte wetten, daß die in Langley wissen, *warum* ich noch in Paris bin!« Van Lederer warf der Frau neben sich einen kurzen Blick zu. Sie hatte sich inzwischen auf den Rücken gedreht, so daß ihre Brüste, leicht abgeflacht, zu sehen waren. Dieser Anblick hilfloser, unbewußter Nacktheit weckte neue Lust in ihm – eine Lust, die durch die Vorfreude auf das Treffen mit ›Franklin‹ vielleicht noch gesteigert wurde.

»Bis dann also, Herr General.«

»Unter welcher Deckung reist er? Wie hat er den Kontakt hergestellt? Ich möchte nicht in irgend so eine KGB-Falle rennen.«

»Das übliche. Er inspiziert das Geheimdienstpersonal in der Botschaft in Paris. Wegen Nachlässigkeit bei der Arbeit – etwas in der Art. Vielleicht hat es sie auch einfach nur stutzig gemacht, daß Lidbrooke tot ist ... Keine Sorge, Herr General. Es ist alles in Butter. Kümmern Sie sich nur um den Kontakt. Er ist zu kostbar, um einfach nur so hierher zu kommen; er hat sicher wertvolles Material dabei ... das beste vom besten. Ach ja, wir haben inzwischen auch die Bestätigung aus London über Lidbrookes Unfall. Langley wird natürlich einen Kranz und ein Beileidstelegramm schicken.«

»Natürlich. Wenn Sie mich jetzt vielleicht wieder schlafen lassen würden?« Wieder der amüsierte Ton.

»Schlafen, Herr General? Gute Nacht.« Der Hörer surrte in van Lederers Ohr.

»Sicher«, murmelte er. »Warum sollte ich nicht schlafen?« Er hängte auf und legte sich wieder ins Bett, den Kopf gegen das gesteppte Kopfteil gestützt und dahinter die Hände verschränkt.

›Franklin‹ war sein Baby; soviel stand fest. Vor drei Jahren

war er in Washington daran beteiligt gewesen, ihn dazu zu bringen, für die CIA zu arbeiten. Und ›Franklin‹ hatte dafür die besten Motive, die man sich nur denken konnte – Angst und Desillusionierung. Als er wieder nach Moskau zurückkehrte, wußten nur die engsten Mitarbeiter des Direktors in Langley von ihm; sein einziger Kontakt war ein Mann des Sicherheitsstabs der amerikanischen Botschaft in Moskau. Sozusagen als Belohnung dafür war van Lederer daraufhin der Vorsitz über das NATO Senior Intelligence Committee zugesprochen worden, während ›Franklin‹ zu seinem Spitzenposten im ersten Hauptdirektorium zurückkehrte. ›Franklin‹ war von Anfang an ein voller Erfolg gewesen.

Van Lederer hatte an jenem Tag noch ein anderes Telefongespräch geführt, das ihn an die Existenz eines gewissen Richard Gardiner erinnern sollte. Er mußte daran erinnert werden, wer dieser Mann war. 1944. Lange lag das zurück, gehörte scheinbar einer anderen Welt an. Und dieser Bursche war zurückgekommen, um sich zu rächen – wie ein Geist in einem Schauerroman. Allerdings hatte er es bis dahin nicht auf ihn und Constant abgesehen, sondern auf Etienne de Vaugriard. Etienne, der Hasenfuß Etienne, rannte um sein Leben ...

Van Lederer genoß seine Überlegenheit über andere Männer, wie auch über Frauen. Der Gedanke an Gardiner erschreckte ihn nicht – dieser Mann, der mit Renaud in die Keller der Avenue Foch gewandert war. Es war verrückt, sich Sorgen zu machen. In seiner aufreizend kalten Stimme hatte Constant seinem Gedächtnis entsprechend nachgeholfen.

Kopfschüttelnd sah er sich in dem dunklen Schlafzimmer um. Die Leuchtzeiger seiner Uhr zeigten auf halb vier. Lächerlich. Die Vorstellung Gardiner entbehrte jeglicher Realität. Er entschloß sich, in diesem Punkt nichts zu unternehmen.

Er wälzte sich im Bett herum und berührte die Frau an der Brust. Sie murmelte etwas im Schlaf. Durch die unbewußte Zurschaustellung ihrer Nacktheit erregt, zog er die Laken

zurück und fuhr mit den Lippen über ihre Haut, über den flachen Bauch, das Schamhaar darunter. Er spürte, wie er immer mehr erregt wurde und die Beine der Frau sich bewegten. Er preßte seine Zunge gegen ihre Haut, bis ihre Schenkel sich teilten. Es war aufreizend, unwiderstehlich – die Tatsache, daß sie noch schlief. Hilflose Nacktheit. Er fuhr mit seiner Zunge weiter, spürte ihren Körper gegen den seinen zittern. Er würde sie nicht wecken, noch nicht ...

Latymer nahm den Hörer ab. Sein Klingeln hatte nicht nachgelassen, bis seine Träume es nicht mehr länger verarbeiten konnten und er aufgewacht war. Er zog das Telefon neben sich auf das Kopfkissen und führte unbeholfen den Hörer an sein Ohr, als verrichte er diesen Handgriff zum erstenmal in seinem Leben. Auf seiner Uhr war es sechs. Ganz schwach waren bereits die Umrisse des Fensters zu sehen; die Vorhänge hoben sich heller vor dem Hintergrund ab.

»Ja?«

Es war Haussman. Latymer war mit einemmal hellwach, als die ersten Worte wie ein kalter Wasserguß über ihn hereinbrachen.

»Hilary, ich bin über diese Sache nicht weniger erbost, wie Sie es sein werden. Richard Gardiner ist vor zwei Stunden aus dem Gewahrsam der Polizei entkommen!«

»Was?«

»Ich fürchte, so ist es tatsächlich. Er ist im Hauptquartier der Polizei von Tours durch ein Toilettenfenster entkommen ... wie er das geschafft hat ...? Die Leute von der Polizei haben sich natürlich unsagbar blöd angestellt. Sie waren sich nicht im geringsten im klaren, mit was für einem Mann sie es da zu tun hatten ...«

Latymer spürte ein seltsames Gefühl angespannter Erregung.
»Suchen sie nach ihm?«

»Natürlich. Ich werde ebenfalls ein paar von meinen Leuten

in die Gegend beordern ...«

»Gut. Aber sie werden ihn natürlich nicht schnappen. Darüber sind Sie sich doch hoffentlich im klaren?« In seiner Stimme schwang ein Anflug von etwas wie Humor mit.

»Das heißt also, daß er es auf van Lederer abgesehen hat?«

»Ja. Ich werde den General warnen und ihm meinen Schutz anbieten – falls das etwas nützen wird.«

»Vielleicht. Sehr gut, Jean-Jacques. Ich werde van Lederer persönlich aufsuchen und ihn hinsichtlich Gardiners aufklären.«

»Vielen Dank, Hilary. Es wäre nicht gerade zuträglich für die Entspannung der politischen Lage, wenn jemand wie General van Lederer auf französischem Boden getötet würde, und noch dazu von einem Engländer.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte Latymer mit plötzlich frostiger Stimme. »Es wäre nicht gerade günstig für die Entspannung der politischen Lage, wenn es in dieser Angelegenheit zu einem weiteren Todesfall käme. Ich werde mit ihm sprechen. Sagen Sie ihm, daß ich zu ihm unterwegs bin, wenn Sie ihn anrufen. Werden Sie ihn von jetzt ab bewachen lassen?«

»Natürlich. Ich habe bereits entsprechende Order erteilt, obwohl ich nicht erwarte, daß Gardiner es in so kurzer Zeit bis Paris geschafft hat. Der General wohnt im Hotel Belvédère in der Rue St. Antoine. Er befindet sich in Begleitung einer verheirateten Dame, und ich nehme nicht an, daß er es sonderlich eilig haben wird, das Hotel zu verlassen.« Nach einem kurzen, trockenen Kichern fuhr die Stimme am anderen Ende der Leitung fort: »Au 'voir, Hilary.«

»Wiedersehen.«

Latymer legte den Hörer auf die Gabel zurück. Eindrücke und Reaktionen schossen durch seinen Kopf; sie wurden, wie es schien, sofort in seine Hand übertragen, welche zu zittern begann, sobald er den Hörer losließ. Er reckte sich und setzte

sich im Bett auf.

Seine Reaktionen wurden komplex, diffus und schwierig zu verstehen. Während der letzten Monate hatte er sich daran gewöhnt, sich über die Vorgänge in seinem Kopf nicht zu viele Gedanken zu machen. Einfach zu begreifen war im Augenblick nur die Monstrosität, daß Gardiner, wieder in Freiheit, eine Bedrohung für den amerikanischen Geheimdienst, die NATO-Geheimdienstthierarchie und den SIS darstellte – eine lose Schraube innerhalb des Uhrwerks ihrer komplizierten Infrastrukturen.

Van Lederer zu töten, und dann Constant.

Undenkbar. Sie waren für ihre Organisationen viel zu kostbar, als daß sie einem Impuls in Richtung auf eine vage höhere Gerechtigkeit hätten geopfert werden können. Der Zweckmäßigkeit halber mußte Gardiner auf jeden Fall gestoppt werden; gleichzeitig überkam Latymer jedoch auch ein vages Gefühl unendlichen Mitleids, dessen Gegenstand er jedoch nicht hätte definieren können.

Gardiner würde getötet werden, stellte er fest, sobald Constant sich der Gefahr bewußt wurde, die er darstellte. Denn Gardiner war tüchtig gewesen – war immer noch tüchtig, amoralisch, clever, tödlich. Der Morgen schien kühl, obwohl er mit ziemlicher Sicherheit wußte, daß es heiß und stickig war, wie schon die ganze Nacht über. Er mußte sich eingestehen, während ein Zittern seinen Körper durchlief, daß er keinerlei Einfluß auf Gardiner ausüben konnte.

Während er gerade überlegte, welche Anrufe er zuerst erledigen sollte, schreckte ihn das Klingeln des Telefons aus seinen Gedanken hoch.

Es war halb sieben.

»Ja? Was ist, McNeil?«

»Sir, ich habe eine Nachricht für Sie. Höchste Dringlichkeitsstufe und direkt vom Stellvertretenden. Aufgabezeitpunkt: sechs Uhr siebzehn. Soll ich sie Ihnen vorlesen?«

»Ja.« In seinem Magen breitete sich ein leeres Gefühl aus.

»Die Nachricht lautet: ›Verlange sofortige Rückkehr nach London. Keine Diskussion über dieses Thema möglich.‹ Ja, das ist schon alles, Sir. Weiter nichts.«

»Verdammmt!«

»Was war das, Sir?«

»Nichts, McNeil. Vielen Dank. Wann geht in Orly die erste Machine nach London?«

»Um halb zehn, Sir.«

»Sehen Sie zu, daß Sie noch einen Platz für mich bekommen.«

»Ich habe bereits einen, Sir.«

»Danke, McNeil.«

Abwesend hängte er ein. *Warum?* Die Frage war absolut. Constant hatte ihn nach London zurückgerufen. Was in aller Welt gedachte er hinsichtlich Gardiners zu tun?

Als er aufstand, lastete dieser Gedanke wie ein unverdauter Brocken Nahrung in seinem Magen. Constant überließ Gardiner van Lederer und der CIA. Daran bestand kaum Zweifel. Das war typisch Constant – Gardiner durch jemanden wie Napier erledigen zu lassen, nur daß er diesmal einen amerikanischen Anzug trug. In Whitehall würde es deswegen keinen unnötigen Aufruhr geben. Latymer begann zu fluchen, während er sich rasierte. Er fühlte sich durch einen seltsamen, verzauberten Abgrund von Richard Gardiner getrennt.

Es war zehn, als van Lederer in der amerikanischen Botschaft eintraf. Er ging sofort in das Büro im dritten Stock, von dem aus man die Bäume entlang der Champs Élysées sehen konnte und das ihm in der Regel für seine Aufenthalte in Paris reserviert wurde. Dann rief er Buckholz zu sich, den verantwortlichen Leiter der CIA innerhalb der Botschaft. Kaum tauchte der kugelköpfige Schädel mit den kantigen Zügen in der Tür auf, warf er die Hände hoch und sagte: »Verdamm

noch mal, Charley, was sollen wir jetzt machen?« In seinem Verhalten und in seiner Stimme lag nicht die geringste Nervosität, nur die leichte Ungeduld über ein fehlendes Teilchen eines Puzzles, welches das Gesamtergebnis in Frage stellte.

»Meinen Sie, mit ›Franklin‹?«

»Natürlich mit ›Franklin‹. Ich muß mit ihm sprechen. Aber wie soll ich das machen, wenn ich voll überwacht werde. Die Moskauer Zentrale wird sicher auch ihre Sicherheitsvorkehrungen getroffen haben, und sie wird sicher einen von unseren Leuten entdecken, wenn es zu viele sind.« Mit seinen mächtigen, haarigen Händen rieb er sich die Wangen. »Auf diese Weise könnte alles auffliegen. Haben Sie verstanden?«

Er sah in Buckholz' Augen. Er wußte von dessen fachlichem Können, von der Tatsache, daß er für ein hohes Amt in Langley vorgesehen war. Falls er glaubte ...

Van Lederer verdrängte den Gedanken, als wischte er einen Tropfen verschütteter Flüssigkeit weg. Er würde nicht zugeben, daß er Angst hatte, daß die Last der Vergangenheit auf ihn drückte, das Gefühl dafür, was dem Engländer angetan worden sein mußte, der ihn jetzt bedrohte. Mit Erleichterung nahm er Buckholz' Nicken zur Kenntnis.

»Ganz meiner Meinung, Herr General. Wir müssen nach ›Franklin‹ Ausschau halten. Die ganze Operation könnte zum Teufel gehen, falls dieser Gardiner an Sie herankommt.« Seine blassen Augen weiteten sich. »Verdammtd. Stellen Sie sich nur mal vor, er würde ›Franklin‹ erwischen, während er hinter Ihnen her ist! Der Kontakt stellt genau die Art von Gelegenheit dar, nach der er sucht.«

»Richtig. Und genau aus diesem Grund möchte ich, daß in dieser Angelegenheit entsprechend durchgegriffen wird, Charley. Räumen Sie mir diesen Burschen weg, und zwar schnell!«

»In Ordnung, General. Schließlich geht es dabei ja auch in erster Linie um Sie. Was ist mit den Franzosen? Sie überwa-

chen Sie im Augenblick.«

»Das werde ich schon erledigen, und dann können Ihre Leute weitermachen. Falls ›Franklin‹ heute ankommt und mich treffen möchte, wird er wohl oder übel bis morgen warten müssen. Damit haben Sie vierundzwanzig Stunden Zeit. Dieser Kerl kennt mich zwar nicht, aber er weiß, wer und was ich bin. Er könnte also durchaus hierherkommen, um nach mir zu suchen.« Van Lederer deutete mit einer kurzen Handbewegung zum Fenster. »Er wird irgendwo dort draußen warten, bis ich die Botschaft verlasse. De Vaugrigard, der Mann, den er umgelegt hat, hat ihm sicher eine ungefähre Beschreibung meiner Person gegeben.« Seine Stimme wurde plötzlich rauh und aggressiver, als versuchte er, die Bedrohung zu verringern, welche Gardiner darstellte. »Er hat es auf mich abgesehen, und er ist offensichtlich zu allem entschlossen. Aber er ist ganz allein; niemand hilft ihm. Sie können ihn schnappen, Charley.«

»Sicher, Herr General.« Buckholz merkte, wie sich der Körper van Lederers auf seinen tröstenden Tonfall hin reckte. »Wir werden den Burschen schnappen. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Sorgen mache ich mir nur ›Franklins‹ wegen, Charley – vergessen Sie das nicht.« Seine Augen waren harte, graue Öffnungen in einem ausdruckslosen Gesicht.

»Sicher, Herr General. Ein paar Fotos von diesem Kerl würden uns natürlich sehr weiterhelfen. Und wir müssen auf jeden Fall dafür sorgen, daß sich die Franzosen aus dieser Sache heraushalten. Wenn Sie diesen Kerl beiseite geschafft haben wollen, dann brauchen wir freies Schußfeld – in der wahren Bedeutung des Wortes und diplomatisch.«

»Gut, ich werde mich darum kümmern. Ich werde erst mit Constant in London sprechen und dann mit dem SDECE. Wer ist dort der zuständige Mann?«

»Haussman. Kennen Sie ihn?«

»Ja. Er wird gegen eine Operation von unserer Seite nichts

einwenden – solange niemand dabei zu Schaden kommt. Aber sobald auch nur ein Tropfen Blut zu fließen anfängt, haben wir seine Leute und die Sürete auf dem Hals. Typisch für den französischen Geheimdienst. Er wird uns zwar nicht aufhalten, aber gleichzeitig wird er sich auch keine Gelegenheit entgehen lassen, uns ordentlich in die Eier zu treten.«

Buckholz grinste. »Also gut, Herr General. Ich werde das Team zusammenstellen und Ihnen die Leute dann vorstellen.«

Nachdem Buckholz gegangen war, verlor van Lederer keine Zeit, sich mit Queen Anne's Gate und Constant verbinden zu lassen. Bis die Verbindung hergestellt war, bedurfte es einer Reihe von Codewörtern und ganzer sieben Minuten, und dann hörte der Amerikaner den vertrauten Ton von Constants Stimme. Mit einemmal tauchte in seinem Kopf ein Bild des Hauses in Bloomsbury auf, und er konnte Etienne de Vaugri-gards Hinterkopf und Constants schmales, asketisches Gesicht mit dem humorlosen Lächeln unendlicher Überlegenheit sehen.

Die beiden Männer sprachen miteinander, als arbeiteten sie immer noch aufs engste zusammen.

»Soll ich Ihnen also die Scheiße vor Ihrer Tür wegkehren, Michael?«

»Ach, Eugene, Sie sind's – guten Morgen. Wie geht's, und wie ist das Wetter in Paris? Hier ist es kühl, aber sonnig.«

»Lassen Sie doch diesen Blödsinn, Michael!« fuhr van Lederer ihn mit wilder Belustigung an. »Sie wissen ganz genau, weshalb ich mit Ihnen sprechen möchte.«

»Aber ja, unser gemeinsamer böser Geist.«

»Das ist er allerdings. Mein Gott, ich habe diesen Kerl nie kennengelernt; gerade, daß ich mich noch an seinen Namen erinnern konnte. Und jetzt taucht er plötzlich wieder aus der Versenkung auf. Wo hat er denn während der letzten neunzehn Jahre gesteckt, verdammt noch mal?« Van Lederer machte eine Pause. »Ich werde entweder schon heute oder morgen ›Franklin‹ treffen. Sie wissen, was das bedeutet. Und dieser Idiot

könnte die ganze Sache hochgehen lassen, so daß wir nur noch vor einem einzigen Trümmerhaufen stünden. So sieht es im Augenblick bei uns hier aus! Und wie ist das mit *Ihnen*?«

Nach kurzem Schweigen entgegnete Constant: »Natürlich werden Sie ihn zum Schweigen bringen müssen. Er muß auf jeden Fall aus dem Weg geschafft werden, und zwar so schnell wie möglich. Wie wollen Sie das machen?«

»Meine Fresse, Sie sind mir vielleicht einer! Sie haben Ihren Mann abgezogen, weil Sie wußten, daß dadurch ich gezwungen sein würde, mich um diesen Wahnsinnigen zu kümmern! Und Sie machen sich auf diese Weise natürlich auch nicht Ihre lilienweißen Hände schmutzig! Sie sind wirklich ein Schlitzohr, Mann!«

»Tut mir leid, Eugene. Die Sache mit ›Franklin‹ wußte ich selbstverständlich nicht. Aber mir ist natürlich klar, daß dieser Umstand die Sache wesentlich kompliziert. Andrerseits ist es gerade angesichts dieser Tatsache auch ganz gut, daß mein Mann in diesem Fall nicht mitmischt – finden Sie nicht auch? Wie kann ich Ihnen sonst behilflich sein?«

»Mit Fotos. Und so viele Informationen wie möglich.«

»In Ordnung. Ich werde alles Nötige veranlassen. Übrigens, haben Sie eigentlich noch mit Lidbrooke gesprochen – vor seinem ... Ableben?«

»Ja. Ich habe ihm alles Gute gewünscht. Nett, nicht?«

»Allerdings. Ich werde Ihnen die gewünschten Informationen auf schnellstmöglichen Wege zukommen lassen. Vielleicht können Ihnen in diesem Punkt auch die Franzosen behilflich sein.«

»Ich werd's versuchen. Also dann, bis später, Michael.« Er legte den Hörer auf die Gabel zurück.

Nun, da er mit Constant gesprochen hatte, hatte das Problem an Bedeutung verloren. Das Gespräch mit Buckholz und die Zuversicht des Engländer hatten sich verschworen, Gardiner zu einem nicht weiter ernst zu nehmenden Gegner schrumpfen

zu lassen, unfähig und impotent. Die sexuelle Analogie befriedigte ihn. Wie er die Frauen in der Hand hatte, fühlte er sich nun auch in dieser Situation ganz Herr der Lage. Mit Daumen und Zeigefinger zupfte er an seiner Nase, die Stirn nachdenklich in Falten gezogen. Wenn er es sich nun überlegte, erfüllte es ihn mit einer gewissen Befriedigung, es mit einem realen Gegner aufnehmen zu können. Falls es das war, was Constant wollte, dann würde er ihm Gardiners Kopf auf dem sprichwörtlichen Teller präsentieren. Er verspürte nicht mehr länger Ärger über Constants Herausforderung, selbst um sein Überleben zu kämpfen – sie war ihm inzwischen sogar willkommen.

»Die Situation ist uns völlig aus der Hand geraten«, bemerkte Constant zu Aubrey und Latymer, bevor er ihnen mit einer Handbewegung zu verstehen gab, Platz zu nehmen. Zuvor hatte es einen langen Augenblick gegeben, indem sie sich wie unartige Schüler vorgekommen waren, die zum Direktor zitiert wurden; dann war er mit diesem einen Satz herausgeplatzt.

»Ich kann natürlich Ihren Ärger begreifen, Stellvertretender. Aber es handelt sich dabei nicht im geringsten um eine offizielle Ermittlung von Seiten der Abteilung – oder auch irgendeiner anderen Abteilung, um genau zu sein.« Aubrey fühlte sich offensichtlich wohl in seiner Haut. Seine blauen Augen und das runde Gesicht erstrahlten in babyhafter Unschuld. Constant weigerte sich, sich durch dieses Theater auf den Arm genommen zu fühlen.

»Ich hätte auf jeden Fall darüber in Kenntnis gesetzt werden sollen, was Latymer in Frankreich getan hat. Ich mag diese privaten Nachforschungen nicht! In der Regel kommt dabei ähnliches heraus wie bei diesen Iren, die sich erbieten, einem die Auffahrt zu asphaltieren. Meistens bekommt man dann auch noch den Rasen mit geteert!« Der Reihe nach bedachte er die beiden Männer mit einem frostigen Blick. »Selbst wenn Sie

die Sache noch ganz gentlemanlike angegangen sind, hätte sie doch nie so weit ausufern dürfen. Dieser Mann hat sich in Frankreich frei bewegt und getan, wonach ihm war. Sie, Latymer, hätten die Franzosen über alles informieren müssen, was Sie wußten – *über alles!* Und dann hätten Sie vor allem alles Weitere ihnen überlassen sollen.«

Aubrey beobachtete Latymer und bemerkte das kalte Funken in seinen Augen, das Zusammenkneifen der Nasenflügel; er schüttelte warnend den Kopf, aber Latymer schenkte ihm keine Beachtung.

»Damit sie sich um ihn gekümmert hätten, Stellvertretender, wie Sie das immer so schön auszudrücken pflegen?« Die Stimme war trotz des Ärgers, der wie Sandpapier über Furnier rieb, sorgfältig moduliert. »Sie haben es ja selbst schon zweimal versucht – jedes Mal zu seiner Zeit. Allerdings scheint Gardiner das in beiden Fällen ohne allzu große Probleme überlebt zu haben!«

Constants Augen blitzten auf. Er hatte erwartet, die beiden Männer gegen sich aufzubringen; aber er hatte nicht erwartet, daß einer von ihnen zurückschlagen würde.

»Was wollen Sie mit dieser Bemerkung sagen, Latymer?«

»Nichts weiter als das, Stellvertretender: Die ›Wolfsgruppe‹ hat Richard Gardiner dem Tod geweiht. Angesichts dieser Tatsache dürfte es doch eigentlich niemanden überraschen, daß ein Agent seines Kalibers wieder zurückkommt, um die Männer aufzuspüren, die ihm angetan haben, was ihm widerfahren ist.« Latymer ließ sich in seinen Sessel zurückfallen und betrachtete die Wand links von Constants Kopf. Hinter diesem sickerte das helle Vormittagslicht durch die Vorhänge. Die Geräusche des schwachen Verkehrs durch Queen Anne's Gate wurden durch die Schallisolierung des Büros im ersten Stock abgehalten. Neben diesem Büro, das ihm als Hauptquartier des SIS diente, hatte Constant noch weitere Räume offiziellerer Natur im Außenministerium.

»Ich verstehe. Und in Ihrem etwas irregeleiteten Gefühl für *Fair play* wollten Sie ihm natürlich noch eine Chance lassen – hm?« Zufrieden nahm Constant die komplexen und widersprüchlichen Gefühle zur Kenntnis, die sich in Latymers Miene widerspiegeln.

Einlenkend warf Aubrey ein: »Was sollen wir jetzt tun, Stellvertretender? Nachdem wir vor vollendeten Tatsachen stehen, ist es meiner Ansicht nach müßig, uns gegenseitig Vorwürfe zu machen. Was sollen wir im Falle ›Achilles‹ unternehmen?«

Constant funkelte Aubrey an, als argwöhnte er irgendeine verborgene Bedeutung hinter der Nennung von Gardiners altem Decknamen. »Ganz richtig. Was soll das nun noch? Aber ich will Ihnen trotzdem meine Eindrücke zu diesem Fall auseinanderlegen. Auf den einfachsten Nenner gebracht, stellt sich die Sache für mich so dar: Gardiner arbeitet für jemand anderen. Ob ihm diese Tatsache bewußt ist, mag dahingestellt bleiben. Keine privaten Rachegefühle halten so lange vor. Abgesehen davon war er eindeutig zu erfolgreich, als daß er allein hätte arbeiten können.«

Er ließ ihnen Zeit, sich darüber ihre Gedanken zu machen.

»Worauf beruht diese Annahme, Stellvertretender?« fragte Aubrey.

»Größtenteils auf Vermutungen. Aber da ist auch noch verschiedenes anderes. Zum Beispiel die Nachrichtensperre hinsichtlich des Mordes an Dupuy, die wir nicht beantragt haben. Die Tatsache, daß er der französischen Polizei entkommen konnte. So etwas ist doch in höchstem Maße fragwürdig.«

»Da ist noch etwas«, bemerkte Latymer. »Der Tod Perriers. Er wurde Gardiner ja buchstäblich in die Hände gespielt. Wie sich herausstellen sollte, erhielt er von ihm jedoch nicht die gewünschten Informationen.« Constant sah Latymer an und spürte, daß dessen Zorn verflogen war. Er hatte den beiden einen Knochen mit der nötigen Menge Fleisch daran vorgewor-

fen, um sie für eine Weile beschäftigt zu halten.

»Dann müssen es die Franzosen sein«, meinte Aubrey, nicht sonderlich überzeugt.

»Nicht unbedingt. Welche Motive könnten sie für so etwas haben? Natürlich können in die Sache ein paar Franzosen verwickelt sein; aber das ist etwas anderes. Der SDECE, der nymphomanste aller Geheimdienste, könnte ja schon wieder einmal penetriert worden sein.« Für einen Augenblick gestattete er sich ein frostiges Lächeln. Ehrlich amüsiert, mußte Aubrey kichern.

»Das ist völlig richtig«, stimmte Latymer ihm zu. »Die Freilassung Perriers hat auch mir zu denken gegeben. Aber wenn Gardiner nichts von ihm erfahren hat, was angesichts der Umstände auch höchst unwahrscheinlich ist – wer hat ihm dann von Etienne erzählt?« Für einen Augenblick starrte er sie beide an, um sich plötzlich – vielleicht zum erstenmal – bewußt zu werden, welche Verzweigungen Constant um seinen Samariterdienst aufgedeckt hatte. Diese Erkenntnis brachte ihn zum Schweigen.

»Ja?« meinte Constant mit einer Grimasse der Zufriedenheit. »Zu welchen Ergebnissen gelangen Ihre neuen Überlegungen? Würden Sie uns darüber bitte aufklären, Mister Latymer.«

»Es ... es gibt da einiges, das Ihre Theorie stützen würde. Verschiedene Dinge, die ich nicht berücksichtigt hatte ...« Es war schrecklich, als würde Gardiner noch einmal betrogen. »Aber sie ergeben keinen Sinn«, fügte er schwach hinzu.

Constant stellte seine langen Finger gegeneinander und sah über sie hinweg auf die beiden Männer. »Sehen wir doch einmal, mit welchen Wahrscheinlichkeiten wir es möglicherweise zu tun haben. Wenn Sie wollen: Rache – ganz simple Rache. Vielleicht für Philby und Blake. Oder vielleicht auch nur, um ... die Nachfolge zu schwächen?« Nach kurzer Pause fuhr er fort: »Ich gebe natürlich ein recht bedeutendes, wenn auch nicht umfangreiches Ziel ab, meine Herren. Und dazu

noch Eugene van Lederer als Bonus mit in den Topf geworfen, wenn Lidbrooke oder sonst jemand etwas über die ›Wolfsgruppe‹ erfährt?«

»Sie stellen das ja dar wie einen ehemaligen Schülerbund«, bemerkte Latymer bitter. »War es denn so? Und wie ist die Sache dann trotzdem an den Tag gekommen?«

»Keine Ahnung. Aber es wäre zumindest möglich. Sie müssen doch auch in SOE von den Gerüchten gehört haben – und es muß sowohl in der Abwehr und der Gestapo wie in der SS Leute gegeben haben, die davon wußten. Ich weiß zwar nicht, wie Ihr Mann an die Namen gekommen ist; aber offensichtlich hat er sie irgendwie bekommen. Und dann wird Gardiner noch entsprechend scharf gemacht – entweder von diesem Unbekannten oder von der Moskauer Zentrale –, und schon geht es los. Und Sie haben ja selbst gesehen, was er bis jetzt schon angerichtet hat.« Er warf die Hände in die Luft, um eine Explosion anzudeuten.

Latymer, in die Betrachtung der imaginären Wolke versunken, die sich über dem Schreibtisch erhob, warf ein: »Durchaus plausibel. Aber weshalb sollte Gardiner sich nicht einfach nur für das an Ihnen rächen wollen, was Sie ihm angetan haben? Auf eine verrückte Art und Weise ergibt das doch auch einen Sinn. Zumindest tätet es das für Gardiner – nachdem die Sache mit Dupuy alles in Gang gebracht hatte. Abgesehen davon, wie sollte ihn jemand so gründlich beobachtet haben und sein Verhalten so exakt vorhersehen können?«

»Aber Sie sehen doch selbst, daß dieser Umstand Sie in keiner Weise überrascht. Weshalb sollte das auf jemanden anderen zutreffen, der sich mit diesem Thema befaßt hat?«

Leise bemerkte Aubrey: »Dann sollten wir ihn uns lebend schnappen, wenn es irgendwie geht.«

»Nicht unbedingt. Ich denke nicht, daß er irgend etwas weiß.«

»Müssen wir denn jeden umbringen, Stellvertretender?«

fragte Aubrey aufgebracht. Er starrte Constant lange und eindringlich an, bis er sich wieder in seinen Sessel zurücksenken ließ.

»Das ist in diesem Fall nicht meiner Entscheidung überlassen. Ich fürchte, daß die CIA General van Lederer den bestmöglichen Schutz angedeihen lassen wird, und es liegt nicht in meiner Macht, irgendwelche Maßnahmen zu verhindern, die sie in diesem Zusammenhang ergreifen könnten. Es ist kaum anzunehmen, daß sie angesichts der Ereignisse der jüngsten Vergangenheit einzig und allein mit unserem – im übrigen durch nichts beweisbaren – Wort vorliebnehmen würden.« Er lächelte.

»Aber sollten Sie nicht wenigstens die Franzosen entsprechend informieren, falls Ihre Vermutungen der Wahrheit entsprechen?«

»Der SDECE soll ruhig einmal beweisen, daß er selbst Herr der Lage ist.«

Latymer erwog währenddessen den Gedanken, ob Constant hinter dieser raffinierten Theorie nicht vielleicht einen eindeutigen Akt der Selbsterhaltung verbarg. Es war durchaus möglich, gestand er sich ein – allerdings eindeutig weniger wahrscheinlich als die Tatsache, daß Gardiner sich einfach selbst nach dieser langen Zeit noch rächen wollte. Schließlich hatte auch keiner der beiden Männer tatsächlich mit Gardiner *gesprochen*, wie er das getan hatte. Jedenfalls hatte Gardiner nicht die geringsten Zweifel, weshalb er das alles tat.

Aubrey wollte eben etwas sagen, als das Telefon klingelte. Gereizt nahm Constant den Hörer ab, lauschte stirnrunzelnd hinein und legte dann wieder auf. Er wandte sich an Latymer: »Ich fürchte ... das Krankenhaus ... Ihre Frau. Sie meinen, Sie sollten so schnell wie möglich ins Krankenhaus kommen. Selbstverständlich können Sie sofort gehen.« Er gab sich Mühe, besorgt zu wirken, was ihm allerdings nicht gelang. Latymer verspürte die Nachricht wie einen Schlag in die

Magengrube, auf den er zwar vorbereitet war, obwohl er ihn dennoch überraschte. Leise etwas zu Constant und Aubrey murmelnd, stand er auf und verabschiedete sich. Aubrey vermißt sichtlich, Constant anzusehen, nachdem Latymer die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Er hätte nicht genau sagen können, wann sie starb. Es war der endgültige Betrug, zum letztenmal diese Nicht-Aufmerksamkeit in einer langen Folge gleichgültiger Momente, welche letztlich die Liebe ausmachten. Er stellte fest, und er konnte nicht sagen, wann genau es ihm aufgefallen war, daß sie zu atmen aufgehört hatte, daß das weiße Laken, welches ihren Körper bedeckte, sich nicht mehr hob und senkte. Er war nicht fähig gewesen, ihr ruhiges Atmen zu hören. Auf unerklärliche Weise fühlte er sich sogar betrogen, als hätte sie laut und heiser atmen sollen, als hätte der Tod ihre Kehle wie eine Rassel ertönen lassen sollen. Völlig unscheinbar die Art ihres Scheidens. Kein Höhepunkt, nichts.

Sie hatten dafür gesorgt, daß sie in ihrem durch Drogen eingeleiteten Schlaf sterben würde. Eine schreckliche Ironie.

Eine letzte, schreckliche Ironie – nichts schien sich an ihr verändert zu haben, nachdem er sich zu ihren Nasenflügeln hinabgebeugt hatte, in der Hoffnung, ihr Atem würde über seine Wange streifen; und dann hatte er sich wieder gesetzt. Selbst die Totenblässe ihrer Haut behielt die gleiche gräuliche Färbung bei, die er mit diesen letzten Wochen in Verbindung zu bringen begonnen hatte. Mit einemmal konnte er es nicht mehr ertragen, mit dem Körper in einem Raum zu sein. Gemeinsam mit all den anderen Toten hatte die Frau sich ihm entrissen und damit das Leben, das sie geteilt hatten, Lügen gestraft.

Und da war nichts in ihm. Er war jeden Gefühls beraubt. Der zerrende Schmerz war weg, als hätte sie ihn aus ihrem Griff freigelassen. Kein Lichtstrahl flackerte durch die Blätter und

Zweige ihrer Qualen, ihres Sterbens, ihres Alterns. Nichts.

Er traf die nötigen Vorkehrungen für das Begräbnis und widersagte dem trügerischen Trost, der ihm angeboten wurde.

Der Tag war noch hell, als er ins Freie trat; der frühe Abend brillierte mit einem Sonnenuntergang, der in seiner Farbenpracht lächerlich und fehl am Platz wirkte.

Nach einer Viertelstunde und fünfzehn Kilometern mußte er schließlich anhalten. Er stieg aus dem Wagen und erbrach sich in das üppige Gras hinter einer dunklen Hecke. Es dauerte nicht allzulange, bis sein Körper sich von den krampfhaften Zuckungen erholt hatte und er wieder weiterfahren konnte – zu dem leeren Haus in Chelsea. Bis dahin war sein betäubter Verstand wieder zum Leben erwacht, und er konnte sich deutlich an sie erinnern – so viele schmerzvolle Bilder.

Gardiner wußte, daß er nun nichts mehr weiter unternehmen konnte, wie geschickt er bisher auch gewesen sein mochte und wie sehr ihm das Glück zur Seite gestanden haben mochte. Der abendliche Berufsverkehr begann sich langsam zu lichten, während die letzten Berufstätigten das Stadtzentrum verließen. Auf den Champs Élysées, haßte er nun das Gefühl des Alleinseins, wie er es zuvor genossen hatte; denn nun bedeutete die Isolation Machtlosigkeit. Bei dem Versuch, van Lederer aufzuspüren, durfte er es auf keinen Fall riskieren, sein Vorhaben zu erkennen zu geben. Er mußte die amerikanische Botschaft überwachen, aber seine Bemühungen schienen ihm von Stunde zu Stunde vergeblicher.

Nachdem er die unmittelbare Umgebung von Tours mit einem gestohlenen Wagen verlassen hatte, war er per Anhalter weitergefahren. Das letzte Stück bis Paris, wo er am Vormittag eingetroffen war, hatte ihn ein Lastwagen mitgenommen.

In Paris hatte er sich dann einen Wagen gemietet, den er in sicherer Entfernung am Rond Point geparkt hatte. Um den Wagen zu mieten, hatte er seinen letzten Ausweis benutzt. Er

war nun Armand Skrela aus Toulouse. Ohne seine Familie auf Urlaub in der verruchten Großstadt. Entsprechend seiner neuen Identität trug er ein bunt gestreiftes Hemd, eine leichte Sommerhose und eine Sonnenbrille. Zur Vervollständigung seiner Verkleidung baumelte von seinem Hals an einem Lederriemen eine Kamera.

Im Lauf der Zeit verschaffte er sich ein zunehmend vollständigeres Bild vom Umfang der Überwachungsaktivitäten. Das gab ihm zu verstehen, daß sich van Lederer in der Botschaft aufhielt und daß er erwartet wurde. Er trug die Sonnenbrille, nahm sie dann ab – er ließ die Kamera im Auto und trug eine leichte Jacke, um sie dann wieder abzulegen. Er benutzte die andere Seite der Champs Élysées und die Metro-Unterführung zur Place de la Concorde. Er stellte fest, daß sie bis jetzt noch keine Fotos von ihm hatten und blindlings nach ihm jagten. Er hielt sich, immer mit scheinbarer Absichtlosigkeit, in Bewegung und bemühte sich, nie in derselben Verkleidung am gleichen Ort wiederzuerscheinen. Das war schwierig, nervenaufreibend. Aber es hielt ihn davon ab, sich über seine Situation Gedanken zu machen. Nur die einzelnen aufeinander folgenden Momente waren real.

Er rief im NATO-Hauptquartier an, wobei er sich als britischer Journalist ausgab. Man teilte ihm mit, daß General van Lederer nicht dort war; aber er könnte es in der amerikanischen Botschaft versuchen. Und dann hatte er im Archiv der *Paris Soir* geforscht, bis er schließlich auf ein Foto des Gesuchten gestoßen war. Und das war alles gewesen, was er bis dahin hatte unternehmen können.

Als er zu dem sandfarbenen Simca zurückkehrte, um wieder einmal seine Kamera zu holen, sah er auf dem Fahrersitz einen großen Umschlag liegen, ohne daß an dem Mietwagen irgendwelche Spuren von Gewaltanwendung festzustellen gewesen wären.

Zitternd setzte er sich in den Wagen. Dann riß er unbeholfen

den Umschlag auf und entnahm ihm ein paar Hochglanzabzüge. Es waren lauter Fotos von van Lederer, auf der Rückseite sauber mit Tinte beschriftet. Er war zu völliger Bewegungsunfähigkeit erstarrt – eine Lähmung von Willen und Muskeln. Hätte ihn das Überwachungsteam in diesem Augenblick gefunden, hätten sie ihn ohne weiteres festnehmen können.

Nicht einmal den Schweiß, der auf seiner Stirn ausbrach, konnte er unter Kontrolle halten – oder die kalten Schauer an seinen Seiten. Im Wagen war es brütend heiß, und er kurbelte das Fenster nach unten.

Und die Freilassung Perriers, und Latymers offensichtliche Schockiertheit, als hätte man ihn hintergangen, und sein Entkommen aus den Händen der Polizei – alles war so einfach gewesen, die Sicherheitsvorkehrungen zu lasch.

Irgend jemand half ihm – jemand, der über enormen Einfluß verfügte. Dies war die Schlußfolgerung, zu welcher er gelangte, als er das Paket seiner Ängste, gleichzeitig unbeholfen und gierig, öffnete. Nicht, daß die Fotos ein Trick waren. Nein, er war nur eine Figur in einem Spiel, Bestandteil eines größeren, umfassenderen Plans. Das entsetzte ihn. Auch verärgerte es ihn – in einer extremen Reaktion auf den Verlust seines Alleinseins.

Warum?

Van Lederer wurde ihm auf einem Teller präsentiert, wobei ihm wieder einfiel, daß der General, wie Latymer ihm bestätigt hatte, innerhalb des Geheimdiensts der NATO einen hohen Rang einnahm. Umsonst, gratis, für nichts. Irgend jemand war daran gelegen, ihn auf van Lederer anzusetzen. Irgend jemand wollte van Lederers Tod.

»Warum?« Diesmal hatte er seinen Gedanken unwillkürlich ausgesprochen, und er erschrak über sich selbst.

Wie ein kalter Wasserguß weckte der Blick eines Passanten, der ihn aufgrund seines unterdrückten Schreis kurz verdutzt ansah, seine Willenskraft zu neuem Leben.

Er mußte nachdenken ...

Irgend jemand wollte van Lederer aus dem Weg geräumt haben; und vielleicht mit ihm auch Constant. Es mußte sich dabei um eine Geheimdienstoperation handeln. Steckt der KGB dahinter, oder ein Geheimdienst eines der Satellitenstaaten? *Sollte er aus patriotischen Erwägungen vor seinem Vorhaben zurückschrecken?*

Nein.

Er war fest entschlossen. Es war ganz einfach. Selbst als Vollstreckungsorgan eines Feindes *wollte* er seinen Plan immer noch durchführen, auch wenn dies genau das war, was die anderen von ihm wollten. *Ja, er wollte es.*

Wie durch einen schmalen Spalt in einer Tür sah er die blanke Zukunft, die vor ihm lag. Er hatte keine Wahl – ganz gleich, ob er das wollte oder nicht. Dupuy und Perrier und de Vaugrigard waren tot, und er wurde wegen der Morde an ihnen gesucht. Es war egal, wer seine Handlungen lenkte, ihn kontrollierte. Oder warum.

Es war ein öder Augenblick – so öde, daß er seinen Kopf aus dem Fenster steckte, um die trockene Luft draußen einzusaugen, geschwängert von Abgasen und dem staubigen Geruch von Bäumen und Gewächsen im Zentrum einer Großstadt. Er bekam dadurch weder einen klaren Kopf, noch vertrieb es die tunnelartige Gerautheit und Begrenztheit des Weges, der vor ihm lag. Dagegen war nichts zu machen.

Am Ende war es die sture Begrenztheit seines Denkens, die ihn rettete. Er würde weder die Vergangenheit noch die Gegenwart näher prüfen, sondern wie über trügerisches, schmelzendes Eis über sie hinwegjagen.

Er brach seine Vision der Zukunft ab, worauf sie wie ein ausgeschalteter Fernsehapparat verflackerte. Seine Zeit war begrenzt, und sein Ziel ein zweifaches. Zwei Tode. Und sobald der zweite Mann gestorben war, war sein Vorhaben zu Ende geführt. Total. *Stell dir das einmal vor. Nur das.*

Sein Kopf war schwindlig vom Nachdenken, als er aus dem Wagen stieg. Immer, wenn sein Verstand sich in Aufruhr befunden hatte, stellte er fest, hatte er mit einem Teil seiner Bewußtheit die Fotos von van Lederer studiert. Das freute ihn – das Funktionieren des Persönlichkeitszuges, den er am meisten bewunderte, den totalen und vollständigen Mann der Tat. Er hatte angefangen, in seinem Traum von sich selbst zu leben. Dies zu tun war, als lebte er in einer unerwarteten Gedächtnislosigkeit. Eine Oberfläche, ohne Tiefe.

Das war auch eine Art Freiheit. Zumaldest klammerte er sich an die Vorstellung, daß es dies war.

Er wußte, daß sie ihn entdeckt haben mußten – zumaldest vermuteten sie, daß er sich irgendwo auf den Champs Elysees herumtrieb –, als er van Lederer in einem offenen Sportwagen wegfahren sah. Es war der offensichtlich völlig unpassende Wagen gewesen, der ihn auf diesen Gedanken hatte kommen lassen: Sie wollten ihn damit ködern, ihn aus der Reserve locken. Er blieb, wo er war, der einzige Ruhepunkt, wie es ihm schien, innerhalb dieser ständig sich bewegenden Szenerie, bis der zweite Wagen aus dem Hof der Botschaft fuhr ...

Er bemerkte zwei weitere Autos – geparkt –, die Gesichter ihrer Insassen undeutlich und anonym hinter den Scheiben. Sie warteten auf ihn. Er verhielt sich still, bis der Drang, etwas zu unternehmen, die Verfolgung aufzunehmen, für ihn so körperlich spürbar wurde wie ein Jucken. Van Lederer überquerte die Place de la Concorde; er konnte die dichte Mähne grauen Haares über der Zivilkleidung erkennen, als sich der Sportwagen in den dichter werdenden Verkehr einordnete und in Richtung Les Invalides fuhr. Als er ihn schließlich aus den Augen verlor, ging er langsam zum Rond Point zurück und beobachtete zwei gut gekleidete Kinder, die mit ihrem Kindermädchen einen Spaziergang machten.

Er ging an seinem Mietwagen vorüber und ließ von seinem Schaufensterbummel nicht eher ab, als bis er sein Erschei-

nungsbild als Tourist wiederhergestellt hatte. Er wartete auf der anderen Straßenseite, bis er sicher war, daß niemand den Wagen beobachtete; dann überquerte er sie, stieg ein und fuhr in Richtung Arc de Triomphe davon. Es wurde langsam Zeit, daß er eine Bleibe für die Nacht suchte. Dann würde er zurückkommen.

Während der Fahrt lag der Umschlag am Rand seines Blickfelds auf dem Beifahrersitz. Er begann, sich seinetwegen Gedanken zu machen; aber er stellte seine eigene Zielrichtung in keiner Weise in Frage.

»L'Etranger« lag auf einer bequemen Couch im Wohnzimmer einer Wohnung in der Avenue de Wagram, einer der Hauptverkehrsstraßen, die von dem Strudel um den Arc de Triomphe abgingen, als Gardiners Wagen unbemerkt unter seinem Fenster im dritten Stock vorbeifuhr.

Den Umschlag hatte einer seiner Männer in den Simca geschmuggelt, wie auch einer seiner Männer am Abend zuvor Gardiners Flucht ermöglicht hatte.

Es war eine verzweifelte, übereilte Aktion gewesen. Die Tatsache, daß der Engländer, Latymer, Gardiner in Etiennes Château in Azay gestellt hatte, war eine unerwartete Überraschung gewesen, obwohl Latymer Gardiner stets sehr dicht auf den Fersen gewesen war. Und Latymer war, wie er sich eingestehen mußte, auch immer ein möglicher Störfaktor gewesen, was seine Kalkulation hinsichtlich Gardiners Verhalten anbetraf.

Der Mann sog an seiner Zigarette und blies den Rauch gegen die hohe, verzierte Decke des Wohnraums. Sein strenges Gesicht war entspannt, aber die Muskeln schienen gewohnheitsmäßig verkrampt – Ausdruck seiner Entschlossenheit und Willenskraft, wie auch immer seine sonstige oberflächliche Stimmung sein mochte. Im Augenblick befand er sich in einem Zustand der Zuversicht und Zufriedenheit, wenn dieser auch

nicht vollkommen war. Vierundzwanzig Stunden lang hatte er sich nun mit dem Kleinkram dieser komplizierten Operation befaßt und darüber fast die Gesamtübersicht und das Ziel seines Planes aus den Augen verloren.

Er hatte mit den Fotos von van Lederer sein Eingreifen zu erkennen gegeben. Und er fragte sich, ob Gardiners bereits seine Kameratasche geöffnet und dort die Bilder von Catherine Vigny gefunden hatte, jener Frau, welche van Lederer möglicherweise Gardiner vor die Flinte treiben würde. Auf zwei Schnappschüssen war van Lederer in ihrer Begleitung zu sehen, und auf die Rückseite eines von ihnen war mit Bleistift ihre Adresse gekritzelt.

Er war sich ziemlich sicher, Gardiners Reaktion vorhersehen zu können. Seine gesamte Operation hatte bisher auf einem absolut zuverlässigen Verständnis des Engländer basiert; und bis zu diesem Punkt war die Richtigkeit seiner Vermutungen in jeder Hinsicht bestätigt worden. Aber nachdem nun seine Primärzielobjekte gewarnt waren, mußte er sich dazu bekennen, daß seine Hand die ganze Zeit über im Spiel gewesen war. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hatte Gardiner bisher beste Arbeit geleistet. Wie würde es in diesem Fall aussehen ...?

Er stand auf und überquerte mit schweren Schritten den Teppich. Er öffnete ein zierliches Schränkchen und nahm eine Flasche und ein Glas daraus hervor. Pernod. Er schenkte sich ordentlich ein, goß Wasser dazu und kehrte, nachdenklich an seinem Glas nippend, zur Couch zurück. Der scharfe Anisgeschmack auf seiner Zunge weckte seine Lebensgeister, und schweigend hob er sein Glas, als prostete er einer nicht im Raum anwesenden Person zu – oder vielleicht galt diese Geste auch nur ihm selbst.

Natürlich würde er sich mit Gardiner treffen, sobald die Operation vorüber war. Er genoß diese Vorstellung. Er hatte sich dieses Zusammentreffen als komplett Überraschung gewünscht, aber vielleicht war das egal.

Er seufzte, ein seltsam lautes Geräusch in dem leeren Raum. Die CIA würde unter Umständen versuchen, Gardiner mit Hilfe der Frau aus seiner Deckung zu locken. Das mußte er auf jeden Fall verhindern, wenn es sich auch als nachteilig erweisen konnte.

Natürlich hatte er Beweise, und er hätte es auch auf andere Weise versuchen können. Aber Beweise konnten immer als Fälschung hingestellt werden, und dann konnte er als ihr Urheber verdächtigt werden. Gardiner war eine Gelegenheit, wie er sie nicht besser finden könnten. Eine menschliche Bombe, die er vor die Tür der zwei Männer gesetzt hatte, die er vernichten mußte.

Um acht Uhr, Pariser Ortszeit, stieg KGB-Oberst Innokenti Wassüjitsch Petrowitsch, Quelle ›Franklin‹, aus der Aeroflot-maschine, die eben in Orly gelandet war. Er trug Zivilkleidung, machte aber sonst keinerlei Zugeständnisse im Hinblick auf eine Geheimhaltung seines Ranges. An seinem Verhalten wäre jedem Beobachter mit einem einigermaßen geschulten Auge aufgefallen, daß es sich bei dem Neuankömmling um ein hochgestelltes Mitglied des Ausschusses für Staatssicherheit handeln mußte. Das SDECE-Team hielt seine Ankunft fotografisch fest, und auch ein CIA-Mann nahm sein Erscheinen mit einer gewissen Befriedigung und Erregung zur Kenntnis.

Petrowitsch wurde von zwei Herren von der sowjetischen Botschaft empfangen, denen er eher widerstrebend die Hände schüttelte, während sie ihm ihrerseits mit deutlich spürbarer Ehrerbietung entgegenkamen. Rasch durchquerten sie die Abfertigungshalle für Diplomaten, wo sein Paß anstandslos akzeptiert wurde. Dort nahm er auch seinen Koffer in Empfang, wobei weder dieser noch seine Aktentasche am Zoll kontrolliert wurden.

Vor dem Flughafengebäude wartete eine schwarze Limousine auf ihn – ein Mercedes und kein ZU. Petrowitsch nahm auf

dem Rücksitz Platz, während seine beiden Begleiter vorne einstiegen, von ihrem hohen Gast durch eine dicke Glasscheibe getrennt.

Während die Limousine in Richtung Innenstadt fuhr, rauchte Petrowitsch die amerikanischen Zigaretten, die er in dem offiziellen KGB-Laden am Dscherschinsky-Platz, gegenüber der Zentrale, billig erstanden hatte, und überflog verschiedene Papiere. Darin wurde auf seine angebliche Inspektion der Organisation Bezug genommen, ebenso wie auf eine neue Initiative zur Penetration des SDECE, welche er in die Wege leiten sollte.

Der Gedanke an das Treffen mit van Lederer rief keinerlei Nervosität in ihm hervor – eher ein umfassendes, wenn auch subtiles Gefühl der Zufriedenheit und vorsichtigen Zuversicht.

KAPITEL ELF

Vergeltung

Nachdem er gut und reichlich geschlafen, genüßlich gebadet und sich rasiert hatte, suchte Petrowitsch den KGB-Residenten auf. Er trug einen dunkelgrauen Nadelstreifenanzug mit einem gestreiften Hemd und einer bunten Krawatte. Dies entsprang seinen bewußten Anstrengungen, möglichst wenig russisch zu erscheinen. Buchow, der Resident, war gekleidet wie üblich – in der Uniform eines Botschaftschauffeurs. Innerhalb des KGB nahm er denselben Rang ein wie Petrowitsch. Allerdings gab es in Paris zu seiner Tarnung einen Oberstleutnant, der sich entsprechend aufspielte und Befehle erteilte und in den Akten als Resident aufgeführt und fotografiert war, während unterdessen Buchow ungestört seiner wirklichen Aufgabe nachgehen konnte.

In mehr westlichem und weniger militärischem Stil hatte Petrowitsch sich sein Haar länger wachsen lassen. Dagegen war Buchows Haar kurz geschoren und um die Ohren ausrasiert, so daß dort die Kopfhaut durch die grauen Borsten schimmerte. Sein dicker Hals bedrohte den knappen Uniformkragen. Als Petrowitsch ihn fand, saß er gerade in dem kleinen Aufenthaltsraum für die Chauffeure, der ihm auch als Büro diente. Er lag in der Tiefgarage und war akustisch völlig abgeschirmt.

»Nun, Innokenti Wassiljitsch, ich hoffe, Sie haben gut geschlafen?«

»Allerdings, Sergei Kusmitsch. Vielen Dank. Wirklich ein sehr schönes Zimmer.« Ähnlich Sparringspartnern schienen

sich die beiden Männer in der Vorfreude auf ein paar Fitneßübungen in Sachen Geheimdienstarbeit gegenüberzustehen.

»Es ist alles geregelt – der Kontakt mit ›Wolverine‹: am vierzehnten möglichen Treffpunkt auf der Liste, mittags. Um diese Zeit wird der Luxembourg überfüllt sein. Ich habe Ihnen ein Lunchpaket mit belegten Broten machen lassen, um Ihre Tarnung zu vervollständigen ...« Buchow lächelte. »Sie sind sehr überzeugend in Ihrer Maske als Westeuropäer!«

»Finden Sie mich ein bißchen zu auffällig?«

»Nein, keineswegs. Ganz französischer Geschäftsmann, würde ich sagen. Wirklich gut; nur der Anzug ist für den Sommer vielleicht etwas zu dunkel. Tragen Sie die Jacke vielleicht über den Arm geworfen, ja?«

Petrowitsch nickte.

»Was ist mit dieser Lidbrooke-Geschichte? Ist das nun alles abgeschlossen oder nicht?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, daß sie abgeschlossen ist. Wir sind mit der größtmöglichen Vorsicht vorgegangen, und es sind uns keine Fehler unterlaufen. Ich bin mir sicher, daß sie Lidbrooke als den ›Maulwurf‹ akzeptiert haben. Rasches Durchgreifen hat an sich bereits etwas Überzeugendes.«

Buchow lächelte, so daß seine kräftigen Zähne zum Vorschein kamen. Er war ein Mann, immer noch in der Blüte seiner Jahre, obwohl ihm sein strenger Haarschnitt und die breite Nase ein älteres, bauernhaftes Aussehen verliehen, das nicht ganz den Tatsachen entsprach. Wie alle jüngeren Residenten im Ausland war er Absolvent der Lenin-Universität und der KGB-Akademie.

Offensichtlich zufrieden, nickte Petrowitsch. Er hatte sich bisher anläßlich jedes Parisaufenthalts in seiner Funktion als ›Franklin‹ mit Buchow getroffen, den er mochte und dem er vertraute. Er war ruhig, tüchtig und nicht von der Engstirnigkeit vieler der älteren, höher gestellten Männer der Zentrale, Überlebende Berias und ehemalige Mitglieder des NKVD und

des MGB.

»Ganz meiner Meinung. Sie haben, was die Person betrifft, eine gute Wahl getroffen, und auch ihre Eliminierung verlief reibungsloser, als in dieser Eile zu erwarten gewesen war. Für die Wahl Lidbrookes als Sündenbock haben Sie sich wirklich vollstes Lob verdient. Als ich die Rollin ins Spiel brachte, die im Bett wirklich *sehr* überzeugend ist, ist uns Lidbrooke in die Falle gelaufen. Er war ein dummer Lüstling, wie sein Dossier ja immer zu verstehen gab.« Er machte eine Pause und änderte das Thema: »Ich muß ›Wolverine‹ mit Informationen füttern, welche die Dringlichkeit unseres Treffens gerechtfertigt erscheinen lassen. Ich habe mir Dokumente anfertigen lassen, die darauf hindeuten, daß mich der SID unter Verdacht hat; außerdem eine Reihe von Papieren von den letzten drei Treffen des Politbüro-Sicherheitsunterausschusses, in denen von tiefgreifenden Veränderungen und Umstrukturierungen innerhalb unserer Organisation die Rede ist. Obwohl ich die Amerikaner natürlich anflehen werde, mich zurückzuziehen, wird Langley dieser Verlockung kaum widerstehen können und mir befehlen zurückzukehren. Zweifellos werden sie mir das Blaue vom Himmel herunter versprechen.«

Buchow lachte. »Werden Sie eigentlich je überlaufen, Inno-kenti Wassiljitsch?«

»Ganz ausgeschlossen ist es zumindest nicht.« Er lächelte sarkastisch. »Aber erst, wenn die Zentrale sicher sein kann, daß ich genügend getan habe, mir eine Neuanstellung innerhalb der CIA verdient zu haben. Wenn es soweit ist, werde ich förmlich brüllen, herausgeholt zu werden.«

»Und wie ich Sie kenne, sehr laut sogar.«

»Wie soll unser heutiges Treffen aussehen?«

»Wie üblich. Sie werden sich, wenn Sie hier wegfahren, genau nach Plan verhalten. Der Wagen, der Sie beschattet, wird an einem bereits festgelegten Punkt ausfallen. Sie werden das natürlich nicht merken, und der zweite Wagen wird Sie erst

nach dem Treffen wieder aufspüren. Ich würde vorschlagen, daß Sie vor allem darauf achten, den Wagen, der Sie beschattet, auch noch nach seinem Ausfall abzuschütteln zu versuchen, damit die Amerikaner auch wirklich von Ihrer Angst vor unseren Leuten überzeugt sind.« Petrowitsch nickte. »Wir werden zumindest einen Mann im Park postieren. Er wird sozusagen Ihre Alarmglocke sein, falls sich dies als nötig erweisen sollte ...«

Petrowitsch schüttelte bereits seinen Kopf, aber er sagte: »Natürlich. Aber die Tarnung als ›Franklin‹ ist intakt, Sergej. Die Zentrale hat sich nicht meinetwegen Sorgen gemacht, sondern eher der Einrichtung von Abteilung SO-4 wegen, um unseren ›Maulwurf‹ ausfindig zu machen.«

»Ach, da fällt mir gerade ein ... zwei Männer aus dieser Abteilung waren auch in die Lidbrooke-Geschichte verwickelt; Aubrey, der kleine Dicke, und Latymer, sein engster Mitarbeiter. Beide sind inzwischen wieder nach London zurückgekehrt, glaube ich.«

»Gut. Dann ist alles bestens vorbereitet. Alles, was wir jetzt vor meinem Treffen mit ›Wolverine‹ noch brauchen, ist ein vollständiger Bericht über die Sitzung des NATO Senior Intelligence Committee, zusammen mit der Reaktion der CIA auf den Tod Lidbrookes.« Er sah auf seine Uhr. »Lassen Sie uns doch noch etwas Kaffee bringen, Sergej; für eine Tasse würde die Zeit noch reichen.«

Van Lederer horchte auf die Stimme von Catherine Vigny und spürte, wie gut sie von Gardiner instruiert und unter Kontrolle gehalten wurde, bevor er ihr gestattet hatte anzurufen. Offensichtlich war sie sich dessen, was sie tat, voll bewußt, und inzwischen war sie auch überzeugt, daß ihr eigenes Überleben einzig und allein von der Qualität ihrer schauspielerischen Fähigkeiten abhing. Hätte man ihn hinsichtlich Gardiners nicht gewarnt, hätte er ihr vermutlich geglaubt.

Die Geschichte, die sie ihm erzählte, betraf ihren Mann, der ihr aus Bonn hinsichtlich gewisser Gerüchte geschrieben hatte, die ihm dort zu Ohren gekommen waren. Er drohte damit, van Lederer bloßzustellen. Er mußte zugeben, daß sie ihre Sache wirklich nicht schlecht machte. Sie war eine gute Schauspielerin. Er sah zu Buckholz hinüber, der den Hörer des Zweitapparates am Ohr hatte, und erkannte an seinem konzentrierten Stirnrunzeln, daß er sich seine Freude über das Glücken seines Vorhabens nicht anmerken lassen wollte. Van Lederer selbst verspürte eine intensive Vorfreude – das Überlegenheitsgefühl des Mörders in einem verdunkelten Raum.

Er ließ die Frau weitererzählen und zeigte sich in gebührendem Maße beunruhigt. Dann erklärte er ihr ausführlich die Gründe, weshalb er im Augenblick nicht zu ihr kommen könnte. Außerdem brach er – damit sollte Gardiners Glauben, er hätte den Köder geschluckt, zusätzlich bestärkt werden – noch fast einen Streit vom Zaun, indem er sie darauf hinwies, daß sie vereinbart hatten, daß sie ihn auf keinen Fall in ihre Eheprobleme hineinziehen sollte.

Schließlich sagte er: »Das kommt mir im Moment verdammt ungelegen, Catherine. Wie soll ich jetzt zu dir rauskommen? Aber gut – wenn du vielleicht noch eine halbe Stunde warten kannst; vielleicht wird es auch eine ...« Er warf Buckholz einen kurzen Blick zu, worauf dieser nickte. »Also gut, ich komme raus; aber um Gottes willen, reiß dich zusammen!« Er klang ungehalten und ihrer plötzlich überdrüssig. »Dreh also bitte nicht gleich durch, ja? Also, bis gleich.«

Er legte den Hörer auf, um dann gleichzeitig mit Buckholz laut auszuatmen. Es war, als hätte keiner der beiden Luft geholt, seit der Anruf durchgestellt worden war.

Dann sah er Buckholz scharf an und sagte nur: »Schnappt ihn euch.«

Gardiner war argwöhnisch, weil er ganz einfach Unmögliches von der Frau verlangt hatte. Sie hatte ihre Sache gut gemacht, und er mußte auch zugeben, daß van Lederer durchaus überzeugt geklungen hatte. Er hatte das Gespräch über den Zweitapparat mitverfolgt und sie vom Schlafzimmer aus in dem großen Wandspiegel beobachtet, während sie in dem geräumigen Wohnzimmer am Hauptapparat saß. Aber er hatte doch seine Zweifel ...

Es war einfach die Tatsache, daß van Lederer von ihm wissen mußte, daß er sich in allem der äußersten Vorsicht befleißigen mußte, zumal er, Gardiner, sich durch die Ausfahrt in dem offenen Sportwagen nicht hatte ködern lassen. Er hatte der Frau nicht vorgeschlagen, sich an einem neutralen Ort mit ihm zu treffen, und das deutete darauf hin, daß er wußte, daß Gardiner hier war.

Er legte den Hörer auf und betrat den Wohnraum im ersten Stock, von dem aus man die Avenue Gabriel überblicken konnte. Die schweren Vorhänge waren zurückgezogen, und durch die hohen Fenster fiel das Sonnenlicht in den Raum. Vor allem nach der letzten Nacht empfand er die Sauberkeit in diesem Zimmer. Er trat an eines der Fenster und sah auf die Avenue Gabriel und ihren urbanen Wohlstand hinaus. Die Nacht hatte er in einem schäbigen, namenlosen Hotel verbracht, das in einem der heruntergekommenen Arbeiterviertel außerhalb des Autobahnringes lag. Er hatte die Schnapschüsse von Catherine Vigny entdeckt, auf deren Rückseite ihre Adresse gekritzelt war. Er hatte Bekanntschaft mit dem Gefühl gemacht, das Geschöpf eines anderen zu sein – und dazu kaltes Wasser zum Rasieren und unappetitliche Laken. Aber er war in die Wohnung gekommen und hatte die Frau gezwungen, ›Wolverine‹ anzurufen. Als er sich dann wieder der Frau zuwandte, stellte er fest, daß sie erschöpft war und unter heftigen, wenn auch vorübergehenden Gefühlen der Reue litt. Er wußte, daß diese Stimmung wieder verfliegen würde und sie

sich binnen kurzem nur noch wünschen würde, nicht zugegen sein zu müssen, wenn es dazu kam. Die Aussicht auf Blut und Gewalttätigkeit, auf den Geruch der Angst würde ihr Übelkeit verursachen, aber nicht der Verrat an ihrem Geliebten. Möglicherweise machte sie sich sogar Sorgen, daß der Teppich in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Später würde sie dann das schlechte Gewissen wieder etwas plagen, aber bald würden sie die Gewohnheit und der Ehealltag auch dessen entbinden. Es war einfach, sie zu verachten; und vielleicht gab er sich diesem Gefühl hin, um es als Gegengift gegen ihre unbestreitbare Attraktivität wirken zu lassen. Zum erstenmal seit Beendigung der Affäre mit dem Mädchen in Dorset verspürte er wieder so etwas wie sexuelles Verlangen – ein Gefühl, das ihm ungelegen kam, ohne daß er es ignorieren hätte können. Sie trug immer noch das dünne, sich an ihren Körper schmiegende Seidennachthemd mit den schmalen Trägern und dem niedrigen Miederteil. Weiß, gegen sonnengebräunte Haut. Die Schultern waren makellos, und er wurde an seine Frau erinnert. Er beschloß, sie als eine weitere Ehefrau zu hassen, die ihrem Mann Hörner aufsetzte. Dennoch fand er sie sofort begehrenswert. Er kannte die anderen Männer nicht, denen ihr Körper gehört hatte – außer *›Wolverine‹*.

»Also gut«, sagte sie, und er hätte schwören können, daß sie sich seiner halb-geformten Wünsche bewußt war. »Ich habe getan, was Sie von mir verlangt haben. Jetzt können Sie ihn töten – Sie Schwein!« Ihr Trotz war spröde, vorübergehend, und er verdeckte nur ihr schlechtes Gewissen.

»Das haben Sie allerdings, Madame. Und Sie haben Ihre Sache wirklich gut gemacht, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf.« Er stand vor ihr und verneigte sich ironisch. Voll Verachtung und Angst schürzte sie die Lippen und rieb sich die Arme, als hätte er sie plötzlich verletzt. In Wirklichkeit hatte er sie kein einziges Mal berührt.

»Was sollen wir jetzt machen, hm?« fragte sie, scheinbar

herausfordernd. »Sollen wir nur hier herumsitzen und warten, bis er kommt?«

Er setzte sich neben sie auf das niedrige Sofa, dessen Polster um seine Schenkel aufzusteigen schienen, als wollten sie ihn umklammern und festhalten.

»Ich denke, genau das werden wir tun«, bemerkte er. Die Waffe befand sich nun in der Tasche seiner Jacke, als wollte sie noch die Gewöhnlichkeit des Morgens verstärken, nachdem der Anruf erledigt war.

Sie sagte: »Wer sind Sie eigentlich? Was haben Sie mit ihm zu tun?«

Er schüttelte den Kopf und schwieg. Abwesend zupfte sie am Stoff ihres Nachthemds. Sie hatte ihre eigene Neugier geweckt und wünschte sie nun auch befriedigt. Außerdem schien sie sich jetzt seiner körperlichen Nähe bewußt. Dies war eine Erkenntnis, die ihr nicht gefiel, wie er sehen konnte. Aber zugleich schien ihr ihre Sexualität nun eine Möglichkeit, ihre Sicherheit zu gewährleisten. Er bemerkte das Schürzen ihrer vollen Oberlippe, das kaum merkliche Senken ihrer Lider.

»Wie wär's mit einer Tasse Kaffee, Madame?« schlug Gardiner vor. »Hätten Sie was dagegen, einen zu machen?«

Achselfuckend stand Catherine Vigny auf und verließ den Raum. Sie durchquerte ein breites Band Sonnenstrahlen. Staubteilchen glitzerten um sie auf wie Sterne, ihr seideses Nachthemd raschelte leise. Er folgte ihr in die Küche, wo sie mit Erleichterung die Anwesenheit der alten Haushälterin zur Kenntnis zu nehmen schien, die Gardiner überrascht hatte, als er sich über den Hintereingang Zutritt zu der Wohnung verschafft hatte. Sie war an einen Stuhl gefesselt – weitäugig, aber unverletzt. Catherine Vigny schenkte ihr jedoch kaum mehr irgendwelche Beachtung. Sie füllte eine Kaffeemaschine und nahm sie wieder nach oben mit.

Rasch blubberte die Maschine in die Stille des Wohnzimmers, und mit einem Seufzer ging das rote Licht an. Sie

schenkte den Kaffee in eine zierliche Tasse und reichte sie ihm. Ihre Hand zitterte dabei ganz leicht.

Dann steckte sie sich eine Zigarette an. Er spürte die Anspannung ihres Denkens – oder vielleicht auch die Entscheidung, die sie gefällt hatte. Sie hatte Angst, weil sie nichts über ihn wußte und sich deshalb hinsichtlich ihres Schicksals nicht sicher sein konnte. Sie hatte den Entschluß gefaßt, sich ihres Körpers zu bedienen. Sie stellte sich zur Schau wie ein exotischer Vogel. Und wider sein besseres Wissen wurde Gardiner immer stärker durch sie erregt. Seine Stimmung der Vorfreude auf das bevorstehende Treffen mit van Lederer hatte sich in das Bedürfnis verwandelt, sie zu berühren.

Er stellte die leere, spielzeugartige Tasse ab und streckte seine Hand nach ihr aus, umfaßte ihre eine Brust. Er spürte, wie sich die Brustwarze unwillkürlich gegen seine Handfläche versteifte, und er drückte das weiche Fleisch, das sich sanft nach oben verflachte. Er beobachtete ihre Augen – Befriedigung und vielleicht auch Lust. Ihr haftete etwas von Appetit an, eine Fähigkeit, das Bewußtsein ihrer Situation zugunsten eines unmittelbaren Bedürfnisses hintanzustellen. Ihre Augen waren mit einemmal weit vor Herausforderung; sie schien sein Zulassen seines Begehrrens zu begrüßen, als würde er dadurch auf die gleiche Ebene mit ihr herabgezogen, als beraubte es ihn seiner Überlegenheit und Bedrohlichkeit.

»Ich wünsche nur, ich hätte genügend Zeit, Madame. Wirklich, das fände ich sehr schön.« Dann stand er auf und lächelte sie an. Den Augenblick zuvor hatte er sich entschlossen, sie zu verletzen, sie zu beleidigen, um seine Überlegenheit wieder herzustellen. Dann hatte er es doch nicht getan. Es hätte sein Vorhaben nur noch mehr in den Schmutz gezogen – das Ritual des Gemetzels. Die Hand, welche ihre Brust umfangen hatte, war heiß und irgendwie beschmutzt.

Er fuhr fort: »Ich werde Sie fesseln müssen, Madame.« Ihre Augen weiteten sich in neuem Schrecken. »Keine Angst, ich

werde Ihnen nichts tun. Aber ich glaube, der General, Ihr Geliebter, hat Verdacht geschöpft ... Nein, Madame, ich mache das nicht Ihnen zum Vorwurf. Das ist einfach nur sein Instinkt. Aber wenn Sie sich vorher vielleicht noch etwas anziehen möchten, falls Ihnen kalt werden sollte ...« In dem Gefühl, nicht in Gefahr zu sein, war sie wieder in Gleichgültigkeit verfallen.

Er fesselte sie mit den Vorhangschnüren. Es war nicht nötig, ihr weh zu tun, und er brachte die Knoten so an, daß sie sich unmöglich selbst befreien konnte.

»Tut es auch wirklich nicht weh?« erkundigte er sich besorgt. Sie schüttelte den Kopf. »Gut. Dann werde ich Sie jetzt knebeln müssen. Ich werde darauf achten, daß ich Sie am Mund nicht verletze. Ich werde ganz vorsichtig sein ...« Er entnahm einer Schublade im Schlafzimmer einen Seidenschal. Ihre Augen beobachteten ihn mit einer Resignation, die zu bewundern er nicht umhin konnte, zumal sie nicht Dummheit oder einem totalen Mangel an Fantasie entsprang.

Er ging zur Tür, wandte sich noch einmal um und nickte ihr zu, während sie verschnürt auf dem Sofa saß. Dann schloß er die Tür hinter sich und ging nach unten, um die Fesseln der alten Frau zu überprüfen. Sie schien ihm immer noch böse zu sein, daß er ihr das Gebiß aus dem Mund genommen hatte, bevor er sie knebelte. Er trat auf den Hinterhof hinaus und ging vor das Haus. Seit dem Anruf waren erst zehn Minuten vergangen; sie würden kaum Zeit gehabt haben, etwas zu unternehmen.

Der Simca stand in der Avenue Matignon, etwa zweihundert Meter entfernt, um die Ecke. Vor einem Restaurant. Er ging darauf zu und begann dabei, die Avenue Matignon zu studieren, inwieweit sie ihm für seine Zwecke dienlich sein konnte.

Er konnte nicht im Wagen sitzen bleiben. Das war das erste, wonach sie Ausschau halten würden – nach einem Mann in einem geparkten Auto. Und er wußte, daß es *sie* sein würden –

der unvermeidliche Plural. Er würde es mit dem gesamten CIA-Stab der Botschaft aufnehmen müssen. Ein kleines, bestens ausgebildetes Team – wenn auch vielleicht nicht gerade die Spitzenleute, wie sie in den osteuropäischen Botschaften Dienst taten. Es würden junge Männer sein, die ihr Handwerk erst noch lernten – oder zweitklassige ältere Männer. Er hätte den Ort längst verlassen, hätte nicht die Chance bestanden, daß van Lederer, angesichts eines solchen Aufgebots zu seinem Schutz, selbst am Schauplatz des Geschehens erschien, um die Operation zu beaufsichtigen.

Er entdeckte nichts, was als unauffälliger Beobachtungsposten hätte dienen können. In der Straße gab es Privatwohnungen, ein paar Modegeschäfte, Kunstmärkte und Restaurants. Die Gehsteige waren inzwischen belebter. Passanten auf Einkaufsbummel, Lieferwagen und leichter Durchgangsverkehr zwischen der Faubourg St. Honoré und den Champs Élysées. Er würde seine Beobachtungen machen, indem er sich ständig in Bewegung hielt. Er nahm die Kamera vom Rücksitz und hängte sie sich um den Hals. Dann ging er zur Avenue Gabriel zurück.

Als der erste Wagen erschien, war es zehn Uhr fünfzehn. Er parkte ein gutes Stück vom Haus Madame Vignys entfernt. Gardiner war an die Ecke der Avenue geschlendert und blickte in die Schaufenster verschiedener Geschäfte in der Avenue Matignon. Wie beiläufig näherte er sich dem Wagen und stellte fest, daß van Lederer nicht unter seinen drei Insassen war. Im selben Augenblick wurde ihm mit bitterer Enttäuschung bewußt, daß er nicht erscheinen würde. Dies war der Beobachtungswagen, und er hätte sich darin befunden, wenn er beabsichtigt hätte, persönlich zu erscheinen.

Er beobachtete, wie die zwei anderen Autos ankamen, überprüfte ihre Insassen; sie stiegen aus und näherten sich dem Haus. Er verschaffte sich Klarheit, wer die Operation leitete, und vermutete, daß van Lederer den Residenten persönlich

geschickt hatte. Er hatte die Gefahr, die ihm drohte, richtig eingeschätzt.

Langsam ging Gardiner die Avenue Matignon wieder zurück, bis er den Simca erreichte. Als er die Tür öffnete, sah er den braunen Umschlag auf dem Beifahrersitz. Obwohl er ihn erwartet hatte, schockierte ihn sein Vorhandensein doch. Aufgrund seines Wissens, daß van Lederer nicht erscheinen würde, hatte er sogar damit gerechnet. Er ließ den Motor an und fuhr die Avenue Gabriel hinunter, vorbei am Haus von Madame Vigny. Er sah zwei Männer in leichten Anzügen im Hof stehen. Einer von ihnen rauchte.

Durch seine Enttäuschung sickerte nun wie ein geruchloses Gas die Erleichterung und trieb ihm Schweißtropfen auf Stirn und Handflächen.

Der braune Umschlag brannte am Rand seines Gesichtsfelds.

Van Lederer fand sich vor halb zwölf an der verabredeten Stelle im Luxembourg ein. Er hatte von Buckholz einen Bericht erhalten, daß Catherine Vigny und ihre Haushälterin unverletzt waren und daß beide Gardiner als den Eindringling identifiziert hatten. Sobald das CIA-Team festgestellt hatte, daß er verschwunden war, hatten sie die Avenue abgesucht, ohne eine Spur von ihm zu finden. Dann hatte van Lederer die Botschaft verlassen, um sich mit ›Franklin‹ zu treffen – eine Verabredung, die ihn Gardiner in Kürze vergessen ließ.

›Franklin‹ war der KGB-Agent, dem er hinsichtlich der Entscheidungen und Beschlüsse des NATO-Sicherheitsausschusses Bericht erstattete. Und dies sollte sein letzter Bericht werden.

Er stellte seinen Wagen in der Rue Gay Lussac ab und ging über die verkehrsreiche Place Edmond Rostand auf den Park zu. Ein CIA-Mann folgte ihm, ein anderer ging ihm voraus. Er konnte den Mann fünfzig Meter vor sich sehen. Aber das machte nichts; sie dachten, er trafe sich mit einem russischen

Doppelagenten. Während er sich der Raffinesse seines doppelten Bluffs bewußt wurde, wurde ihm gleichzeitig klar, daß Gardiner ein Niemand war, ein Verlierer. Dies zu denken war leichter denn je – mit dem strahlenden Sonnenschein, dem Wasser des Springbrunnens, das wie Stahl blitzte, dem Geruch staubiger Blüten und heißer Luft in der Nase. Ein Verlierer. Nachdem er »Franklin« Bericht erstattet hatte, konnte er ihn Buckholz überlassen. Er hatte Gardiner nie kennengelernt; er war nichts weiter als ein Opfer einer seiner zahllosen betrügerischen Operationen.

Er schlenderte unter den ausgemergelten Bäumen an der Westseite des Parks dahin, begleitet vom Lärm der Kinder und ihrer aufgebrachten, entnervten Mütter und Kindermädchen. Ein blondes Mädchen schwang sich von einem Klettergerüst und kreischte schrill auf, als ein Junge es nach unten zu ziehen versuchte. Ein anderes Mädchen hing mit dem Kopf nach unten in den Kniebeugen von einer Stange und hielt sich züchtig den Rock hoch. Seine Blicke glitten auch über die jungen Frauen, modisch bunte Farbtupfer, sanfte, geschmeidige Bewegungen, die sein Wohlbefinden weiter verstärkten. Kein weiterer Gedanke an seine gegenwärtige Verwundbarkeit durch eine Person wie Gardiner konnte ihm diesen herrlichen Tag vergällen, der sich in die geheimen Bereiche seines Lebens erstreckte – seine Beziehung zu der jungen Frau und sein Verrat, den er längst als solchen zu betrachten aufgehört hatte.

Macht. Schon vor langem hatte er das zugegeben. Die langen Jahre nach dem Krieg in den Reihen des sich neu formierenden CIA, eine großartige Karriere vor sich. Nach Korea Neuberufung in den Geheimdienst der Army, verbunden mit demselben Erfolg. Es gab keinen vernünftigen Grund, weshalb er als Doppelagent für den KGB hätte arbeiten sollen. Mit Ausnahme der Macht – und zwar der geheimen Macht, dieser alles übersteigende, gigantische Witz, der ihn wie ein ständiger Gefährte oder Geliebter begleitete, vereint mit dem Wissen,

völlig anders zu sein, als selbst seine besten Freunde und Mitarbeiter dachten. Jedesmal, wenn er sich in diesem Licht betrachtete, war er sich eines starken Gefühls der Selbstzufriedenheit bewußt, das für ihn dieselbe Dringlichkeit und Gegenwärtigkeit besaß wie ein erregter Frauenkörper.

Philbys Ausfall war für seine Vorgesetzten in der Zentrale ein schwerer Schlag gewesen. Er war als möglicher Leiter des britischen Geheimdiensts vorgesehen gewesen. Philbys Sturz hatte auch seine eigene Rekrutierung beschleunigt, da Philby auch innerhalb der NATO-Hierarchie eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er rief sich die Treffen mit »Franklin« in Washington ins Gedächtnis – und den klassischen Bluff, so zu tun, als rekrutierte er Petrowitsch, während in Wirklichkeit er selbst rekrutiert wurde. Dann die Folge von Treffen, in denen er dem KGB wichtige Informationen zukommen ließ, während er von »Franklin« die üblichen präparierten Informationen und gelegentlichen heißen Eisen entgegennahm, um den Schein zu wahren.

Die Bänder, welche er während der letzten Sitzungen des Komitees aufgenommen hatte, hatte er bereits früher an diesem Morgen an einem vereinbarten Ort deponiert; das bevorstehende Treffen diente lediglich dem Zweck, Petrowitsch mündlich einen kurzen, zusammenfassenden Bericht zu erstatten und seinerseits von diesem neue Instruktionen entgegenzunehmen. Das Treffen war durch Lidbrookes Tod überstürzt anberaumt worden. Sowohl SIS wie CIA waren der Überzeugung, daß Lidbrooke die undichte Stelle innerhalb der NATO gewesen war.

Was seine Rückkehr nach Langley betraf, sah van Lederer einer Phase der Inaktivität entgegen, bis er nach Saigon versetzt würde. Dort würde er, wie er wußte, in einem völlig neuen Spiel von unschätzbarem Wert für den KGB sein. Nicht, daß ihn das Ausmaß seiner Zweckdienlichkeit sonderlich interessiert hätte; für ihn zählte nur die geheime Macht, die ihm

daraus erwuchs.

Er setzte seine Sonnenbrille auf und trat unter den Baumreihen hervor und in das blendende Sonnenlicht. Er sah ›Franklin‹ mit einem Päckchen belegter Brote, die Jacke über den Arm geworfen. In unbewußter Nachahmung befühlte er seine eigene Jackentasche, in der sein Mittagessen steckte. Er hörte das Knistern des Cellophans.

Er beobachtete, wie ›Franklin‹ auf einer bereits besetzten Bank Platz nahm, und ging an ihm vorüber. Er umrundete den Zierbrunnen und begutachtete die langbeinigen, begehrenswerten Mädchen – nur war es zu heiß, dachte er, und er hatte Wichtigeres zu tun.

Um zwölf Uhr fünfzehn saß er auf der gleichen Bank und wickelte seine Brote aus. Er schien den anderen Mann, der bereits seine Sandwiches mampfte, nicht zu beachten.

Es war drei Uhr vorbei, als van Lederer in die Botschaft zurückkehrte. Von der Sonne und dem Gespräch fühlte er sich kopflastig und bleiern; außerdem war er noch eine Weile auf der Bank sitzengeblieben, nachdem ›Franklin‹ gegangen war. Danach hatte er einen Spaziergang durch die Gegend um die Sorbonne gemacht, bevor ihn der Wagen abholte und zur Place de la Concorde zurückbrachte. Der Sportwagen, mit dem er zu dem Treffen gefahren war, würde später abgeholt werden.

Er saß in seinem Büro und sagte seiner Sekretärin, er wollte nicht gestört werden und nähme keine Anrufe entgegen. Dann füllte er einen Pappbecher mit Wasser und nahm zwei Aspirin. Er ließ die Jalousien herunter, setzte sich in der frühzeitigen Dämmerung an seinen Schreibtisch und begann, sich zu entspannen.

Er hatte den Verlauf des Treffens fast vollständig vorausgeahnt – mit Ausnahme von Petrowitschs ärgerlicher Gewohnheit, von seinen Agenten eine Art ideologischen Engagements zu erwarten. Van Lederer hatte dieser Zug immer verärgert.

Die Zentrale forderte keine diesbezüglichen Bekenntnisse; vielmehr betrachtete sie solche Aussagen sogar oft mit Argwohn. Im Fall Petrowitschs war das eine persönliche Marotte, deren Ursache er natürlich kannte. Petrowitsch wußte sehr wohl von der ehemaligen ›Wolfsgruppe‹ – ein Gedanke, der ihm ein Lächeln entlockte. Er hatte nie einen intellektuellen Haß auf den Kommunismus verspürt. Es waren der geheime Charakter der Gruppe, die enorme Macht über Leben und Tod gewesen, die ihn an sie gefesselt hatten. Der alte Mann, Grantham, inzwischen längst tot, der Churchill und Roosevelt von der Notwendigkeit einer solchen Gruppe überzeugt hatte, hatte über diesen Haß verfügt, ohne ihn jedoch von ihm oder Constant zu verlangen. Hauptsache, sie taten ihre Arbeit gut.

Er spürte, wie er sich langsam entspannte. Seine Nackenmuskeln entkrampften sich, sperrten sich weniger gegen die Berührung seiner fleischigen Finger. Er legte die Füße auf den aufgeräumten Schreibtisch und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Er starre an die Decke.

Er war nicht wirklich verärgert, als er gegen drei Uhr fünf- und vierzig den Hörer abnahm, als das Telefon klingelte.

»Ich dachte, ich hätte gesagt, keine Anrufe, Miß Belding.«

»Entschuldigen Sie, Herr General. Der Anrufer ist codeidentifiziert, und deshalb dachte ich, es könnte wichtig sein.« Ihre Stimme klang kühl und sachlich.

»Identifikation?«

»NATO-Deckname ›Goriot‹, Herr General.«

»Gut, stellen Sie durch.« Er lauschte dem Klicken in der Leitung und sah in Gedanken das entschlossene Gesicht vor sich, das zu diesem Decknamen gehörte und so wenig zu dem Namen des ausgelaugten, energielosen alten Mannes in Balzacs Roman paßte. »Ja?« meldete er sich, als er die Stimme hörte.
»Was gibt's?«

»Ich muß Sie unbedingt heute treffen. Ich habe einige Informationen hinsichtlich Lidbrookes, die ich höchst verdächtig

finde ...«

»Lidbrooke? Was meinen Sie damit: Sie finden sie verdächtig?«

»Ich glaube, der SIS hat den falschen Mann gekillt. Das finde ich daran verdächtig.«

»Um Himmels willen! Wie kommen Sie darauf?«

»Nun ja, mit Sicherheit kann ich es im Augenblick noch keineswegs behaupten, aber verdächtig kommt mir das Ganze auf jeden Fall vor.«

»Also gut, lassen Sie mir erst mal ein bißchen Zeit, damit ich mir das Ganze durch den Kopf gehen lassen kann.« Er konnte förmlich spüren, wie sich seine Nackenmuskeln wieder verhärteten; sein ganzer Kopf schien zu pochen. Am Rücken brach ihm der Schweiß aus und klebte sein Hemd gegen seine Haut, wenn er gegen die Lehne des Sessels wetzte. Er konzentrierte sich voll darauf, seine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Warum kommen Sie damit zu mir, ›Goriot‹? Sie haben doch genügend eigene Leute. Haben Sie vergessen, daß ich längst aus dem Dienst ausgeschieden bin ...«

»Gerade deshalb sind Sie doch für meine Zwecke der geeignete Mann. Lassen Sie mich Ihnen doch erst einmal erzählen, was ich entdeckt habe, dann sind Sie am ehesten dazu in der Lage, eine Meinung dazu zu äußern. Könnten Sie sich mit mir im Café Chartres an der Madeleine treffen? Sagen wir, gegen halb fünf? Das liegt bei Ihnen direkt um die Ecke.«

»Warum kommen Sie nicht gleich hierher?«

»Nein, auf keinen Fall! Ich möchte erst, daß *Sie* das sehen. Dann werde ich mit Ihnen kommen, wenn Sie das dann noch immer für angeraten halten. Einverstanden?«

»Gut, in Ordnung. Ich komme.«

»Wunderbar. Au ‘voir.«

Van Lederer legte den Hörer auf die Gabel und wurde sich bewußt, daß er feucht war, als hätte er während der letzten paar Sekunden unter einer heißen Dusche gestanden. Er wischte

sich an den Hosenbeinen die Handflächen ab, worauf dort dunkle Flecken zurückblieben. Im Aufstehen öffnete und schloß er dann seine Hände, als hätte er lange ohne Pause geschrieben oder getippt. Dann rieb er die Hände am Hosenboden, damit er die Flecken nicht sehen konnte.

»Mein Gott!« hauchte er laut und sah auf seine Uhr. Drei Uhr fünfzig. Die Zeit dehnte sich vor ihm; vierzig Minuten wurden mit einemmal zu Äonen – eine quälende Aussicht.

Es durfte nicht wahr sein – durfte nicht! Es war nicht möglich, daß jemand davon wußte. Aber der Zeitpunkt von Goriots Anruf beunruhigte ihn, machte ihn unfähig, Ruhe zu bewahren. Die Zeit verstrich mit entsetzlicher Langsamkeit. Selbst seine Blase fühlte sich überfüllt an; sein massiger Körper befand sich nicht mehr im geringsten unter seiner Kontrolle. Er war sonst ein Mann, der die Angst nicht kannte. Aber nun war eine Fassade, welche den Wurm verdeckt hatte, in sich zusammen gestürzt.

Um vier Uhr zwanzig verließ er die Botschaft und schlenderte – inzwischen mit sportlichem Hemd und sauberer Hose – die Rue Royale hinauf, in Richtung auf die sanft gerundete Masse der Madeleine, deren Wucht durch die dunstige Hitze leichter, luftiger und griechischer wirkte.

Die Rue Royale war überfüllt von Touristen und Parisern, die von der Arbeit kamen und die Cafés aufsuchten. Er streifte gegen Körper und spürte dabei verschwommen, als hörte er eine ferne gerufene Warnung, die Verwundbarkeit seiner Position inmitten der Menschenmenge. Er gab sich Mühe, diesen Gedanken von sich zu weisen und sich auf das bevorstehende Treffen zu konzentrieren. Er versuchte, nicht mit dem Schlimmsten zu rechnen, obgleich die Gefahr, entdeckt zu werden, so nahe war wie die Menschen um ihn herum, gegen die er völlig wirkungslos zu stoßen schien. Das Ganze war bedrückend wie seine Kopfschmerzen oder ein Alptraum.

Er schüttelte den Kopf, als wollte er alle unliebsamen Ge-

danken daraus vertreiben.

In diesem Augenblick drückte sich der Schalldämpfer der Browning gegen die Stelle zwischen seinen Schulterblättern, Gardiners Browning ... Das Geschoß fuhr durchs Herz und trat durch den Brustkorb aus. Der sterbende van Lederer taumelte gegen eine Passantin, klammerte sich an ihrem Kleid fest, um es ihr zu zerreißen. Sie war erbost über die Grobheit seines Verhaltens, bis sie das warme, klebrige Blut spürte und das tote Gesicht über ihre Brust auf das Straßenpflaster gleiten sah. Sie begann zu kreischen.

Van Lederer hatte den leichten Druck des Mündungslochs gespürt, aber kaum mehr. Die Waffe glitt sein Rückgrat hinunter, kitzelte ihn wie ein Schweißtropfen, der seinen Rücken hinunterrann. Und dann der zerfetzende Schmerz, und die Schwärze so unmittelbar, daß der Schmerz nur der kürzeste aller Augenblicke war.

Gardiner trat langsam zur Seite und sah in ein Schaufenster. Die Schußwaffe steckte unauffällig wieder in seiner Jackentasche. Und als sich dann die Menge auf dem Gehsteig zu konzentrieren begann, die Hälse auf einen Punkt in der Mitte zugereckt, überquerte er die Rue Royale und ging auf seinen Wagen zu. Er beabsichtigte, die Stadt mit dem Auto zu verlassen, bevor er den Zug nach Calais nahm, um dort mit der Fähre überzusetzen.

KAPITEL ZWÖLF

Lockvogel

Als Constant ihn, wie nach der Lösung von etwas suchend, ansah, sagte Aubrey kopfschüttelnd: »Ich fürchte, Sie haben völlig recht. Sie sind als nächster dran.«

Constant starrte den kleineren Mann an; er war wie immer sorgfältig rasiert, und der leichte Dufthauch seines Rasierwassers schien seine in sich ruhende Bestimmtheit noch zu verstärken. Er trug das übliche dunkle Jackett und die gestreifte Hose. Er lächelte entwaffnend, und Constant stellte wieder einmal gereizt fest, daß hinter dem runden, kindlichen Gesicht ein schärferer Verstand beheimatet war als sein eigener.

»Ihre Zuversicht ist durchaus tröstlich, Aubrey. Tatsache ist allerdings, daß General van Lederer tot ist und ich noch am Leben bin. Und ich beabsichtige auch, das zu bleiben. Ich möchte auf alle Fälle verhindern, daß Richard Gardiner sein Vorhaben ausführt. Habe ich mich in diesem Punkt deutlich genug ausgedrückt?«

Er ignorierte Aubrey und sah Latymer an. Dessen Augen waren leblos, fast geschlossen. Er hatte sich an diesem Morgen zwar rasiert, aber nur höchst nachlässig, und sein Erscheinungsbild, das sonst immer sehr gepflegt war, hatte etwas Unordentliches an sich. Die Krawatte war achtlos geknotet; die Jackenärmel waren zerknittert, als hätte Latymer den Anzug schon lange Zeit getragen, ohne ihn je zu wechseln.

Zwar nickte er zur Antwort, ohne jedoch wirklich etwas zu begreifen. Gereizt hielt Constant sich im Zaum, indem er sich an den Tod von Latymers Frau erinnerte. Es würde nichts

nützen, ihn in diesem Augenblick zurechtzuweisen. Sicher würde ihm Aubrey später in seiner salbungsvollen, altväterlichen Art ins Gewissen reden.

»Darüber sind wir uns völlig im klaren, Stellvertretender«, warf Aubrey in besänftigendem Tonfall ein. Constant hatte Aubrey bereits Versammlungen leiten und Überläufer verhören erlebt und konnte nicht umhin, keiner der Stimmen dieses Mannes zu vertrauen.

»Gut. Das ist höchst beruhigend, Aubrey.«

»Was meinen Sie? Sämtliche Flughäfen und Häfen werden überwacht, und jeder Polizist in Frankreich und England muß inzwischen sein Bild gesehen haben. Was würden Sie sonst noch vorschlagen, Stellvertretender?«

»Mhm.« Constant stellte seine Finger aneinander und blickte über sie hinweg. »Ich habe eingehendst über diese Angelegenheit nachgedacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte Gardiner versuchen, so schnell wie möglich nach England zu gelangen. Van Lederer wurde gestern nachmittag ermordet. Gardiner könnte die Nachtfähre genommen haben und könnte bereits hier sein.«

Aubrey wurde bewußt, daß Constant seine unerschütterliche Gemütsruhe unter Beweis stellen wollte.

»Ganz meiner Meinung. Er könnte sein Aussehen leicht verändert haben, und falls er mit einem französischen Ausweis einreist – als französischer Bürger –, stehen die Chancen sehr schlecht, daß er bei der Paßkontrolle geschnappt wird. Wenn wir einmal davon ausgehen – was wollen wir als nächstes unternehmen?«

»Zunächst – sind Sie ebenfalls der Meinung, daß Gardiner von einem Feind dieses Landes gesteuert wird?«

»Ist das denn wichtig?«

»Ich denke schon.« Constants weiße Haut färbte sich am Hals kaum merklich rosa. »Ich glaube, es ist wichtig, daß wir nicht nur Gardiner stoppen, sondern auch herauszufinden

versuchen, was hier eigentlich gespielt wird.« Unsicher, wieviel davon nichts weiter als verdeckter Eigennutz war, nickte Aubrey nur. »Gut. Das heißt also, daß wir ihn uns lebend schnappen müssen – zumindest vorübergehend.« In seinen Augen leuchtete plötzlich ein Funkeln auf; seine Stimme war von größerer Dringlichkeit geprägt. »Wir müssen uns unbedingt Klarheit verschaffen, was hier gespielt wird, Aubrey. So weit ich durch den Residenten der amerikanischen Botschaft informiert bin, hat van Lederer einen ordnungsgemäß codierten Telefonanruf entgegengenommen. Darauf hat er diesen idiotischen Spaziergang unternommen. Eines ist also zumindest klar. Entweder weiß Gardiner über die gegenwärtigen Code-Maßnahmen der NATO Bescheid, oder jemand hat ihm diese Informationen zur Verfügung gestellt.«

»Glauben Sie, daß er der Anrufer war?«

»Nicht unbedingt. Aber es ist anzunehmen. Falls dem so war, hat er den Decknamen von jemandem erfahren. Dafür hätte sich ja jeder Deckname geeignet, so lange sein Inhaber nur eine hochgestellte Position einnahm.«

»Ein französischer Codename – von Balzac?«

»Ja – ›Goriot‹.«

»Das klingt doch ganz nach ...«

»Haussman – SDECE. Richtig. Ich habe bereits mit ihm gesprochen, und er hat dieses Gespräch nicht geführt.«

»Glauben Sie ihm?« fragte Latymer plötzlich von seinem Sessel in der Ecke des Büros aus, der so plaziert war, daß er den Anschein erweckte, als wäre er halb gegen einen großen, grauen Aktenschrank gestemmt.

»Ich sehe keinen Grund, weshalb ich das nicht sollte«, erwiderte Constant kalt. »Haben Sie vielleicht einen?«

Latymer sah ihn an, und für einen Moment schien in seinen Augen etwas wie Interesse aufzuleuchten. Dann kehrte jedoch die Abgestumpftheit wieder in sie zurück, und er versank in die Betrachtung des Musters des Perserteppichs. Oder vielleicht

galt seine Aufmerksamkeit auch der Spitze seines linken Schuhs.

»Hat er seine Mithilfe zugesichert?« erkundigte sich Aubrey in dem Bemühen, Constants tadelnde Aufmerksamkeit von Latymer abzulenken.

»Natürlich. Er hat versprochen, seine Ermittlungen so gründlich wie nur irgend möglich anzustellen. Leider wird uns nicht die Zeit bleiben, mit einer befriedigenden Lösung aufzuwarten, bevor Gardiner einen Anschlag auf mein Leben unternehmen wird – sozusagen, um sein bizarres Vorhaben endgültig zum Abschluß zu bringen.« Er lächelte humorlos. »Ich wünschte, es wäre so einfach, wie Latymer immer geltend zu machen versucht hat – eine alte Wunde, die wieder aufgegangen ist. Weiß Gott, er hat in der ehemaligen Gruppe einige ganz schön üble Sachen gemacht, wenn ich sie auch immer noch angesichts der Notwendigkeit des Krieges zu rechtfertigen bereit bin, wie ich auch Gardiner durchaus zu verstehen bereit bin ...« Aubrey, der keinem Wort Glauben schenkte, hielt seine Miene mit größter Sorgfalt unter Kontrolle. »Aber so etwas ist einfach untragbar. Lidbrookes Geist ist zurückgekommen. Können Sie das verstehen, Aubrey? Das ist der letzte Versuch der Zentrale, es Leuten wie uns zu zeigen.«

Nach langem Schweigen erklärte Aubrey: »Unter Umständen ... kann ich mir das schon vorstellen, Stellvertretender. Auf verrückte Weise ergibt es auch einen Sinn. Aber wie sollen sie ausgerechnet auf Gardiner gekommen sein? Das mit den NATO-Codenamen kann ich verstehen. Das ist nicht weiter wichtig. Aber diese gesamte ... *Unwahrscheinlichkeit* dieser Geschichte!« Er hob seine Hände, die Handflächen nach außen, in einer Geste intellektueller Kapitulation.

»Aber trotz alledem ist das Ganze doch einfach zu undurchsichtig und ungewöhnlich, um es ignorieren zu können. Finden Sie nicht auch, Aubrey?« Die Stimme klang fast verführerisch.

Aubrey sah Constant in die Augen und nickte. »In diesem

Punkt bin ich durchaus Ihrer Meinung. Und nun ... was sollen wir jetzt tun?«

»Meine Herren, nun ist der Zeitpunkt des Lockvogels gekommen«, verkündete Constant großspurig.

Wieder einmal bereitete Aubrey Constants Selbstzufriedenheit, was seinen Scharfsinn betraf, Unbehagen. Aubrey verachtete Constants Intellekt aus seinem eigenen Gefühl für Stolz heraus; er war ein Mann angeborener Bescheidenheit, die er erst ablegte, wenn er mit intellektuell Unterlegenen zu tun hatte, die sich mit ihrer vermeintlichen Überlegenheit vor ihm großtaten.

»Lockvogel?« wiederholte er amüsiert, wobei er sein eigenes geheimes Spiel spielte. Es bereitete ihm innerlich Vergnügen, Constants Ego sich angesichts seiner vorgetäuschten Ignoranz aufplustern zu sehen.

»Ja. Eine Falle für den guten Mister Gardiner. Ich werde meinen Verbleib bekanntgeben, und auf diese Weise werden wir ihn anlocken. Dann schnappen wir ihn uns und sehen, was er uns zu sagen hat.«

Aubrey stürzte sich regelrecht auf den schwachen Punkt dieses Plans. »Und gleichzeitig werden wir seine Auftraggeber verschrecken, die ihm selbst mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit unbekannt sind.« Er lächelte hilfreich.

»Daran habe ich bereits gedacht«, entgegnete Constant eisig. »Aber vielleicht würde er sich wieder aus dem Staub machen, wenn wir ihm den Eindruck vermitteln könnten, er hätte seine Mission erfolgreich abgeschlossen. Und dann werden sicher die Leute, die ihn für sich operieren ließen, aus den Schatten hervortreten. Und sei es nur, um ihn selbst zu stoppen und sämtliche Beweise zu entfernen.«

Aubrey sah Latymer an, während er sich diesen Vorschlag durch den Kopf gehen ließ. Er schien die neidische Passivität eines Mannes ohne Geld am Spieltisch angenommen zu haben, der andere Menschen dabei beobachtete, wie sie gewannen und

verloren.

»Mhm. Das klingt durchaus einleuchtend.« Er wußte, daß Constant sich einen Dreck um irgend etwas scherte, so lange ihn Gardiner nur nicht tötete. Er war sich bewußt, daß ihm hier ein verführerischer Wurm am Angelhaken entgegengehalten wurde. Trotzdem schluckte er den Köder. Er *wollte* wissen, wer diesen Schlag gegen den SIS und den NATO-Sicherheitsausschuß geplant hatte. Und wenn sein Grund hierfür nur war, daß er *C* beweisen wollte, daß Lidbrookes Tod verfrüht und fälschlicherweise angeordnet worden war.

Er sagte: »Gut. Das heißt also, wir brauchen einen Ort, wo Sie in Sicherheit sind und wo er dennoch eine Chance hat, an Sie heranzukommen. Jedenfalls nicht London. Wir müssen ihn mit einem Trick täuschen und ihn dann heimlich beschatten, wenn er sich zurückzieht. Entweder das, oder wir sprechen mit Gardiner und versuchen ihn dazu zu bringen, uns zu helfen.«

Constant schüttelte kaum merklich den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir mit letzterem viel Erfolg haben werden.«

»Vermutlich nicht«, pflichtete ihm Aubrey widerstrebend bei. »Und wo, würden Sie vorschlagen, sollen wir Sie als Lockvogel postieren, Stellvertretender?«

»Ich habe dabei an mein Haus im Peak District gedacht. Was meinen Sie dazu?«

Nach kurzem Überlegen nickte Aubrey. Er konnte sich das Landhaus vorstellen – seine graue Fassade, der es wie dem Hausherrn an einer gewissen Leichtigkeit und Anmut ebenso fehlte wie an Humor. Es lag auf einem separaten Grundstück und ließ sich gut überwachen. Ja, es war vielleicht kein schlechter Platz.

»Warum nehmen wir nicht einen von unseren eigenen Landsitzen?«

»Zu gut gegen Eindringlinge abgesichert. Finden Sie nicht auch? Schließlich wollen wir doch, daß Gardiner uns ins

Spinnennetz läuft.«

Aubrey bemerkte ein fernes Glimmen hinter den Pupillen von Constants Augen und wurde sich bewußt, wie treffend der ehemalige Leiter der ›Wolfgruppe‹ seine Wahl getroffen hatte.

»Einverstanden«, erklärte Aubrey. »Und wie locken wir ihn dorthin?«

»Irgendeine Zeitungsmeldung, würde ich sagen; vielleicht ein Hinweis auf meine Funktion im öffentlichen Dienst. Eine leichte Erkrankung, unter Umständen ein kleiner Schlaganfall, aufgrund dessen ich mich eine Weile zurückziehen müßte, um mich zu erholen ...« Er lächelte, plusterte sich vor Aubrey auf.

Aubrey schluckte einen galligen Geschmack hinunter, der sich plötzlich in seiner Kehle gebildet hatte. »Das klingt nicht schlecht. Und wann?«

»Am besten so bald wie möglich. Ich werde mittags einem Empfang des Auswärtigen Amtes beiwohnen. Vielleicht sollte ich einfach, nach Luft schnappend, zusammenbrechen.«

»Ja. Damit kämen Sie bestimmt in die Abendausgabe, und morgen wäre davon sicher landesweit in den Zeitungen zu lesen. Glauben Sie, er ist bereits in England?«

»Natürlich. Und Sie?«

Aubrey nickte.

»Welche Männer werden Sie einsetzen?«

»Ich dachte, die üblichen Leute – bewaffnet natürlich. Dieselben, die wir für die Lidbrooke-Operation nach Paris geschickt haben. Und dazu noch ein paar Männer von SO-1, unter Napiers Leitung. Wußten Sie übrigens schon, daß er vorübergehend zum stellvertretenden Leiter dieser Abteilung ernannt worden ist?«

»Wie erfreulich für ihn«, bemerkte Aubrey eisig.

»C hat diese vorübergehende Ernennung gestern bestätigt. Sie werden natürlich Order erhalten, Gardiner lebend zu schnappen, wenn das irgend möglich ist.«

»Natürlich.«

»Ich hätte gern, daß Sie heute da rauffahren und alles Nötige veranlassen; die Männer sind bereits unterwegs.«

»Selbstverständlich.« Aubrey untersagte es sich, seine Augenbrauen zu heben.

»Wissen Sie, wie Sie fahren müssen?«

»Ich werde es schon finden.«

»Nehmen Sie auch Latymer mit«, fügte Constant finster hinzu.

Auf die Nennung seines Namens hin sah Latymer auf und sagte, wie zu sich selbst: »Ein ganz schönes Chaos – würden Sie nicht auch sagen, Stellvertretender?«

»Gardiners Chaos, nicht unseres.«

Latymer wandte seinen Blick von den Augen des Mannes ab und stand auf. Aubrey ging zur Tür und nahm Latymer fast unbewußt am Arm, als führte er einen blinden – oder einen sehr alten – Mann. Er wandte sich noch einmal zu Constant um: »Wir dürfen Sie dann also bis heute abend erwarten?«

»Ja, spätestens heute abend werde ich da sein.«

Constant sah zu, wie sich die Tür hinter den beiden Männern schloß, und ließ sich dann in seinem Sessel zurückfallen. Sein Körper nahm nun zwar eine andere Haltung ein, wirkte aber keineswegs entspannter als zuvor, als er bolzengerade in seinem Sessel gesessen hatte. Er stellte seine Finger wieder einmal steil aneinander und starrte über sie hinweg auf die Tür seines Büros. Sein Gesicht, schmal und blutleer, schien irgendwie weniger geformt, die Haut über die feinen, vorstehenden Knochen weniger gespannt.

Er konnte sich nicht vorstellen, wer Gardiner für seine Zwecke einspannte. Am naheliegendsten wäre selbstverständlich die Moskauer Zentrale gewesen – nur: *Er* war der Mann der Moskauer Zentrale.

Er seufzte laut, ohne daß dies die Folge eines bestimmten Gefühls oder eines präzisen Gedankens gewesen wäre. Nachdem er kurz zur Decke emporgeblickt hatte, wandte er sich

wieder der Tür zu.

Er war der Mann der Moskauer Zentrale.

Seltsamerweise hatte er nie gewußt, daß dies auch auf Philby zugetroffen hatte, obwohl sie schon ebensolange- seit den alten Zeiten im NKVD – für Moskau gearbeitet hatten. Im Gegensatz zu Philby war er jedoch nicht an der Universität rekrutiert worden. Er hatte sich zwar mit Marxismus befaßt und ein paar unbedeutendere Männer in dem Kreis um Auden und Isherwood gekannt. Aber politisch *aktiv* war er kaum geworden. In jenen Tagen hatte er noch an das System geglaubt, von dem er gedacht hatte, es würde seine Genialität reich belohnen.

Mit der Zeit mußte er jedoch seine Anschauung korrigieren. Schon während des Krieges hatte er zu ahnen begonnen, daß das System, dem er vorübergehend seine ganze Loyalität verschrieben hatte, ihn brutal hintergehen würde. Selbst auf dem Höhepunkt seiner geheimen Macht – als Leiter der ›Wolfgruppe‹ – konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, daß er in diese Position aufgrund negativer Charaktereigenschaften aufgestiegen war. Es war ein *schmutziger Job* gewesen, und man hatte ihn und van Lederer damit betraut, weil sie sich dafür eigneten.

Constant starnte auf seine Fingernägel, als befände sich vertrockneter Schmutz unter ihren Rändern. Ja, nickte er zustimmend; obwohl er sich kalt im Genuß seiner Macht gesuhlt hatte – immer ein Lachen unter der Maske –, hatte er doch auch immer gewußt, daß er diese Position ihrer korrekten Einschätzung seiner Natur, seiner Nützlichkeit, zu verdanken hatte. Sie hielten ihn für alle schmutzigen Arbeiten für geeignet – für die Hinterhältigkeit, den Meuchelmord, die Bürokratie des Todes.

Das hatte sich während der letzten Monate des Jahres 1945 deutlich gezeigt. Anstatt in London mit einem höheren Amt betraut zu werden, hatte man ihn zum Geheimdienststab der Kontrollkommission versetzt – Verhöre von Überläufern aus

der russisch besetzten Zone und von verdächtigten Nazis. Ein besserer Laufbursche war er damals gewesen, nicht mehr, unter dem ineffektiven, alkoholisierten Befehl eines Mannes namens Naismith, den er verachtete, während dieser sich über ihn lustig machte und ihm über seine Brillengläser hinweg Londons Geringschätzung und Desinteresse entgegenlachte.

Und das wenige Monate nach seiner Existenz als ›Wolf‹ – nur wenige *Monate* ...!

1946, in Berlin, war es dann zu seiner Rekrutierung gekommen. Das war sechs Monate nach seiner Degradierung von Seiten Londons gewesen. Leute sahen verächtlich auf ihn herab, die sich glauben machen wollten, der Krieg wäre mit Methoden gewonnen worden, die sie auf dem Spielplatz ihrer Schulen und Akademien gelernt hatten, und nicht in den Kellern der Avenue Foch – *so etwas taten natürlich nur die Deutschen* –, das hatte Naismith gesagt, oder zumindest etwas in der Richtung, als Constant, das einzige Mal, daß er in Naismith’ Gesellschaft getrunken hatte, sich über die plötzliche Geringschätzung der ›Wolfgruppe‹ beklagt hatte. Naismith hatte ihn einen Lügner geschimpft, über sein betrunkenes Beharren gelacht ...

Plötzlich fiel ihm in der Sprunghaftigkeit seiner Gedanken, und vielleicht auch als Gegengift zu Naismith’ ätzender Verachtung, Plechanow ein – ein großer, behaarter Mann mit einem dichten Vollbart und schaufelartigen Händen, die Handrücken mit schwarzen Haaren bedeckt. Und mit abgebrochenen Fingernägeln. Er war alles das, was Constant verabscheute – derb, vulgär, arrogant, rücksichtslos. Er erinnerte sich an den Russen mit solcher Lebhaftigkeit, daß er auf sein Hosenbein hinabsah, als spürte er immer noch das Gewicht von Plechanows Hand auf seinem Schenkel. Er konnte noch das scharf gewürzte Essen in seinem Atem riechen; er konnte die roten Lippen sich zwischen den Barthaaren bewegen sehen; die dunklen Augen, die ihn anstarrten, ihn bis ins Innerste zu

durchschauen schienen.

Die Operation war fehlgeschlagen – sein Team war in die russisch besetzte Zone geschickt worden, um zwei hohe SS-Offiziere zu entführen, die kurz zuvor gefangengenommen worden waren und möglicherweise über den Verbleib von Eichmann und vielleicht auch Bormann Bescheid wußten. Sein Team wurde nach einem Schußwechsel gefangengenommen und vom NKVD verhört. Er war im alliierten Sektor zwei Wochen vermißt. Als er, entsprechend vernarbt und entkräftet, dorthin wieder zurückkehrte, war er Moskaus Mann.

Warum?

Die Gründe schossen frisch aus dem Dunkel in den hintersten Winkeln seines Verstandes, als wären sie ganz neu. Von Seiten der Alliierten war es zu keinerlei Nachforschungen hinsichtlich des Teams oder seiner Person gekommen. Er war einfach abgeschrieben worden – Ausdruck der endgültigen Verachtung. *Ersetzbar*. Männer, die ihm geschmeichelt hatten, Glück gewünscht; die geheimen Treffen, die Stufenleiter, die er mit nie geahnter Leichtigkeit emporgeklommen war ...

Er lächelte zu sich selbst; seine Lippen öffneten sich wie eine Wunde. Sie hatten ihn regelrecht loswerden wollen – damals in der russisch besetzten Zone.

Sie wollten ihn aus dem Weg geräumt haben – tot, begraben und vergessen. Schließlich hätte er sie zu sehr an die Unaussprechlichkeit erinnert, denen sie während des Krieges bereitwillig ihren Segen erteilt hatten – *die Notwendigkeiten des Krieges*, wie Grantham es genannt hatte, *die verzweifelten Maßnahmen*. Dieser salbungsvolle Clown, schon 1944 tot, als eine gar nicht so geheime V-Bombe auf sein Haus in Surrey fiel. Aber vielleicht hätte Grantham ihn zumindest nicht denen preisgegeben, welche in den Büros in Whitehall und Queen Anne's Gate Einzug hielten ...

Doch, auch er hätte es getan. Constant nickte neuerlich.

Er war abgeschrieben worden.

In jener winzigen, feuchten, eisigen Zelle – in einer Ecke stank der Eimer mit dem Urin, dem Erbrochenen und dem Kot wie alle Korruption des Erdballs – hatte er die Leute, die ihn im Stich gelassen hatten, unwiderruflich zu hassen gelernt. Seine Hände waren *schmutzig* gewesen; seinen Körper bedeckten die Läuse des vorigen Bewohners, die im verfaulten Stroh der Matratze auf ihn gewartet hatten. Schreiend war er aufgewacht, hatte versucht, sie von seinem frierenden Körper zu wischen und zu schlagen.

Ein System, das zu verdorben war, seine Genialität zu belohnen, anzuerkennen.

Er hatte ihm abgeschworen – es wurde von ihm gewaschen wie die Läuse – Desinfektionsmittel, Karbolseife, heißes Wasser, saubere Kleider, eine Zigarette, ein anständiges Essen, Wodka.

War es so einfach gewesen?

Ja, es war so einfach gewesen. Plechanow hatte alles über ihn gewußt – sogar von der ›Wolfgruppe‹. Und er hatte ihnen mehr erzählt. Es wurde nicht gegen ihn verwandt; eher schien es etwas zu garantieren. Und sie versprachen ihm, daß man seine Dienste zu schätzen wußte; dies immer tun würde. Ein Held. *Wohlhabend – er war es bereits. Macht nichts, mehr Geld, an jedem beliebigen Ort ausbezahlt, in jeder beliebigen Währung.* Aber immer der Heroismus; der Respekt einiger weniger Leute, der Führer des sowjetischen Volkes, des neuen Sowjetstaates. Sie würden von ihm wissen, ihm Anerkennung zollen.

Schon in Oxford war ihre Wahl auf ihn gefallen, aber sie hatten sich Zeit gelassen. Hatte er davon nie etwas gemerkt?

Er hatte nichts getan, sich in keiner Weise erklärt, als er zurückkehrte. Er war darauf programmiert, so hoch aufzusteigen und so tief in die Organisation einzudringen, wie nur möglich.

Es hatte keinerlei materielle Gründe gegeben, sich auf den

NKVD einzulassen. Von Seiten der Familie seiner Mutter verfügte er über Geld. Aber er war ohne Macht gewesen. Die Jahre des Krieges, sein Gefühl, immer schon als ein *Vollzugsorgan* anderer verachtet worden zu sein, hatte sich in jener schmutzigen, stinkenden, engen Zelle in Berlin überdeutlich herauskristallisiert, als er sich bewußt wurde, daß seine Auftraggeber ihn aufgegeben hatten. Plechanow hatte ihm daraufhin einen Spiegel vorgehalten, in dem er seine eigene Genialität betrachten konnte, und er war davon geblendet worden.

Mit Hilfe der leichten Patina des Heroismus, die ihm während der Monate nach seiner Rückkehr in den Westen anhaftete, brachte er es dazu, nach England versetzt zu werden, und dort wollte er sich dann ganz und gar seinem beruflichen Aufstieg widmen ...

Und die gigantischen, kosmischen Ausmaße dieses Witzes. Die Leute begannen, seine Kriegsaktivitäten zu vergessen; statt dessen lernten sie seine Leistungsfähigkeit, seinen scharfen Verstand und seine natürliche Veranlagung für das Geheime, ja Rücksichtslose zu schätzen.

Er kam voran, rehabilitiert, geachtet, bewundert, beneidet. Er betrachtete jede neue Stufe seines Aufstiegs als eine Konsequenz immer schmeichelhafterer Einschätzung von Seiten von Leuten, die er verachtete und über die er sich lustig machte.

Absolut lächerlich. Es gab Zeiten, da er sich auf die Finger beißen mußte, daß sie fast zu bluten begannen, um das Lachen zu unterdrücken, das ihn zu verraten drohte, nachdem er jemandem zugehört hatte, der seine Verachtung begraben mußte, die zu zeigen er ehemals keinerlei Hemmungen gehabt hatte und der ihm nun mit unverhohler Ehrerbietung zu begegnen hatte.

Und es hatte auch Zeiten gegeben, als er befürchtete, er könnte verraten, ausgetauscht und bloßgestellt werden – obwohl er die Entlassung Berias, den Tod Stalins und den

Aufstieg Chruschtschows überdauert hatte. Vom NKVD über den MGB zum KGB. Unter jedem Regime war er in den geheimsten Akten des Parteivorsitzenden und seiner engsten Mitarbeiter geführt worden. So war zum Beispiel in einem von Chruschtschow inszenierten Schauprozeß im Zuge seiner Bemühungen um ein liberaleres Image der Sowjetunion im Westen auch Plechanow, ein alter und machtloser Mann, beiseite geschafft worden. Oft hatte er während jener Zeiten in den späten fünfziger Jahren befürchtet, in einer Geste des guten Willens an die Engländer ausgeliefert zu werden.

Aber er hatte sich gehalten, und sein Name war nie bekannt geworden, und die Akten, in denen auf ihn Bezug genommen wurde, blieben weggeschlossen. »Wolf«, sein alter Deckname, sagte den meisten Leuten in der Zentrale nichts. Und seit 1946 hatten sich die Russen nur bei einigen wenigen Gelegenheiten überhaupt auch nur in Verbindung mit ihm gesetzt.

Er seufzte neuerlich, und diesmal legte sich ein deutlicherer Druck auf seinen Atem, um sein Herz. Es war, als stünde er tatsächlich kurz vor dem Schlaganfall, über den er noch kurz zuvor mit Aubrey gesprochen hatte. Er streckte seine Arme über seinen Kopf und ließ dann seine Finger in die Taschen seiner Weste gleiten. Er versuchte, das Ganze gelassen zu nehmen.

Irgend jemand wußte von ihm – wußte vielleicht schon seit Jahren von ihm. Das war beängstigend, unangenehm. Irgend jemand bediente sich Gardiners – im übrigen ein Plan, dem er seine volle Bewunderung zollen mußte –, um »Wolverine« und »Wolf« zu erledigen.

Er selbst hatte nie Informationen weitergegeben, welche das Geheimdienstnetz der NATO betrafen. Wenn die Zentrale wollte, daß jemand das tat, war ein Mann – ein stellvertretender Vorsitzender des KGB, kein geringerer – zu einem Treffen nach Helsinki gekommen, um ihn um seine Mithilfe zu bitten. Er mußte einen Agenten finden. Sie wollten über die Bezie-

hung innerhalb der NATO, speziell über die Stellung der Franzosen, Bescheid wissen. Seit dem Zusammenbruch ihres Netzes innerhalb des SDECE waren sie entschlossen, das gesamte westliche Bündnis an seinem Angelpunkt zu durchdringen – in der NATO.

Er war es gewesen, der van Lederer vorgeschlagen hatte. Der Amerikaner hatte blindlings auf den Köder der ihm angebotenen geheimen Macht angebissen. Constant hatte gewußt, daß er diesem Angebot nicht würde widerstehen können.

Dem Druck, die Ursache der Sicherheitslücken innerhalb der NATO aufzudecken – und dies vor allem seit der Einrichtung von SO-4 unter Aubrey –, mußte mit dem Einsatz des Strohmannes ›Franklin‹ begegnet werden. So waren die Gerüchte über Berichte, welche die Zentrale über die Arbeit des Senior Committee erreichten, von ›Franklin‹ in seiner Rolle als vermeintlicher CIA-Agent bestätigt worden; dies war nötig, um ›Franklin‹ zu schützen und seine Glaubwürdigkeit als Doppelagent aufrechtzuerhalten. Allerdings hatten sie dazu rasch einen Sündenbock gebraucht. Also hatten sie Lidbrooke mit Catherine Rollin hingehängt.

Damit hätte die Sache eigentlich bereinigt und sowohl seine wie van Lederers Sicherheit garantiert sein sollen.

Wer hätte davon wissen können?

Er war nicht einmal imstande, eine Vermutung zu hegen. Statt dessen wollte er nichts anderes, als Gardiner zu vernichten – völlig irrational, wollte er ihn einfach von der Erdoberfläche fegen. Selbst wenn er nie in Erfahrung bringen sollte, wer sich seiner bediente. Er mußte sie unter Kontrolle bringen – diese *Ungezügeltheit*. Er wurde von irgendeiner Organisation bedroht – CIA, SDECE, BND, SIS ... Vielleicht war es sogar Aubrey. *Irgend jemand, irgend jemand wußte über ihn Bescheid!*

Dänen, Türken, Norweger, Italiener ...?

Es gab keine Antwort auf diese Frage; es sei denn, er konnte

Gardiner fangen und ihn zum Sprechen bringen. Oder er ließ ihn in dem Glauben, seinen Auftrag ausgeführt zu haben, damit die Männer ans Licht traten, welche die Fäden in der Hand gehalten hatten. Dann würden vielleicht die Drahtzieher hinter diesem irrwitzigen Plan zum Vorschein kommen.

Aber er mußte riskieren, daß Aubrey die Wahrheit über ihn an den Tag brachte.

Es gab nur eine einzige Alternative – und diese war, sich aus dem Staub zu machen; und zwar auf der Stelle. *Der Held der Sowjetunion*; mit einemmal würde er wie ein Korken auf der Wasseroberfläche in Moskau auftauchen. Nein, das kam nicht in Frage. Das war kein Heroismus und keine Loyalität einem System gegenüber, das er in all den Nachkriegsjahren nie ganz hatte akzeptieren können – eher war dies der Rat unzulässiger Verzweiflung. Es gab keinen Ort, an dem er sich hätte verstekken können. Er konnte nicht einmal die Vorstellung der *Nutzlosigkeit* ertragen, zusammen mit Philby und Burgess und MacLean und Blake und den anderen, deren Namen nie an die Öffentlichkeit gedrungen waren, von einer spärlichen Pension in Moskau zu leben. Nein, das kam auf keinen Fall in Frage – wie ein alter, alter Mann in einem zugigen Park zu sitzen, eine verblaßte Medaille am Regenmantel. Er hatte dieses Bild einmal gesehen und hatte die Bedeutung dieses Anblicks nie begriffen – eine Vision?

Da er sich mit dem Konzept der Verzweiflung nicht abfinden konnte, funktionierte er rein pragmatisch. Es war das beste, die Opposition – ganz offen oder heimlich – zu vernichten. Vor ihr die Flucht zu ergreifen war angesichts der Konsequenzen unmöglich.

Er stand auf und trat ans Fenster. Von seinem Fenster in Whitehall hatte er einen großartigeren Ausblick als den auf diesen menschenleeren Gehsteig und die spärlichen geparkten Autos. Nein. Die offenkundige Macht lag in unmittelbarer Reichweite; sein endgültiger Aufstieg war bis auf die letzte

Unterschrift besiegt. Er würde sich an ihnen rächen, an den Leuten, die ihn in dieser Zelle in Berlin verrotten hatten lassen, ihn in die Hände des NKVD getrieben hatten. Das würde ihm der SIS büßen – mit einem russischen Agenten als ›C‹, als Leiter des britischen Geheimdienstes. Damit würde er das System, das er zu hassen und verachten gelernt hatte, endgültig und vollständig düpieren.

Er schüttelte sich wie ein nasser Hund und ging zu seinem Sessel zurück. Es war an der Zeit, seine Herzschwierigkeiten zu bekommen und das Ärzteteam zu unterweisen, das er der Glaubwürdigkeit halber brauchen würde.

Er dachte an Rawlings, das Haus in der Peaks, direkt an der Grenze von Yorkshire. Der Schauplatz des Gemetzels. Für Gardiner.

Gardiner lag auf dem schmalen Bett und las den *Evening Standard*. Er war müde, aber sein Verstand arbeitete fieberhaft; und auch der Körper, als hätte ihn ebenfalls diese Nervenkrankheit befallen, war rastlos. Zuckend bewegten sich Beine und Füße, als wollten sie damit das Fehlen umfangreicherer körperlicher Aktivitäten kompensieren.

Er war die ganze Nacht über, erst im Zug und dann auf der Nachfähre, wach geblieben. Dann die Zugfahrt von Dover zur Victoria Station und der wachsame Aufenthalt in einem Abteil voller Fremder. Gleichzeitig ein ständiges Achten auf jene Gestalten, die er für einen Moment am Fenster zum Gang vorbeihuschen sah, ihre Kleidung, ihre Erscheinung kategorisierend, so daß ihm an ihren Bewegungen sofort etwas Verdächtiges oder Bedrohliches aufgefallen wäre.

Aus dem Bahnhof zu treten und zu einer Bushaltestelle zu gehen war eine Anstrengung gewesen, bei der sein Verstand den müden Gliedern zu Hilfe kommen mußte. Nachdem er seinen Koffer in Euston zurückgelassen hatte – ein Bahnhof, in dem niemand nach ihm suchen würde –, war er mehrere

Stunden zu Fuß durch die Stadt gestreift. Als er sich schließlich in dem obskuren und billigen Hotel in Bayswater eingemietet hatte, holte er seinen Koffer ab. Das Einzelzimmer, das ihm als einem Geschäftsmann aus dem Norden auf Geschäftsreise zugeteilt wurde, war klein und spärlich möbliert. Ihm fiel das jedoch kaum auf; für ihn war der Raum kaum mehr als ein vorübergehender Operationsstützpunkt.

Während er sich in Gedanken noch mit den Problemen hinsichtlich Constants Ermordung befaßte, entdeckte er in der Zeitung den Artikel über seine Erkrankung. Constant war gewarnt und wurde von Leuten wie Latymer und vielleicht sogar Aubrey beschützt. Ihm gefiel das, seine ehemaligen Freunde in diesem neuen Krieg plötzlich als Gegenspieler vor sich zu haben; ein befriedigendes Gefühl einer totalen Umkehrung der Vergangenheit, ein Gefühl, das ihm half, sich stärker mit sich selbst zu identifizieren. Es verlieh seinem hungrigen Ego ein Gefühl der Einsamkeit, nach dem es förmlich gierte – und ein Gefühl, der letzte Dreck zu sein.

Zuerst schien ihm diese Meldung *die* Gelegenheit, aber während er sich die Sache länger durch den Kopf gehen ließ, gelangte er zu der Überzeugung, daß es sich dabei um eine Falle handelte. Sogar die Adresse des Landsitzes war angegeben. Natürlich nur vage, aber doch eindeutig genug, um sichergehen zu können, daß er sie ausfindig machen würde. Mit nichts weiter als der Hilfe einer OS-Karte.

Seine momentane Enttäuschung war heftig. Es war eine Falle, und als solche sollte sie für ihn erkennbar sein. Es war ein Ruf von den Zinnen herab, sogar eine vulgäre Geste in seiner Richtung. Und er *fühlte* sich herausgefordert.

Er wünschte, er hätte ein Gewehr gehabt. Alle seine Gedanken und Gefühle kreisten um diesen einen Gegenstand. Mit einem Gewehr hätte er eine reelle Chance gehabt.

Es war, als könnte er sich das Haus vorstellen. Der Garten überwacht, vielleicht ein paar Hunde, mit Sicherheit Scharf-

schützen – und Constant in der Mitte dieses plötzlichen Spinnennetzes, gewoben während eines Nachmittags.

Eile. Das war es. *Druck.* Er sah das Haus und seine Umgebung nicht als eine Landschaft, sondern als ein Gittermuster, durchzogen von den brennenden, drahtigen Spuren der patrouillierenden Männer. Eine Zeit-und-Bewegungsstudie einer Falle.

Er brauchte demnach also einen Wagen. Der Zug würde zu langsam sein und zu ungenau. Er mußte das Haus sobald wie möglich erreichen. Bis zum nächsten Morgen. Sie vermuteten vielleicht schon, daß er bereits in England war, aber sie würden damit rechnen, daß er noch etwas Zeit verstreichen lassen würde – aus Vorsicht. Auf der Fähre hatte er das ausländische Geld in Pfund umgetauscht.

Ein Mietwagen. Und ein Gewehr?

Das Unberechenbare. Er brauchte ein bißchen Glück. In dem Gewehr erhoffte er sich so etwas wie Sicherheit – eine Potenz, die seinem Gefühl zugute kam, allein gegen viele anzutreten. Er brauchte eines, aber er konnte sich keines beschaffen – noch nicht. Er schwang seine Beine vom Bett. Als sähe er ihn das erste Mal, blickte er sich im Raum um.

Papiere. Die einzigen englischen, die er hatte, waren seine eigenen. Sie hinterließen eine Spur, aber möglicherweise eine, die nicht allzu leicht und schnell zu verfolgen sein würde. *Geld.* Er nahm seine Brieftasche aus dem Nachtkästchen. *Uhr.* Die Büros der Autovermietungen würden noch offen haben. *Kleider.*

Rasch wechselte er seinen zerknitterten Anzug gegen eine Hose und einen Pullover. Dann zog er das kräftigste Paar Schuhe an, über das er verfügte. Schon als er sich bückte, um sich die Schuhe zu schnüren, wurde ihm der Pullover zu warm. Aber er würde ihn brauchen; also behielt er ihn an. Schließlich zog er sich noch einen Anorak an und steckte Brieftasche und englische Papiere in eine seiner Taschen. Des letzten Auswei-

ses hatte er sich bereits entledigt – in einem Abfallkorb, der mit Draht an einem Laternenpfahl befestigt gewesen war.

Sonst war nichts mehr. Mit offenem Maul lag der Koffer auf dem Bett, als wollte er ihn an etwas erinnern. *Nichts mehr.*

Ein zaubernder Moment, ein Gefühl der Nichtigkeit; der Verlust von Identität, der Gewißheit, wer er war. Als er dann auf die Tür zutrat und den Türklopfer ergriff, lag eine unverkennbare Erlösung in dieser Bewegung; seine Glieder bewegten sich mit einemmal frischer, die kriechend zappelige Müdigkeit wich von ihm. Er schloß die Tür hinter sich und folgte der fleckigen Spur des zerschlissenen Teppichs den Gang hinunter. Der Portier in dem engen, düsteren Foyer schenkte ihm kaum Beachtung, als er an der Rezeption seinen Zimmerschlüssel zurückließ. Das kleine Plastikschild mit der Zimmernummer klatschte geräuschvoll gegen das Furnier der Theke.

Im Innern des Hauses wurde es dunkel. Der Sonnenuntergang strömte zunehmend schwächer in die nach Westen blickende Bibliothek, die Constant Latymer und Aubrey als Hauptquartier eingeräumt hatte. Die zwei Männer saßen um einen alten, langen Tisch, Karten und Skizzen lagen über seine polierte Platte verstreut. Die Birne einer einzigen Tischlampe warf ihr weißes, kaltes Licht auf das Papier und das Holz. Aubrey widmete sich gerade einer Vergrößerung des entscheidenden Abschnitts einer OS-Karte; er arbeitete in Hemdsärmeln und versuchte nicht nur, sich auf die Durchführung der Operation zu konzentrieren, sondern achtete gleichzeitig auch noch darauf, Latymer aus seinem bedrückten Schweigen zu locken, in das er sich schon die ganze Fahrt von London her zurückgezogen hatte.

Es war schwierig. Latymer hatte sich mit Gott weiß was für finsternen Gedanken und dem losgelöst darin umherschwirrenden Bild seiner toten Frau eingeschlossen. Aubrey konnte sich

des Gefühls nicht erwehren, daß ihn Victorias Tod härter traf, als er erwartet hatte. Fast wurde er ungehalten über die zurückgezogene, stumpfe Zurschaustellung seines Schmerzes.

»Alle Patrouillen sind unterwegs – die Ersatzteams untergebracht. Sie schlafen im Augenblick und werden um Mitternacht übernehmen – bis sechs Uhr früh. Dann machen die Mannschaften weiter, die im Augenblick Schicht haben. Es gilt, eine Fläche von zwei Hektar zu überwachen, und wir haben keinen überzähligsten Mann. Wir werden später noch drankommen.«

Er blickte in Latymers Gesicht auf, die Blässe am Rand des Lichtkegels der Lampe erschien ihm plötzlich hart und grell. Schockiert nahm er zur Kenntnis, was sein Kollege gelitten hatte und immer noch litt.

»Ja«, erwiederte Latymer.

»Hast du überhaupt zugehört, Hilary?«

»Ja«, nickte Latymer widerstrebend. Es war, als wollte ihn Aubrey von einem Ort wegzerren, an dem er sich wohl fühlte, ihn aus einem Traum wecken. Allerdings waren die Stunden des durch nichts gelinderten Leids, die auf ihren Tod gefolgt waren – wie viele waren seitdem verstrichen? –, etwas gewesen, dem zu entrinnen er versucht hatte. Jedoch nur, wenn ihm dies ohne ein Gefühl des Verrats gelungen wäre.

Aubrey versuchte, ihn aus seinen Gedanken zu reißen. »Glaubst du, Richard wird von einer fremden Macht für deren Zwecke eingespannt?« In seinem Ton lag ein ätzender Anflug, der gegen Constant gerichtet war. »Oder denkst du eher, Mister Constant traut uns nicht zu, wir täten auch ohne einen Appell an unsere nationale Sicherheit das Beste?«

»Was meinst du damit?« Latymer mühte sich mit einer fremden Zunge ab.

»Ich meine – könnte es wirklich so sein?«

Nach längerem Schweigen meinte Latymer: »Natürlich könnte es so sein. Richard hat sehr viel Glück gehabt, und er hat bisher in jedem Fall ganze Arbeit geleistet. Und dieser

Telefonanruf ...«

»Mhm. Daran werden wir uns wohl die Zähne ausbeißen müssen. Zumal garantiert dieser Umstand vorläufig, daß Gardiner am Leben bleibt. Es sei denn, Mister Constant hat andere Pläne.«

Latymer wirkte erschreckt, als hätte er Angst, sie könnten belauscht werden. »Du glaubst, er könnte Richard töten lassen?«

»Ich weiß nicht. Möglich wäre es schon. Möchtest du, daß es dazu kommt?«

»Warum nicht? Er hat van Lederer umgebracht. Normalerweise müßte er als höchste Gefahrenquelle eliminiert werden ...« Seiner Stimme haftete etwas Mechanisches an.

Aufgebracht fuhr Aubrey ihn an: »Was zum Teufel ist nur los mit dir?« Er stand auf, stieß den schweren Stuhl zurück und trat auf das Tablett mit Getränken zu, das auf dem Sideboard neben dem Fenster stand. Die Landschaft draußen versank in totalen Schatten. Und obwohl er wußte, daß Gardiner vermutlich noch nicht dort draußen war, erschauderte er. Er wußte nicht, für wen.

Er schenkte zwei Scotch ein und brachte sie an den Tisch zurück. Als er das Gluckern der Flasche und das Zischen des Soda hörte, sah Latymer auf, ergriff sein Glas und nahm einen Schluck. Als wäre er nicht an scharfe Sachen gewöhnt, hustete er.

»Und?« Er deutete mit den Augen auf die Drinks – in dem Wissen, daß Aubrey etwas Unorthodoxes vorhatte und sich ihm anzuvertrauen beabsichtigte. Da war jedoch nicht das gewohnte Lächeln oder der angespannte Moment des Vergnügens, als er sich dieser Tatsache bewußt wurde.

»Hör zu, Hilary! Und wenn du je in deinem Leben zugehört hast, dann hör mir jetzt gut zu.« Er ließ Latymer einen Augenblick Zeit, damit er ihm widerstrebend seine Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Dann fuhr er fort: »Constant wollte, daß van

Lederer Richard getötet hätte – ihn in einer gestandenen CIA-Aktion beiseite geräumt hätte. Aber er hat auch gesagt, daß er, schon damals, den Verdacht hegte, Richard könnte von einer dritten Gruppe für deren Zwecke eingespannt worden sein ...« Aubreys hellblaue Augen leuchteten. Latymer wußte, daß er sich auch hinsichtlich des Problems Gedanken machte, das er selbst darstellte. Er strengte sich an, sich auf Aubrey zu konzentrieren; es schien, als glitten die Gedanken an Victoria, die nun sein Bewußtsein vereinnahmten, allmählich in dunklere Windungen seines Gehirns zurück, wo sie sich mit der Zeit niederlassen würden. Als er den Kopf schüttelte, faßte Aubrey diese Geste falsch auf.

»Was paßt dir an meiner Theorie nicht?« wollte er gereizt wissen.

»Nein, nichts. Das war etwas anderes«, erwiderte Latymer, während er gleichzeitig die sich erhebende Vorstellung des Verrats zurückdrängte. Er zentrierte seinen Blick, und mit Dankbarkeit stellte Aubrey fest, wie er schärfer wurde, sich der Gegenwart zuwandte.

»Richtig. Constant wird Gardiner töten, um sich nicht in Gefahr zu bringen – genauso, wie er Lidbrooke hat beseitigen lassen, sobald der geringste Beweis gegen ihn vorlag!« Dieser Umstand stieß ihm nach wie vor sauer auf. »Und was wollen wir also nun dagegen unternehmen?«

»Dagegen unternehmen!«

»Möchtest du vielleicht, daß Richard stirbt?«

»Ich glaube nicht – aber ...«

»Kein aber. Ich werde mir auf keinen Fall die Chance entgehen lassen, einen Blick auf Richards mysteriösen Operator werfen zu können, nur weil Mister Constant um seine Haut fürchtet. So verstehe ich jedenfalls meine Pflicht nicht.« Mit einem Stirnrunzeln bedachte er die mögliche Großspurigkeit dessen, was er eben gesagt hatte, um dann fortzufahren: »Wir müssen Constant stoppen. Wir müssen uns Richard vor ihm

schnappen. Und dann müssen wir für seine Sicherheit sorgen, bis *wir* herausgefunden haben, was hier gespielt wird!«

»Du bist dir natürlich bewußt, was das bedeutet.«

»Natürlich weiß ich das, Hilary! Verdammt gut sogar! Ich weiß sehr wohl, was hier auf dem Spiel steht.« Er schluckte seinen Zorn hinunter und fügte mit einem Seufzen hinzu: »Meine Güte, warum kann das Ganze nicht so simpel und einfach bleiben, wie es das vor zwanzig Jahren war, hm? Böse Nazis und gute Engländer und Franzosen und Polen und sogar Russen. Nichts als Friede, Freude, Eierkuchen, selbst in unserem schmutzigen Geschäft. Natürlich wurden auch schon damals Leute verraten und verkauft, mit Bluffoperationen betraut ... Na ja, aber selbst damals gab es schon einen Constant, der seine Netze spann – eine Spinne, die vorgab, ein Wolf zu sein!« Angewidert verzog Aubrey sein Gesicht. »Er war nicht annähernd in der Lage, Richard Gardiner das Wasser zu reichen. Das weißt du ebensogut wie ich!«

Latymer blickte sich um, als wäre ein Beobachter im Raum, ein schwebendes Ohr, das sich plötzlich aus dem Dunkel auf sie herabsenkte, um sie zu belauschen. »Reg dich nicht auf, Kenneth. Ich weiß genau, wie dir zumute ist, aber es wird zu nichts führen, so viel Dampf abzulassen – jedenfalls nicht hier und im Augenblick.«

»Ach, ich komme mir so verdammt *alt* vor. Das ist das Problem!« Er nahm einen Schluck Whisky. »So verdammt alt ... Während diese miese Spinne das ewige Leben gepachtet zu haben scheint.« Er lachte plötzlich heiser los. »Er ist genau die Sorte von Mann, von dem man sich vorstellen kann, er könnte zur anderen Seite gehören und nicht zu Queen Anne's Gate mit uns anderen Engländern!«

»In diesem Punkt bin ich gänzlich deiner Meinung, Kenneth. Aber da ist er nun mal, und da wird er auch bleiben.«

Aubrey machte eine wegweisende Geste. »Ewig, wie das Polareis – oder wie eine hartnäckige Akne.«

»Was ist los mit dir, Kenneth? Du und plötzlich nicht mehr in der Lage, deine Gefühle zu verbergen? Was ist los?«

»Ich weiß nicht. Vermutlich irgend etwas Unangenehmes, das gleich um die Ecke auf uns wartet. Cäsars Träume – oder waren es die Calpurnias? Ich vergesse das immer wieder. Und unser teurer, nutzloser Prinz, der zu Horatio spricht: ›Ach, wie weh ist mir doch ums Herz.‹ Oder etwas in der Art. Böse Ahnungen. Ich muß wohl allmählich wirklich alt werden!« Er versuchte, diese Stimmung abzuschütteln, indem er sich aufsetzte. Dann sank er wieder in seinen Sessel zurück. »Nein, ich werde dieses Gefühl einfach nicht los, und ich werde auch nicht tatenlos zusehen, wie Napier oder sonst einer von Constants Jungs ›Achilles‹ erledigt. Wir müssen ihn finden!«

Zumindest vorübergehend von dem Bann befreit, den der Tod seiner Frau für ihn darstellte, nickte Latymer: »Also gut, was wollen wir machen?«

»Ah!« Aubrey trank den letzten Rest Whisky und stellte das Glas ab – ein Requisit, das er nun nicht mehr länger brauchte, nachdem er wieder gelernt hatte, seine geistigen Glieder frei zu bewegen.

»Was hast du vor?«

»Was meinst du? Wann wird er hier auftauchen?«

»Bei Morgengrauen natürlich. Wenn die Wachen abgelöst werden und die Männer müde und gelangweilt und unachtsam sind.«

»Wann sonst sollte er auch kommen?« fügte Aubrey fast belustigt hinzu. »Also gut, sehen wir uns mal die Karte hier näher an. Wo?« Sein Finger tippte auf die Vergrößerung, auf der die nähere Umgebung des Hauses mit dem Reservoir und Broomhead Moor im Westen und Süden eingezeichnet war. Der Lauf des Ewden Beck schlängelte sich in Richtung der zwei Reservoirs und des Dorfes Ewden von Westen nach Osten über die Karte. Was den Constantschen Besitz selbst betraf, setzte er sich aus weitläufigen Parkanlagen, mehreren

Feldern und einer Nadelwaldpflanzung zusammen. Etwa einen Kilometer vom Haus entfernt, führte die einzige Straße in nordsüdlicher Richtung am Rand des Grundstücks vorbei.

»Aus welcher Richtung wird er kommen?« fragte Latymer.

»Und wie?« Aubrey schürzte die Lippen und betastete sie mit den Fingerspitzen. Die beiden Männer waren über die Karte in dem weißen, toten Licht gebeugt.

»Mit einem Wagen«, meinte Latymer leichthin, als handelte es sich bei dem Ganzen um ein Ratespiel. »Womit denn sonst?«

»Genau. Er wird die Autostraße nehmen und dann vielleicht in Sheffield abbiegen. Mhm. Das dürfte doch das wahrscheinlichste sein, oder nicht?« Latymer nickte. »Genau. Dann wird er sich den Platz ansehen wollen, bevor es hell wird. Was wird er sich vorgenommen haben?«

»Einen Mann zu töten und sich ein Gewehr zu beschaffen, falls er das nicht schon getan hat.«

Aubrey sah Latymer an, als wäre er inmitten ihrer romantischen Spekulationen mit einemmal an eine absolut ungenießbare Realität erinnert worden. »Du hast natürlich vollkommen recht. Wir sollten lieber nicht so tun, als schützten wir Sir Galahad vor dem Drachen, oder nicht? Wo wird er den Wagen verstecken?«

Latymer tippte auf die Karte. »Hier. Irgendwo in der Pflanzung, nehme ich an. Vielleicht in Wigtwizzle.«

»Mhm. Und was ist ...? Nein, ich glaube, du hast recht. Gut, sehr gut. Mhm. Auf dieser Straße hier?« Er deutete auf eine kleine Straße, die sich von Süden her dem Gehölz am Südufer des Broomhead Reservoir näherte.

»Auf irgendeiner von diesen drei Straßen hier.«

»Aber auf ihnen kommt er doch immer auf die Ostseite des Besitzes. In diesem Fall sollten wir vielleicht davon ausgehen, daß er in dieser Ecke einen Mann ausschalten wird?« Er deutete auf den betreffenden Punkt auf der Karte und sah

Latymer in die Augen.

»Es hat gar keinen Sinn, sich langen Spekulationen hinzugeben, da er ja weiß, daß wir diejenigen sind, die auf ihn warten, und daß wir dieses kleine Manöver veranstalten werden ... In Ermangelung eines besseren Vorschlags muß ich dir jedoch zustimmen. Ja, das finde ich auch. Dort.«

Aubrey schwieg eine Weile. Dann sah er Latymer neuerlich in die Augen und sagte ohne die geringste Veränderung in seinem Tonfall: »Dann sollten wir am besten selbst in dieser Ecke zur Stelle sein, sobald es zu tagen beginnt.« Er lächelte säuerlich, und für einen Augenblick wurde Latymer gewaltsam an Constant erinnert. »Und weißt du, wen ich dort postieren werde? Nein? Unseren Freund Napier!«

Jean-Jacques Haussman vom SDECE, NATO-Deckname »Goriot«, traf kurz nach Mitternacht in einer kleinen Maschine, die vom französischen Geheimdienst gemietet worden war, in Gatwick ein. Bis auf den Piloten war er allein. Sein offizieller Auftrag lautete, den Sicherheitsstab der französischen Botschaft zu inspizieren. Allerdings begab er sich nicht in die Botschaft. Statt dessen fuhr der Wagen, der ihn am Flughafen abholte, quer durch London, um sich nach etwa einer Stunde auf der M 1 in Richtung Norden zu bewegen.

Es war vielleicht der erste Herbsttag, obwohl es noch Anfang September war. Die offenen Flächen des Constantschen Besitzes waren von kühlem, feuchtem Nebel eingehüllt, der sich in den dunklen Nadelholzpflanzungen noch stärker verdichtete.

Aubrey und Latymer trugen schwere Mäntel – dunkle, reglose Gestalten, die auf ihren Stockhockern kauerten, durch die dunkel schimmernden Blätter mehrerer Rhododendronbüsche von dem Zaun abgeschirmt, der Constants Besitz umgrenzte. Von ihrem Standort aus, der etwas erhöht lag, konnten sie das umliegende Gelände und den Mann, der die Südostecke des

Grundstücks überwachte, überblicken.

Die Sicht war schlecht, und beiden Männern war extrem kalt. Jeder von ihnen saß starr wie eine Statue auf seinem Faltessel, das Fernglas an den Augen, das Gesicht zu Falten der Kälte und Konzentration verkniffen. Wie den matten Schimmer eines Parcours konnte Latymer im Nebel die Straße erkennen. Mit Ausnahme des Gezwitschers unsichtbarer Vögel war es vollkommen still.

Er wußte, daß Gardiner nicht die Straße nehmen würde. Er würde sie zwar überqueren müssen, aber er würde sich auf keinen Fall auf ihr dem Besitz Constants nähern. Den Wagen würde er irgendwo im Wigtwizzle-Gehölz verbergen. Er richtete das Fernglas auf Napier; er hatte den Kopf gesenkt, und sein Ausdruck wirkte müde und abgespannt. Nur indem er Napier im Auge behielt, würde er je ihre wirkliche Beute entdecken ...

Aubreys Entscheidung hatte Napier in gewisser Weise zur Beute gemacht – der Mann, der eben, das Gesicht ihm halb zugewandt, unterdrückt gähnte. Er war der theatralische Lockvogel, den Constant angeblich aus sich selbst gemacht hatte. Indem er Napier auf diese Weise vorschob, befleißigte sich Aubrey selbst einer Denkweise, wie er sie sonst den gut geölten Gehirnwindungen Constants zum Vorwurf machte. Er wußte noch immer nicht, ob er und Aubrey Gardiner vor oder nach seinem Angriff auf Napier überraschen würden.

Was würden sie mit Gardiner anstellen, wenn sie ihn geschnappt hatten? Wie würden sie ihn verstecken können oder ihn dazu benutzen, seinen ahnungslosen Drahtzieher aus der Deckung hervorzulocken? Es war einfach lächerlich, sich vorzustellen, gemeinsam mit ihm ein einsames Pub irgendwo in den Bergen aufzusuchen, wo sie über einem Glas Bier in aller Ruhe über den nächsten Schritt beratschlagen könnten.

Aber welche Möglichkeit gab es sonst noch?

Und Gardiner sollte auch dafür bezahlen ...

Etienne, Dupuy, Perrier und selbst Janvier, der professionelle Killer – das Gerechtigkeitsgefühl in Latymers Wesen wollte Gardiner auf keinen Fall ungeschoren davonkommen lassen.

»Da?« hauchte Aubrey – eine Frage, keine Feststellung. »Unter den Bäumen auf der anderen Seite der Straße. Ist das ein Schatten oder ein Mann?«

Latymer hob das Glas leicht, so daß nur Napiers Kopf noch darin zu sehen war, und justierte die Entfernung. Napiers Züge verschwammen. Unter den Fichten, am Waldrand von Wigtwizzle, feucht, dunkel und in grauen Nebel gehüllt, sah er etwas sich bewegen – vorsichtig. Er verspürte ein Drängen in seinem leeren Magen, wie bei einer Infusion von Alkohol oder Angst. Er stellte die Entfernung noch exakter ein, obwohl er Aubrey bereits flüstern hörte: »Ich fürchte, er ist es ...« Sein Tonfall klang nicht wirklich bedauernd, sondern eher zufrieden, daß sich seine Prognose als richtig erwiesen hatte.

»Bist du sicher?« fragte er, obwohl er die Antwort bereits wußte. Ein weißes Gesicht, ein Anorak, das bestimmte Hussen von Baumstamm zu Baumstamm. Ein jagendes Tier. Er schwang das Fernglas herum, so daß er Napiers Gesicht wieder in den Blick bekam. Aus seiner entspannten Haltung, den müde herabgesunkenen Schultern wurde ersichtlich, daß er sich Gardiners Anwesenheit nicht bewußt war. Die beiden Männer waren weniger als fünfzig Meter voneinander entfernt. Die nicht von Bäumen bestandene Fläche, die Straße und der zerbrechlich wirkende weiße Zaun würde die beiden für zu kurze Zeit voneinander trennen. Ihn überkam eine plötzliche Angst, daß Aubrey dieses Schauspiel aus der teilnahmslosen Warte des Überlegenen genießen könnte. Für einen Augenblick setzte er das Fernglas ab, um Aubreys Züge in grimmiger Zufriedenheit erstarrt zu sehen; er fühlte sich selbst beteiligt an Aubreys Vorhaben, als ein machtloser Zuschauer des Dramas.

Er preßte das Fernglas neuerlich an seine Augen. Irgend etwas in ihm wünschte Napiers in seiner Funktion als Vollstrek-

ker von Constants rücksichtslosem Willen den Tod ...

Er hätte Napier warnen sollen. Und ihm wurde bewußt, daß Gardiner ein toter Mann gewesen wäre, wenn er das getan hätte. Er war nur noch wenige Meter von der Straße entfernt, bewegte sich wie ein pirschendes Tier durch das Unterholz vor dem Band der Straße und dem Zaun.

»Was willst du tun?« hauchte er drängend.

»Nichts«, kam die ruhige Antwort.

»Was?«

»Bereite dich drauf vor, in Aktion zu treten, sobald er ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

»Das kannst du doch nicht tun!«

»Du siehst doch, daß ich es tue«, erwiderte Aubrey in einem Ton, der jede weitere Diskussion zu diesem Thema unterband. »Mach dich bereit, wenn ich dir Bescheid sage; es sind etwa hundert Meter – vielleicht auch ein bißchen mehr. Wir können nur hoffen, daß er den armen Teufel nicht schon von der anderen Seite der Straße aus erschießt.«

Latymer konzentrierte sich auf die Szene, als könnte er durch ein Starren seiner Machtlosigkeit entgegenwirken, sich dem Gefühl der Sinnlosigkeit widersetzen, das von ihm Besitz zu ergreifen drohte. Für einen Augenblick verachtete er sich ebensosehr, wie er Aubrey und Constant verachtete.

Richard Gardiner hatte sich den Umstand zunutze gemacht, daß Napier sich eine Zigarette angezündet hatte. Letzterer hätte dies eigentlich nicht tun dürfen, aber er hatte kurz zuvor auf seine Uhr gesehen und dabei festgestellt, daß er binnen kurzem abgelöst würde. Er hatte seine Schulter halb der Straße zugewandt, als er sich zu seiner schützend um die Flamme des Feuerzeuges gelegten Hand hinabbeugte, dessen Aufflackern Latymer von seinem Standort aus sehen konnte.

Geschwind und geräuschlos hatte Gardiner die Straße überquert. Dann kletterte er über den weißen Zaun, der nicht mehr länger Constants unverletzliches Territorium kennzeichnete.

Und Napier, den Kopf plötzlich erhoben, wie durch einen professionellen Instinkt gewarnt, das Gewehr in seinen Händen herumgerissen. Und dann das Um-sich-Schlagen der Arme wie bei einem Ertrinkenden, und der Kopf fast von seinem prekären Gleichgewicht von den Schultern gerissen; und das langsame Zusammensinken, in dem die Tragödie zur Farce wurde, während der Körper in das hohe, feuchte Gras neben den Zaun glitt.

Latymer hätte nicht sagen können, an welchem Punkt genau Aubrey loszurennen begonnen hatte oder wann er aufgehört hatte, die Ereignisse durch den Feldstecher zu beobachten, die plötzlich verkleinerten Gestalten mit dem bloßen Auge zu verfolgen. Er begriff nur, daß seine Gummistiefel durch das feuchte Gras klatschten und Aubreys untersetzte Gestalt vor ihm war. Er rannte mit überraschender Schnelligkeit entlang der Vertiefung, wo das Buschwerk sie verborgen hatte. Sie würden rechts von Gardiner herauskommen – eine zufällige Bodenbeschaffenheit, die zunutze zu machen Aubrey sich entschlossen hatte, sobald er ihrer gewahr geworden war.

Gardiner hatte sich gerade erst bewegt, hatte gerade erst die steifen Arme gesenkt, die Browning aus dem zweihändigen Griff gelöst, so daß sie nun unschuldig in seiner rechten Hand hing. Er hatte vielleicht zwei, drei Schritte auf den am Boden ausgestreckten Napier zugemacht, auf das Gewehr, welches in dem hohen Gras lag.

»Bleib, wo du gerade bist, Richard!«

Aubreys Stimme klang lächerlich hoch, und seine Aussprache war durch seinen keuchenden Atem erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Das Gewehr war jedoch herausfordernd auf Gardiner gerichtet. Und dann hatte auch Latymer den oberen Rand der leichten Böschung erreicht und sah auf Gardiner hinab. Steif hielt er dabei seine Waffe in den Händen, und sie war auf einen Punkt etwas unterhalb der Mitte des olivgrünen Wollhemds – auf Gardiners Nabel – gerichtet.

»Bring uns nicht dazu, dich zu erschießen, Richard!« schrie er. Aber seine Stimme klang selbst in seinen Ohren unangemessen und kaum bedrohlich.

KAPITEL DREIZEHN

Die Tötung

Es war einfach lächerlich; so viel war ihm klar. Lächerlich, sich zu bewegen, auch nur mit einer Wimper zu zucken. Lächerlich auch das Tableau der drei Männer in mittleren Jahren, zwei von ihnen in dunklen Mänteln und Gummistiefeln, und er selbst in Hose und Anorak, die Hose durch das feuchte Gras durchnäßt und an seinen Beinen klebend. Eine törichte Rückkehr alternder Boxer in den Ring, mit müden Beinen und etwas in Mitleidenschaft gezogenem Verstand.

Dieses Bild stand ihm so klar und deutlich vor Augen, daß er vergaß, etwas zu unternehmen, etwas zu versuchen. Latymer und Aubrey hätten vielleicht den Bruchteil einer Sekunde gezögert, wenn er es getan hätte; aber sie hätten ihn getötet. Das wußte er. Irgend etwas aus der Vergangenheit – die Athleten aus der alten Zeit, mit breiteren Hüften und gemächerer Denkweise, die zu viel Fett angesetzt hatten ... Lächerlich.

Langsam und etwas unsicher schritt Aubrey die Böschung hinunter, das Gewehr immer noch in seinen steif von sich gestreckten Armen. Latymer trat zur Seite und näherte sich ihm aus einer anderen Richtung. Er sah auf das Gewehr im Gras und reichte dann Aubrey, den Griff zuerst, die Browning. Dieser nahm sie und ließ sie in die Tasche seines Mantels gleiten.

Dann sagte er: »Wie geht's, Richard? Willkommen in der Heimat.«

»In der Heimat?«

»Du hast eine lange Reise hinter dir, Richard.«

Gardiners Augen wanderten zur Seite, um Latymer zu beobachten, der sich, zehn Meter von ihm entfernt, zu seiner Linken postierte. Die Smith & Wesson senkte sich auf Hüfthöhe, blieb aber weiterhin auf seinen Bauch gerichtet. Er mußte sich eingestehen, daß es keine Möglichkeit gab, das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden.

Seltsamerweise wurde ihm nicht die Frustration seiner Hoffnungen oder das Zuschnappen der Falle über ihm bewußt. Da war etwas aufs äußerste Unbedrohliches an den Schußwaffen, welche seine zwei ehemaligen Bekannten hielten. Als wären sie nicht geladen, oder als wäre zwischen ihnen eine Art Nichtangriffspakt geschlossen worden.

»Und ich habe eine lange Spur von Leichen hinter mir hergezogen, Kenneth.« Für einen Augenblick schien Gardiners Gesicht in sich zusammenzufallen. »Aber ... ich mußte sie einfach töten. Ich hatte keine andere Wahl.« Aubreys Blick war unverwandt auf sein Gesicht gerichtet. Die runden Züge, immer noch so schuljungenhaft, waren bar jeder Emotion. »Sie haben versucht, mich umzubringen, Kenneth. Nach all dieser Zeit. Sie alle. Es war vollkommen ... berechtigt ...?« In seiner Stimme schwang nur ganz leicht ein fragender Tonfall mit.

Plötzlich schien er sich vor sich selbst zu eckeln – ein unerwarteter Gefühlsausbruch, als wäre eine Arterie durchtrennt worden. Ein Zucken der Häßlichkeit, gegen ihn selbst gerichtet, flackerte über sein Gesicht. Er wollte ihnen davon erzählen, sich ihnen begreiflich machen; und im selben Augenblick verachtete er die Schwäche, die ihn dazu verleitete, übersprudelnd auf sie einzureden.

Er fuhr fort: »Ich ... ich will nicht um eure Sympathien werben ... um niemandes Sympathien! Aber ich werbe um euer Verständnis. Begreift ihr denn nicht, daß ich sie töten mußte?« Er machte eine hilflose Geste mit den Armen. Er spürte, daß sie ihn verurteilten; und wenn er ihre Verachtung

auch haßte, war er doch tief von ihr getroffen. »Wißt ihr, es ist, als existierte alles – die Zeit dazwischen – plötzlich nicht mehr. Es war immer noch 1944. Mein Gott, ihr hättet mir so einen Scheißorden verpaßt, wenn es tatsächlich noch 1944 wäre!« Die Worte ejakulierten Haß. Er spürte, daß er etwas verraten hatte, aber er verstand nicht, was es war.

»Und Constant stand die ganze Zeit dahinter, hm?« warf Aubrey ein. Gardiner nickte, und Aubrey zuckte fast zusammen unter dem Gefühlsausbruch in seinen blitzenden Augen. Der reglos auf dem Boden liegende Körper schien sich in ihre Unterhaltung zu mischen. »Es ist alles vorbei, Richard. Fast möchte ich sagen, es tut mir leid für dich. Aber Constant ist einfach zu bedeutend, als daß wir zulassen könnten, daß du ihn beiseite schaffst – was auch immer die ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende. »Er ist einfach zu wichtig.«

»Was machen wir jetzt?« fragte Latymer, um sich dann, wie von einer seltsamen Krankheit fasziniert, an Gardiner zu wenden: »Warum hast du das getan? Nach dieser langen Zeit, Richard?«

Gardiner sah ihn scharf an und zuckte schließlich mit den Achseln, als suchte er nach einer hart zu formulierenden Antwort. Und dann war das Achselzucken plötzlich eine Geste des Nicht-Begreifens, des dumpfen Schweigens.

»Wir bringen ihn nicht ins Haus zurück«, erklärte Aubrey, »wenn es das ist, was du meinst. Zumindest nicht, bevor ich mit ihm gesprochen habe. Wir bringen ihn in die Jagdhütte, oben am Broomhead Moor. Vom Haus führt ein Weg dorthin, den ich allerdings lieber nicht nehmen möchte ... zu viele wachsame Augen.« Er sah in Gardiners Zügen das lebhafte Aufblühen einer Hoffnung, ähnlich einem hektischen Aufbrechen unter der Oberfläche der Haut.

»Wie willst du ihn dann dorthin schaffen?«

»Wo ist dein Wagen?«

»Etwa zwei Kilometer von hier im Wald.«

»Gut. Dann nehmen wir dein Auto. Es gibt noch einen zweiten Weg zur Hütte – von Süden her. Fahre fast bis ganz an die Hütte heran, und zwar an der Seite, wo keine Fenster sind. Dort oben ist kein Posten aufgestellt.« Aubrey lächelte. »Dafür habe ich schon gesorgt.«

Gardiner beobachtete das Lächeln auf Latymers Gesicht und Aubreys Selbstzufriedenheit. Er verspürte plötzlichen Ärger, den er jedoch wieder verfliegen ließ, ohne sich groß darüber Gedanken zu machen. Er wollte seinen Verstand leer halten, damit er nur die Eindrücke aufnahm, wie sie kamen; damit er bereit war. Andererseits wollte er jedoch auch weiter mit den zwei Männern sprechen, die der Vergangenheit angehörten, welche inzwischen sein einziger Besitz war; und sie ließen diese Vergangenheit weniger kalt und einsam erscheinen, als sie das bis dahin gewesen war. Trotz der Gewehre waren sie nicht seine Feinde.

»Dann fangen wir am besten gleich mal an«, schlug Latymer vor.

»Ganz meiner Meinung. Richard, Napier ist kein sonderlich schwerer Herr, nicht einmal im Tod. Würdest du ihn vielleicht über deine breiten Schultern nehmen? Ein Stück von hier können wir ihn dann ja an einem sicheren Ort verstecken. Und dann kannst du uns ja den Weg zeigen.«

Der Marsch durch den Wald – der sich auflösende Nebel hing immer noch hartnäckig an den dunklen Bäumen und dem feuchten Gras – vollzog sich unter Schweigen – wie eine feierliche Prozession. Latymer und Aubrey folgten Gardiner in gebührendem Abstand.

Latymer konnte jedoch nicht umhin, sich auf den unter Gardiners mühelosen Schritten auf und ab wippenden Kopf Napiers zu konzentrieren, bis ihm dieser Anblick physische Übelkeit verursachte. Er bemerkte die saubere Kante, welche die Haare am Nacken bildeten, die gegen Gardiners Anorak wippende Locke, die weißen Wangen und die kantige, scharfe

Nase, wenn der Kopf sich hin und wieder vom Profil her zeigte. Dem Bild haftete etwas Alptraumhaftes an – weil Napier wie ein Sack getragen wurde, und zwar aufgrund von Aubreys Gerechtigkeitssinn, oder Rache, oder auch Abgebrühtheit.

Als Aubrey Gardiner befahl, die Leiche vorübergehend unter ein paar Büschen zu deponieren und dann seinen Weg fortzusetzen, geschah das fast ohne den geringsten Verzug – und mit Sicherheit ohne Gefühl oder Bedauern. Schrecklich.

Die Fahrt mit dem Wagen ging unter demselben Schweigen im warmen Innern des Ford vonstatten. Latymer fuhr. Aubrey stützte die Waffe auf seinen verschränkten Armen auf, drückte sie aber weiter gegen Gardiners Seite. Er schien zufrieden mit dem Lauf der Dinge oder mit dem Wagen, und Gardiner lehnte sich in einem plötzlichen Anfall von Müdigkeit gegen das Seitenfenster, den Kopf gegen das kalte Glas gepreßt.

Etwa fünfhundert Meter von der Jagdhütte entfernt ließen sie den Wagen in einer Senke stehen, in der noch immer dichter Nebel lag. Als sie daraus hervortraten, zeigten sich bereits die ersten schwachen Versuche der Sonne, durch die kalte, graue Decke zu dringen. Diese Seite des Moors, das langsam zu Middle Moss und Howden Moors anstieg, bildete eine schwache Böschung in Richtung Ewden – in Richtung auf das Gehölz, das sie eben verlassen hatten, und auf das Haus. Rawlings lag immer noch im Nebel verborgen, aber die Hütte selbst befand sich in einer schwachen Senke, wo sie vom Haus aus nicht gesehen werden konnte.

Wie in innerem Widerstreben einzutreten, blieb Gardiner vor der geschlossenen Tür stehen. Er wandte sich zu Aubrey um, der blieb, wo er gerade stand. Latymer ging an ihnen vorbei, um die Tür des gedrungenen Holzbaus mit dem niedrigen, flachen Dach zu öffnen.

»Schließen sie die Tür immer ab?« fragte Latymer.

Aubrey wollte eben etwas erwidern, als Latymers Hand

gegen die Tür drückte und diese geräuschlos aufschwang. Latymer trat ein, unmittelbar gefolgt von Gardiner. Kaum war auch Aubrey als letzter durch die Tür getreten, sprach aus dem Innern der Hütte eine Stimme zu ihnen.

»Bonjour, meine Herren; willkommen in meinem bescheidenen Heim. Treten Sie nur ein. Und bitte, M'sieur Aubrey, benutzen Sie Ihre eigenen Leute nicht als Deckung, hinter der Sie mich erschießen können.«

Aubrey stand an einer Seitenwand, das Gewehr nutzlos zu Boden gerichtet, und sagte: »So etwas ist nicht meine Art – mich hinter jemandem zu verstecken. Aber Sie scheinen für so etwas eine Vorliebe zu haben, ›Goriot‹.« Aubrey versuchte ein Lächeln, um seiner Stimme nicht seine Verblüffung zum Ausdruck bringen zu lassen.

»Ach ja, der Preis des Ruhms«, stimmte Haussman zu, seine Waffe immer noch auf Aubrey gerichtet. Er ging davon aus, daß von keinem der drei unmittelbare Gefahr drohte; und falls dem doch so sein sollte, rechnete er nicht damit, daß Latymer etwas unternehmen würde, um Aubrey nicht zu gefährden. Sein großes, eckiges Gesicht lächelte, aber in seinen kieselartigen Augen war keine Spur von Humor zu entdecken. Das drahtige, graue Haar war an den Kopf frisiert, und er wirkte wachsam und in keiner Weise müde. Es war, als wäre er am Ziel einer langen Suche oder eines Rennens angelangt, dessen Preis zu seiner vollen Befriedigung ausgefallen war.

»Sie sind also der Drahtzieher hinter Gardiner?« bemerkte Aubrey, worauf Haussman theatralisch nickte.

»Drahtzieher?« flüsterte Gardiner, als erwachte er aus einer Trance. »Die Fotos? Sie waren von Ihnen?« Haussman nickte von neuem. Die Waffe zuckte kurz auf Gardiner, um sich dann wieder Aubrey zuzuwenden. Gardiner sah Aubrey an. »Was zum Teufel wird hier eigentlich gespielt?«

»Soll ich es erklären?«

»Wie Sie wollen«, bemerkte Haussman gleichgültig. Seine

Augen beobachteten Gardiner, obwohl er wußte, daß er als einziger unbewaffnet war.

»Dieser Herr ist ein hoher Beamter des SDECE, des französischen Geheimdienstes, Richard. Er hat sich deiner, wie du scheinbar weißt, als Feldagent bedient. Eines seiner Zielobjekte war van Lederer; das andere ist offensichtlich Constant. Ist das richtig?«

Haussman nickte neuerlich. Er beobachtete, wie Gardiners Hände sich zu Fäusten ballten. Sein Gesicht flackerte haßerfüllt auf. Er beeilte sich vorzuschlagen: »Ich glaube, wir sollten uns besser erst einmal alle setzen, meine Herren. Auf diese Weise verringert sich die Versuchung, ein kleines Überraschungsmanöver zu planen ...« Er deutete mit seiner freien Hand auf die Holzstühle, die um den Tisch standen.

Für einen Augenblick schienen die drei Männer widerstrebend, ja gefroren. Dann setzte sich Aubrey, gefolgt von Latymer. Gardiner schien noch zu zögern, nahm dann aber ebenfalls Platz. Nun sahen alle drei Haussman an, dessen Stuhl aus Sicherheitsgründen ein Stück vom Tisch abgerückt war. Die Waffe blieb weiter auf Aubrey gerichtet. Gardiner schien wie ein Läufer, dem die Beine den Dienst versagt haben, auf seinem Stuhl zusammengesunken. Er bekundete kaum Interesse an dem Mann, der sich seiner bedient hatte. Ihn überkam wie eine subtile Lähmung das schleichende Gefühl, das Geschöpf eines anderen, fremden Willens zu sein. Haussman spürte seine Hilflosigkeit, wie er sich zugleich der zunehmenden Wachsamkeit Aubreys und Latymers bewußt wurde.

»Nachdem wir nun in dieser netten, kleinen Runde versammelt sind«, begann Aubrey, »was haben Sie uns zu sagen, Hausherr?«

Haussman wirkte einen Moment verwirrt und sagte dann: »Das soll wohl einer von Ihren englischen Witzen sein? Als ich für de Gaulles Stab in London arbeitete, lernte ich ja jede Menge von diesen Nonsense-Witzen kennen.«

»Nachdem Sie inzwischen für die Moskauer Zentrale arbeiten, bekommen Sie wohl nicht mehr so viel davon zu hören, nehme ich an.«

Haussman schüttelte den Kopf.

»Weit gefehlt. Aber lassen Sie mich Ihnen erst einmal den Sachverhalt erklären. Und vor allem sollen Sie nicht denken, ich wäre Moskaus Mann.«

»Na, dann arbeiten Sie vielleicht für Peking«, warf Latymer ein. »Oder für einen anderen Satellitenstaat. Oder bestehen Sie ausdrücklich auf einem Unterschied zwischen Moskau und Prag oder Budapest?«

»Wenn Sie mir vielleicht erst einmal zuhören würden. Möglicherweise werden Sie dann etwas mehr begreifen, als Ihre albernen Witze zum Ausdruck bringen.«

Aubrey hob zum Zeichen, daß er einverstanden war, seine Hände.

»Bitte, fangen Sie an.« Er legte sein Gewehr mit dem Schaft in Richtung Haussman auf den Tisch. Er sah Latymer scharf an, worauf dieser seinem Beispiel folgte. Haussman nickte zufrieden.

»Ich weiß diese Offenheit zu schätzen, meine Herren, und hoffe, sie zu erwidern. Derjenige von Ihnen, der sich im Besitz von M'sieur Gardiners Waffe befindet, mag Sie für den Augenblick behalten ...« Er lächelte, und Aubreys Gesicht lächelte zurück, ohne eine Emotion preiszugeben. »Ich habe außer meinem Fahrer, der eben in Ewden Kaffee und Frühstück besorgt, niemanden in meiner Begleitung. Er wird jeden Augenblick zurückkommen. Ich hatte Sie nicht erwartet. Daher wird das Essen nicht ausreichen; aber der Kaffee wird sicher für alle genug sein.«

»Vielen Dank. Wir haben eine harte Nacht hinter uns. Ziemlich feucht für die Spione von gestern – finden Sie nicht auch, ›Goriot?«

Haussman schien allmählich mit der Nennung seines Deck-

namens und der herzlichen Ironie in Aubreys Tonfall warm zu werden.

»Wie ich feststelle, gehen wir alle davon aus, daß niemand hier getötet wird. Offensichtlich ist in dieser kleinen Wieder-vereinigung kein Platz für einen gewaltsamen Tod, hm?«

»Sehr gut.«

»Was haben Sie uns zu erzählen?« fragte Gardiner abrupt, seine Stimme war ausdruckslos, stumpf.

»Ich muß mich entschuldigen, ›Achilles‹. Ich habe mich Ihrer bedient, und ich glaube verstehen zu können, was das für Sie bedeutet hat. Ich habe Sie Ihres Stolzes beraubt – ist es nicht so?« Als Gardiner darauf nichts erwiderte, wandte Haussman seinen Blick von seinen Augen ab und richtete sich an Aubrey und Latymer: »Sind Sie bereit, mir zuzuhören?«

»Wir stehen zu Ihrer Verfügung, Jean-Jacques. Ich würde sogar sagen, daß Sie ein gefesseltes Publikum haben. Fahren Sie also bitte fort.«

»Wunderbar. Ich werde damit beginnen, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Mister Constant Moskaus Mann ist – nicht ich. Das gleiche gilt für General van Lederer ...« Er machte eine Pause, und obwohl Latymer bereits protestieren wollte, wurde er durch die steinerne Unveränderlichkeit von Aubreys Miene zum Schweigen gebracht. Durch das Ausbleiben einer stärkeren Reaktion offensichtlich enttäuscht, fuhr Haussman fort: »Also gut. Dafür gibt es Beweise, und im Falle van Lederers läßt sich dieser Umstand mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nachweisen. Falls wir die CIA dazu überreden können, die entsprechenden Nachforschungen anzustellen ...«

Aubrey verharrte weiter in Schweigen, und sein Schweigen betraf Latymer, dessen Miene wesentlich bewegter war.

»Aber ...« begann er, um gleich wieder zu verstummen.

»Ich versteh'e. Eine Verschwörung des Schweigens. Offensichtlich ist es mir nicht gelungen, Sie zu überraschen. Nicht Lidbrooke, sondern van Lederer war der Mann Moskaus, der

auf den NATO-Sicherheitsausschuß angesetzt war. Die Täuschungsmanöver, welche schließlich zum Tod Lidbrookes führten, hat Constant angeordnet, um weitere Nachforschungen in dieser Richtung zu unterbinden. Ich bin mir sicher, daß Sie persönlich die Liquidierung Lidbrookes für unangebracht und überstürzt erachtet haben?« Aubreys linkes Lid zuckte zweimal, aber er sagte noch immer nichts. Jedesmal, wenn Haussman zu sprechen aufhörte, wurde das Schweigen angespannter als zuvor. Er schien nicht von Gardiner auszugehen, sondern von Latymer und dem roboterhaft steifen Aubrey.

»Natürlich«, fuhr Haussman fort, »verstehen Sie einfach zuviel von Ihrem Beruf, als daß Ihnen diese Sache nicht Kopfzerbrechen bereitet hätte. Van Lederer operierte für den Mann, der bei der CIA unter dem Namen ›Franklin‹ läuft – ihre neueste und erfolgversprechendste Quelle in Moskau. In Wirklichkeit ist er ein überzeugter Agent des KGB, und keineswegs ein Doppelagent.«

»Das können Sie selbstverständlich alles beweisen!« platzte Latymer in die momentan eintretende Stille hinein.

»Mit Schwierigkeiten und ein, gewisses Maß an Kooperation vorausgesetzt – aber es wird möglich sein. Sie werden feststellen, daß meine Vorgesetzten im Quai d'Orsay, wenn auch widerstrebend, bestätigen werden, daß ich mit dieser Operation mit Ihrem Wissen und ihrer Zustimmung betraut worden bin. Und da dürfte es Ihnen wohl kaum leichtfallen, weiterhin zu glauben, ich wäre Moskaus Mann. Um sich hinsichtlich van Lederers Schuld Klarheit zu verschaffen, müßten Sie zu den Anfängen seiner angeblichen Überredung ›Franklins‹ zurückgehen, für die Amerikaner zu arbeiten. Es gab da verschiedene außerplanmäßige Treffen und eine Reihe von eher ungewöhnlichen Kontakten ...« Er machte eine Pause. »Und was Constant anbelangt – er ist ein ›Maulwurf‹, und zwar schon seit langem.«

»Sind Sie sich eigentlich im klaren, was Sie da sagen?«

fragte Latymer von neuem. Sein Verstand erschien Aubrey mit einemmal langsam und träge und konventionell. Er folgte deutlich markierten Pfaden und versuchte, Informationen aus dem Weg zu gehen, welche man ihm übermitteln wollte. Aubrey funkelte ihn an.

»Natürlich bin ich mir dessen bewußt. Ich hatte nicht erwartet, jemanden von alldem in Kenntnis setzen zu müssen.« Haussman zuckte mit den Achseln. »Aber nun haben Sie leider ›Achilles‹ geschnappt, bevor er seinen Auftrag durchführen konnte, und ihn hierher, zu mir gebracht. Deshalb muß ich Sie jetzt in die Sache einweihen.«

»Von welcher Aufgabe sprechen Sie eigentlich?« wollte Gardiner wissen, seine Lippen grollend verzogen. »Was hatten Sie mit mir vor?«

»Ach so. Angenommen, die Informationen, die mir zugekommen sind, waren richtig, stellten Sie genau die Lösung meiner Probleme dar, M'sieur. Ein Überlebender der Operation der ›Wolfgruppe‹. Ich habe durch Etienne de Vaugrigard, der Sie an die Gestapo verraten hat, von Ihnen erfahren.« Er beobachtete, wie ein leichtes Zittern durch Gardiners Körper lief, und fuhr dann fort: »Ich hatte Nachforschungen über seine Verbindungen mit der OAS angestellt, worauf er mir diese seltsame Geschichte über die ›Wolfgruppe‹ erzählte, um mir seine Loyalität zu beweisen. Das war vor seinem Geständnis, als er mit den Fakten, Zahlen und Fotos konfrontiert wurde. Und er hat auch die Namen der Leiter der Gruppe erwähnt – Constant und van Lederer. Es war fast zu wunderbar, zu passend, um es glauben zu können. Ich habe ihm versprochen, ihn vor Ihnen zu schützen. Ich muß allerdings zugeben, daß ich, als ich meine Erkundigungen über Sie einzog, von der Annahme ausging, daß Sie sich alle Mühe gegeben hatten, den Krieg zu vergessen und in die Haut eines zivilisierten Menschen zu schlüpfen. Ich habe Ihnen Dupuy vorgesetzt – sozusagen als Auslöser, der den Mann in Ihnen wecken sollte,

der Sie einmal waren. Und ich setzte darauf, daß Sie sich nicht allzusehr verändert hatten.«

In dem plötzlichen Schweigen war Gardiners Atem zu hören, der zu einer Art Höhepunkt anstieg. Haussman richtete die Schußwaffe auf seinen Bauch und bedachte ihn mit einem drohenden Blick.

Aubrey spürte Gardiners Verzweiflung und legte ihm begütigend seine Hand auf den Arm. »Das hat doch keinen Sinn, Richard. Es wird dich nur das Leben kosten.«

Wie Aubrey gehofft hatte, wandte Gardiner sich ihm zu, seine Wut in Worte und nicht in unmittelbare Aktion gelenkt. »Glaubst du vielleicht, es kümmert mich noch ... einen Scheißdreck, ob ich am Leben bleibe oder nicht?« Er schien fast zu brüllen. »Dieser *Scheißkerl* kennt mich in- und auswendig. Er kennt mich so gut, daß er sich im voraus ausrechnen konnte, was ich tun würde!«

Aubreys Augen weiteten sich. »Das besagt doch noch nicht ...«

»Sehr wohl tut es das. Ich wußte, daß mir jemand half. Es war mir allerdings völlig egal, wer oder warum. Und es ist mir immer noch egal. Ich hätte sie so oder so umgebracht. Es ist einfach nur die Tatsache, daß er sich so *sicher* sein konnte!«

»Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, M'sieur. Hätte ich mich an die CIA oder den SIS gewandt, wären ich und meine Organisation sofort verdächtigt worden. Im Augenblick sind wir leider alles andere als die Musterknaben der NATO, wie Sie sicher verstehen ...« Er lächelte ironisch. »Der General, der Frankreich regiert, ist ein großer Mann, aber er mag die Engländer und Amerikaner nicht, und sie mißtrauen ihm. Diese Angelegenheit wäre also mit Sicherheit als eine Machenschaft von seiner Seite angesehen worden, um ein bißchen Unruhe zu stiften oder einen Grund zu haben, aus der NATO auszutreten. Als deshalb zufällig Sie auf der Bildfläche erschienen, mußte ich mich ... leider ... Ihrer bedienen.« Er starrte Gardiner mit

blitzenden Augen an. »Und so viel Sie auch protestieren mögen, M'sieur; Sie haben während dieser letzten Wochen gelebt wie nie zuvor. Sie haben es *genossen!*«

Unter dem Aufblitzen von Wissen in Haussmans Augen zuckte Gardiner förmlich zusammen. Er spürte das Gewicht der Wahrheit in dieser Feststellung. Er schien etwas sagen zu wollen, verfiel aber wieder in Schweigen. Haussman bedachte darauf wieder Aubrey und Latymer mit seiner Aufmerksamkeit, als hätte Gardiner plötzlich an Bedeutung verloren.

»Ich und meine Vorgesetzten arbeiteten für die Zukunft. Außerhalb der NATO hat Frankreich keine Zukunft, wie viele gegenteilige Stimmen auch immer laut werden mögen. Und wir machten uns zunehmend Sorgen hinsichtlich der undichten Stellen innerhalb des Sicherheitsausschusses. Wir machten uns an die Arbeit und stellten fest, daß für dieses Abfließen von geheimen Informationen van Lederer verantwortlich war. Es war ein langwieriges und schwieriges Unterfangen, ihn auszuschalten. Fast zur gleichen Zeit brachten wir in Erfahrung, daß Constant damals, 1946, vom NKVD angeworben worden war. Von einem gewissen Plechanow, der natürlich inzwischen schon lange tot ist.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Latymer in demselben quengeligen, beleidigten Tonfall. Aubrey seufzte gereizt, konzentrierte sich jedoch weiter auf Haussman.

»Vor langer Zeit war Constant Leiter der Operationsabteilung der Station in Berlin – fast seit dem Tag, an dem der Krieg zu Ende ging. Er verschwand für zwei Wochen – vermißt, vermutlich tot oder in Gefangenschaft. Sie wissen ja, die üblichen Kalter-Krieg-Chosen. Dann tauchte er plötzlich wieder auf, zusammengeschlagen und krank und verletzt, aber lebendig und der Gefangenschaft entronnen. Willkommen in der Heimat, Held der Stunde!« schnaubte Haussman. »Wir erfuhren davon erst, als ein unbedeutender Überläufer in unsere Hände gelangte – ein Pole, der uns von den Italienern verkauft

wurde, nachdem er von ihrem Botschaftsstab in Rom abgefallen war. Wir haben über Gebühr teuer für ihn bezahlt, da er früher im französischen Sektor von Berlin tätig gewesen war.« Aubrey nickte, marionettenartig und steif. Die Bewegung verwunderte Haussman. »Er gehörte zu Plechanows Stab, als Constant gefangengenommen ... und abgeworben wurde. Als wir davon erfuhren, und wir wußten ja, wie weit Constant inzwischen aufgestiegen war, wurde uns natürlich klar, daß er für Sie und uns gefährlicher war, als Philby je hätte werden können. Aber was sollten wir schon tun? Er war bereits stellvertretender Direktor des SIS und damit über jeden Verdacht erhaben.« Nach kurzer Pause fügte er abschließend hinzu: »Aus diesem Grund war ›Achilles‹ ein Geschenk des Himmels, meine Herren. Und wir haben uns seiner bedient.«

Darauf trat ein langes Schweigen ein, angespannt und nachhallend, in dem die Existenz der vier Männer ebenso hohl zu klingen schienen wie ihr Atem. Latymer sah Aubrey an, um die unerträgliche Stille zu unterbrechen, aber Aubrey schien aufgrund eines gewaltigen psychischen Blocks oder einer Lähmung des Sprechens unfähig. Gardiner, stellte er fest, hatte sich in tiefe Melancholie zurückgezogen. Er ließ sein Leben an sich vorüberziehen, und da war nichts, was Latymer ihm hätte sagen können. Er haßte Haussman und seinen genialen und gewaltsaamen Plan.

In ihr Schweigen hörten sie aus der Ferne das Geräusch eines Wagens, und dann verstrich schier endlose Zeit, bis ein großer Mann mit einem mächtigen Schnurrbart die Tür aufstieß, stehend blieb und sich dann auf französisch an Haussman wandte.

Als nächstes kochte der Chauffeur Kaffee, und das langsam sich im Raum ausbreitende Aroma schien den Anwesenden etwas von ihrer Starre zu nehmen – Dampf, der eine Briefmarke von einem Umschlag löste und neuerliche Spekulationen anregte. Es trat ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ein,

seltsam zwar und flüchtig, aber doch unverkennbar.

Der Fahrer servierte den Kaffee und verließ die Hütte wieder, ohne daß Haussman etwas in dieser Richtung gesagt hätte. Vermutlich patrouillierte er die Umgebung der Hütte. Dankbar schlürfte jeder der Männer seinen Kaffee, die Hände um die Tassen aus dem Büffet in der winzigen, primitiv eingerichteten Küche gelegt. Latymer sah dies als eine Art Bürgschaft, als hätten er und Aubrey die Wahrheit des Gesagten akzeptiert.

Plötzlich platzte Gardiner heraus: »Ihr seid alle Schweine – ihr alle zusammen!« Seine Augen flackerten wild entschlossen auf, aber Haussmans eindringlicher Blick ließ ihn wie ein kurz aufbegehrendes Kind in seine frühere Gemütsverfassung zurück sinken. »Dreckskerle ...« Als wünschte er an dem Komplizentum des Augenblicks teilzuhaben, nahm er einen Schluck von seinem Kaffee.

»Sie sagen noch immer nichts, M'sieur Aubrey?« meinte Haussman. Er steckte sich eine Zigarette an und reichte das Päckchen herum. Aubrey schüttelte den Kopf; Latymer nahm eine. Der scharfe Tabak reizte seine Kehle, aber der volle Duft der französischen Zigaretten erfüllte den Raum.

»Mhm«, murmelte Aubrey. »Es scheint allmählich angebracht, daß ich ein paar Worte sage. Mir ist das durchaus bewußt.«

»Sie glauben mir nicht?«

»Nicht völlig. Daß ich über Ihre Methode enttäuscht bin, brauche ich wohl nicht ausdrücklich zu sagen. Aber ich könnte nicht behaupten, daß ich Ihnen nicht bis zu einem gewissen Grad Glauben schenken muß. Selbstverständlich müßte ich Beweise verlangen. Wo steckt dieser mysteriöse Pole jetzt?«

»Er lebt immer noch in Frankreich. Er hat sich irgendwo aufs Land zurückgezogen. Ich glaube, er züchtet dort Blumen.«

»Dann würde ich gern mit ihm anfangen.«

Latymer seufzte und sah, wie Haussman sich absichtlich entspannte. Ein Moment höchster Wichtigkeit war vorüberge-

strichen. Aubrey hatte die Theorie als eine Theorie akzeptiert und sich bereit erklärt, sie auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen.

»Gut. Sehr gut.«

Aubrey wandte seine Aufmerksamkeit Gardiner zu und sagte schließlich ruhig: »Wie ist dir jetzt zumute, Richard? Nachdem du alles gehört hast?«

Gardiner rutschte auf seinem Stuhl herum und starrte Aubrey an. er schien sich gegen den Augenblick, die gesamte Atmosphäre aufzulehnen. »Was soll ich denn eigentlich noch sagen? Es ist doch schon alles bis ins letzte Detail vorgeplant und festgelegt. Ich spiele doch absolut keine Rolle mehr bei dem Ganzen.« Er schien sich in eine erzwungene Isolation zurückziehen zu wollen, die ihm mehr Schutz bot als ein Gespräch.

Unfähig, sich vorzustellen, was in ihm vorging, sah Latymer ihn an, um dann einen Vorschlag zu machen: »Richard Gardiner wäre in diesem Fall selbstverständlich Ihr akkreditierter Agent – sozusagen ein Mitglied des SDECE, was die strafbaren Handlungen betrifft, welche er in Frankreich begangen hat?«

»Selbstverständlich.«

Gardiners Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als könnte er dieses Angebot nur mit Verachtung betrachten.

Aubrey fügte hinzu: »Entweder das, Richard; oder wir erklären das Ganze zu einer Operation von unserer Seite, womit du für uns arbeiten würdest.«

»Ich habe nichts mit euren Plänen zu tun, und auch nicht mit eurer Welt. Und daran wird sich auch künftig nicht das geringste ändern.«

Aubrey schien durch die Zurückweisung seines Angebots verärgert. »Du willst doch sicher nicht von den Franzosen wegen mehrfachen Mordes verhaftet werden – oder in die Fänge der CIA geraten. Diese Burschen sind ja richtiggehend scharf darauf, irgendwelche Leute verschwinden zu lassen.«

»Quatsch.«

»Hör doch endlich auf, dich wie ein beleidigter Schuljunge zu benehmen, Richard! Haussman hatte völlig recht, als er dich auswählte. Du hast es aufgrund dessen getan, was *du* bist, und nicht aufgrund dessen, was er ist oder getan hat. Versuch doch endlich einmal, etwas rationaler an die Sache heranzugehen als bisher. Fasse doch endlich einmal einen vernünftigen Entschluß.«

»Vernünftig – in eurer Welt?« Gardiners Stimme sprühte vor Zorn.

»In unserer Welt«, holte Aubrey geduldig aus, »grotesk und unerbittlich und verrückt, wie sie manchmal sein mag -in unserer Welt brauchen wir gerade aus diesen Gründen ein gesundes Maß an Vernunft und Bedachtsamkeit. Leider haben Sie, M’sieur Haussman, gerade dies außer acht gelassen, als Sie dieses Element ins Spiel brachten.« Haussman schien durch diesen Vorwurf keineswegs getroffen. »Ich bin hinsichtlich Ihrer Vorbehalte, was den SIS und die CIA betrifft, in verschiedenen Punkten durchaus einer Meinung mit Ihnen, und ich bin mir auch über die bestechende Anziehungskraft von de Vaugrigards Geschichte im klaren ...« Er machte eine Pause, um schließlich fortfahren: »Aber nun haben wir die ganze Sache fest in der Hand. Falls es Ihnen gelingt, mich zu überzeugen, werde ich mich dieser Sache voll und ganz widmen. Das heißt, wenn Sie mir das zutrauen?«

Haussman nickte. Er erhob sich von seinem Stuhl, legte seine Waffe mit dem Schaft in Richtung Aubrey auf den Tisch und streckte ihm eine mächtige Pranke entgegen. Aubrey ergriff sie mit zarten Fingern und lächelte kurz.

»Einverstanden. Aber ... was sollen wir hinsichtlich Monsieur Gardiners unternehmen?«

Aubrey sah auf das ausdruckslose, verdrießliche Gesicht hinab. Ja, dachte er, seine Miene ist jetzt *verdrießlich*. Er schmollt nur noch, ohne länger gefährlich zu sein. Darauf sagte

er: »Wir werden uns schon um ihn kümmern. Ich glaube nicht, daß Sie sich seinetwegen Sorgen machen müssen, da er bereits zu realisieren beginnt, daß genau die Züge, die ihn zu ›Achilles‹ machten, die Eigenschaften sind, welche ihn für Sie zum geeigneten Mann machten. Im Lauf der Zeit wird er diesen Umstand sogar als etwas durchaus Positives sehen können.«

Mit kalten Augen blickte Gardiner zu ihm auf. Aber er sagte nichts. Möglicherweise lag um seinen Mund der leiseste Zug von, wenn auch mürrischem, Einverständnis.

Plötzlich ging die Tür auf, und der Fahrer trat in die Hütte. Alle wandten sich wie zu einem Eindringling nach ihm um.

»Da kommen Männer«, wandte er sich an Haussman. Latymer beobachtete, wie aus Gardiners Gesicht langsam die Verdrießlichkeit wich und Argwohn, Hinterlist und Wachsamkeit Platz machten. Er selbst fühlte sich jeder Reaktion unfähig, als beraubte ihn diese Nachricht jeder Motivation, als hätte die Entschlossenheit, die sich in ihrer Runde gebildet hatte, nur aus Gerede, aus Worten bestanden.

Aubrey erhob sich von seinem Sitz. »Wie viele sind es?« fuhr er den Mann auf französisch an. »Und aus welcher Richtung kommen sie?«

Auf ein Nicken Haussmans hin antwortete der Fahrer.

»In der Hauptgruppe vier – sie kommen vom Haus. Aber ich habe auch noch andere gesehen, die aus der anderen Richtung kommen ...«

»Dann weiß er, daß wir hier sind.« Plötzlich kam Haussman Latymer zusammengeschrumpft vor. Selbst Worte waren nun belanglos. Seltsamerweise verspürte er keinerlei unmittelbare Gefahr, bevorstehende Entdeckung. Von irgendwoher hatte sich gelassene Ruhe in ihm ausgebreitet – das tröstende Gefühl, einem Schauspiel nur als Zuschauer beizuhören. Er schüttelte den Kopf, als wollte er einen lästigen Gedanken loswerden.

»Ich fürchte, er weiß, daß *wir* hier sind«, bemerkte Aubrey und deutete auf sich selbst, auf Latymer und auf Gardiner.

»Wahrscheinlich haben sie Napiers Leiche entdeckt.«

»Was wollen Sie jetzt machen?« fragte Haussman. Auch er schien allmählich seine Fassung wieder zu erlangen, indem er die gesamte Entscheidungsgewalt Aubrey überließ.

Für einen Augenblick war Aubreys Gesicht von angestrengtem Überlegen zusammengekniffen, bis er schließlich fragte: »Sind sie zwischen hier und Ihrem Wagen?«

Achselfuckend schüttelte der Fahrer den Kopf. »Im Augenblick nicht ...«

»Dann sollten Sie auf der Stelle verschwinden!« Er sah Haussman direkt an, um sich dann der rundschultrigen, zusammengesunkenen Gestalt Gardiners zuzuwenden, als würde er durch eine Vorahnung dazu verleitet. Gardiner schien wieder in vollkommene Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit versunken. »Es handelt sich nun um eine legitime Geheimdienstoperation, Haussman. Sie fahren in die Botschaft zurück und warten dort, bis ich mich mit Ihnen in Verbindung setze. Einverstanden?«

Langsam stand Haussman auf und sah Gardiner an, als fiele es ihm schwer, sich von ihm zu trennen. Erst dann nahm er seine Waffe vom Tisch; er sah sie kurz an und ließ sie in seine Manteltasche gleiten.

»In Ordnung, Monsieur Aubrey. Wann werden Sie nach London kommen?«

»Bald – vielleicht schon heute, oder morgen. Und jetzt ... gehen Sie bitte!«

Haussman nickte einmal. »Gut. Ich überlasse alles Weitere damit Ihnen.« Er machte dem Fahrer ein Handzeichen, worauf dieser vor die Hütte trat und ins Innere zurückrief: »Alles klar.«

Und dann war auch Haussman verschwunden. Latymer stand auf und sah Aubrey an, der die Kaffeetassen vom Tisch nahm und in die Küche brachte. Ohne auf Gardiner zu achten, folgte Latymer ihm.

»Was hast du vor?«

Unter dem Kaltwasserhahn spülte Aubrey die Tassen aus und stellte sie dann in den Schrank unter der Spüle. Als er sich schließlich zu Latymer umsah, sprühte sein Gesicht vor Ideen.

»Wir haben einen äußerst gefährlichen Mann gefangengenommen, Hilary. Der Stellvertretende wird begeistert sein; dessen bin ich mir ganz sicher. Wir müssen allerdings dafür sorgen, daß er nicht den geringsten Verdacht schöpft, daß wir mit jemandem gesprochen haben, daß wir etwas wissen könnten.«

Er wischte sich an seinem Mantel die Hände ab und ging in den Hauptraum zurück. Gardiner saß nach wie vor auf seinem Stuhl, seine Hände lose in seinem Schoß gefaltet, als hätten sie nun, nachdem sie die Kaffeetassen nicht mehr hielten, keinerlei Gefühl mehr.

»Richard ... Hilary, paß auf das Fenster auf ... und du, Richard, hör zu. Stell dich einfach dumm, ja? Hast du verstanden?«

Langsam blickte Gardiner zu ihm auf. Für einen Moment blitzte in seinen Augen Ärger auf.

»Mein Gott, Richard, ich hoffe nur, du machst uns keine Schwierigkeiten.«

»Nein, ich werde *keine* Schwierigkeiten machen!« erwiderte er verächtlich, indem er Aubreys Tonfall nachahmte.

»Sehr gut. Wir sind dir hierher gefolgt und haben dich überrascht, als du dich ausruhen wolltest. Mach dir keine Sorgen; dir kann nichts passieren, solange Constant glaubt, du stellst nicht mehr länger eine Bedrohung dar ...«

»Aber das tue ich doch noch, oder nicht?«

»Vielleicht.«

»Es ist der Stellvertretende«, meldete sich Latymer vom Fenster.

»Wer sonst noch?«

»Zwei von Napiers Leuten. Laker und Monro.«

»Sieh mal bei den anderen Fenstern nach.«

Nach kurzer Pause verkündete Latymer: »Evans befindet sich an der Rückseite des Hauses. Wooller ist auch da, aber ich kann sonst niemanden von unserem Team erkennen.«

»Was?«

»Sie sind nicht da. Was soll das bedeuten?«

»Wäre nicht der junge Evans dabei, würde ich sagen, es ist das Exekutionskommando. Aber vielleicht auch nicht ... Constant weiß nicht mit Sicherheit, wer sich in der Hütte befindet oder was genau passiert ist. Ich hoffe nur, daß sie Haussman und seinen Fahrer nicht entdeckt haben. Ich glaube, es ist langsam an der Zeit, ein Wörtchen mit dem Stellvertreternden zu reden.«

Aubrey trat an die Tür, öffnete sie vorsichtig und ging nach draußen. Die Luft war inzwischen weniger kühl, und nur noch die letzten Nebelfetzen lagen über der Landschaft. Constant lächelte sarkastisch, als er die gedrungene Gestalt in Mantel und Gummistiefeln sah. Er selbst war in Bundhosen und Anorak gekleidet.

»Ach, Sie sind's, Aubrey. Wir haben schon nach Ihnen gesucht. Wir haben Napier gefunden. Haben Sie Gardiner geschnappt?«

»Ja, Stellvertretender. Er hat versucht, sich aus dem Staub zu machen, aber schließlich haben wir ihn in der Hütte gestellt. Er ist drinnen, entwaffnet und völlig harmlos.«

»Gut gemacht.«

»Danke.«

»Wooller hat auf der Straße von Ewden einen Wagen gesehen; gefahren ist ein Mann mit dunklen Haaren. Haben Sie ihn auch gesehen?« Aubrey sah auf das Gewehr, das über die Beuge von Constants Arm hing.

Er gab sich Mühe, seine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Bis jetzt hat sich niemand gemeldet. Vielleicht hält er sich noch irgendwo in der Nähe auf.«

Lächelnd sagte Constant: »Durchaus möglich. Sollten wir uns nicht vielleicht ein wenig mit Gardiner unterhalten? Hat er Ihnen schon etwas erzählt?«

Aubrey sah Laker und Monroe an und schüttelte den Kopf. Es gab in diesem Augenblick nur eine Möglichkeit. »Ich werde ihn herausholen.« Er wandte Constant den Rücken zu und rief, dabei mit dem Arm winkend: »Hilary, bring unseren Gefangenen nach draußen!«

Die Tür ging auf und Gardiner erschien in der Öffnung, dichtauf gefolgt von Latymer, der seine Waffe ostentativ auf Gardiners Rücken richtete. Gardiner machte einen ausreichend niedergeschlagenen und mutlosen Eindruck. Latymer schloß die Tür hinter sich.

»Aha«, sagte Constant, als Aubrey sich wieder ihm zuwandte.

»Guten Morgen, Stellvertretender«, begrüßte Latymer seinen Vorgesetzten barsch. »Wie Sie sehen, haben wir ihn endlich geschnappt.«

»Tatsächlich. Wie haben Sie das geschafft, Latymer? Wirklich hervorragende Arbeit, und das trotz Ihrer mißlichen Situation.« Aubrey stellte fest, daß Constant es nach einem kurzen, prüfenden Blick vermied, in Gardiners Gesicht zu sehen. Vielleicht machte ihm der vorbehaltlose, reine Haß zu schaffen, der ihm daraus entgegenwogte. Der böse Blick.

»Als wir Napier fanden, führte uns die Spur hierher. Gardiner hat geschlafen, Stellvertretender. Es war ziemlich einfach, fürchte ich«, berichtete Aubrey im Konversationston.

»Mhm. Und er hat Napiers Gewehr nicht mitgenommen? Finden Sie das nicht auch etwas eigenartig?«

»Durchaus. Aber nach dem Grund dafür können Sie ihn ja später selbst fragen.«

»Richtig. Ja, vielleicht sollten wir zum Haus zurückgehen. Schließlich gibt es jetzt eine Menge zu tun, hm?«

Aubrey hielt den Atem an und vermied es, Latymer anzuse-

hen. »Würden Sie bitte vorangehen, Stellvertretender?«

»Ja.« Constant schien unentschlossen. Dann wandte er sich an seine Begleiter. »Laker, Monro – wir bringen Mister Gardiner ins Haus. Sie beide bleiben besser hier und halten nach diesem dunkelhaarigen Kerl Ausschau, den Wooller gesehen hat. Ich glaube, daß das Ganze nichts zu bedeuten hat. Aber sicher ist sicher.« Lächelnd wandte er sich wieder Aubrey zu. Dieser wandte seinen Blick von den ausdruckslosen Gesichtern Lakers und Monros ab und konnte keinerlei Spur von Ironie in Constants Miene entdecken. Dennoch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, es nicht geschafft zu haben, seinen Vorgesetzten zu überzeugen. Constant wußte, daß Haussman hier gewesen war.

Falls er das wußte, würde Aubrey nun Haussman und seinen Fahrer möglicherweise zum Tod verurteilen. Constant würde nicht das geringste Risiko eingehen. Aus seinem tiefen Moralgefühl heraus würgte Aubrey mit einemmal an der bitteren Flüssigkeit, die er hinunterschluckte. Es bestand nur eine schwache Hoffnung, daß sich die Franzosen bereits aus der Gegend zurückgezogen hatten.

»Sollen wir ...?« schlug er mit einer gezwungenen Leichtigkeit vor.

»Natürlich. Gehen Sie voran, Aubrey. Ich werde die Nachhut bilden. Und passen Sie gut auf unseren Freund auf.« Dies war an Latymer gerichtet, der nur kurz nickte.

Am Rand des Moors entlang gingen sie auf Rawlings zu, das sich zwischen die Bäume schmiegte. Die Straße war ein schmales Band, gesäumt von dem weißen Zaun. Latymer behielt Gardiner sorgfältig im Auge. Constants Gewehr hing immer noch aufgeklappt über seinem Arm; aber es war geladen, und es wäre nur eine Sache von Augenblicken gewesen, es zu schließen, zu ziehen und Gardiner die Wirbelsäule durch die Rippen zu pusten, falls er davonzulaufen versuchen sollte. Zum Glück wirkte Gardiner wieder stumpf

und teilnahmslos. Er hatte offensichtlich keinerlei Fluchtgedanken.

Hinter ihm lauschte Aubrey nach fernen Schüssen oder Stimmen. Er hatte große Angst, aber er hörte nichts. Evans und Wooller und ein paar weitere Männer des Teams – zwei von ihnen waren noch hinzugekommen, ohne daß Latymer sie vom Fenster der Hütte aus entdeckt hätte – folgten ihnen in respektvollem Abstand.

Die Sonne stieg am Himmel empor, und der Nebel verflog, so daß sich über ihnen wolkenlose, blaßblaue Weite erstreckte. Die Temperatur war merklich gestiegen, so daß Aubrey seinen Mantel aufschlug und sich mit seinem seidenen Taschentuch über Stirn und Nacken wischte. In dem hohen, vertrockneten Gras auf der Böschung neben der Straße summten laut die ersten Insekten.

Den ganzen Weg zum Haus über sah sich Aubrey verstohlen nach Laker und Monro um. Er entdeckte jedoch von keinem von beiden eine Spur.

Aubrey saß in der Bibliothek und beobachtete Latymer, der angestrengt über ihr weiteres Vorgehen nachdachte. Gardiner wurde im Weinkeller von Constant verhört. In diesem Zusammenhang stieß Aubrey die Frage auf, weshalb Leute wie Constant sich zu diesem Zweck immer in einen Keller zurückzogen. Er war jedoch unbesorgt, daß Gardiner die Existenz Haussmans preisgeben könnte. Evans hatte die beiden Männer begleitet. Das Verhör konnte unter Umständen durchaus gewaltsam und schmerhaft werden, um Constants angestauter Angst ein Ventil zu schaffen, aber es würde auf keinen Fall einen tödlichen Ausgang nehmen. Und es würde auch sicher in nichts mit dem vergleichbar sein, was in den Kellern der Avenue Foch geschehen war ... Nein, er machte sich keine Sorgen, was Gardiner betraf. Nur, was ihn selbst betraf und darüber hinaus den Geheimdienst als Ganzes. Er war sich

völlig unschlüssig, was Constant als nächstes unternehmen würde, und diese Blindheit verunsicherte ihn.

Schließlich brach Latymer das Schweigen, das sich über den sonnenerleuchteten Raum gelegt hatte: »Was kann uns eigentlich alles zustoßen, Kenneth? Meine Frage beruht selbstverständlich auf verschiedenen Motiven.«

Aubrey sah ihn an, vorübergehend leicht verärgert über Latymers gewohnheitsmäßig nonchalante Ausdrucksweise.

»Ich weiß es nicht, Hilary. Ich weiß es wirklich nicht, und es irritiert mich, daß ich es nicht weiß. Ich möchte wissen, wo Laker und Monro sind. Sie sind noch immer nicht zurück, und das beunruhigt mich. Haussmans Wagen hat sicher Spuren hinterlassen – sie haben ihn vielleicht ... Nein, ich glaube nicht, daß ich davon im Augenblick schon ausgehen möchte.« Er schauderte theatralisch und nahm einen Schluck Whisky.

»Glaubst du, Constant weiß etwas? Oder vielleicht hat er zumindest Verdacht geschöpft?«

»Das auf alle Fälle. Er ist argwöhnisch. Ich nehme an, daß er Laker und Monro Order erteilt hat, sofort zu schießen. Irgend etwas muß ihm doch faul vorgekommen sein – wie mühelos wir Richard geschnappt haben. Unsere Geschichte hatte einfach zu viele schwache Punkte. Sein Instinkt liegt doch aufgrund der Anspannung der letzten Tage ganz dicht unter der Oberfläche. Er ist wie ein bedrohtes Tier. Er hat ganz sicher Lunte gerochen.«

»Na gut. Und was schlägst du vor?«

»Selbstverständlich werde ich mit ›C‹ sprechen. Und er wird sich mit Haussman und Haussmans Vorgesetzten in Verbindung setzen müssen – mit jedem, dessen er nur habhaft werden kann.«

»Diese ganze Geschichte, Kenneth ... das ist doch einfach fantastisch!«

»Ja, kaum zu glauben. Und verdammt klug eingefädelt. Ich möchte das Ganze ja verzweifelt gern glauben, zumal ich

Constant auf den Tod nicht ausstehen kann! Ich mag weder seine Methoden noch seine Leute noch seine Persönlichkeit. Und es paßt doch alles zusammen! Das ist das Schöne daran, Hilary. Die Sache erscheint von vorne bis hinten stimmig, und sie zieht sich schon über all die Jahre hin. Mein Gott, dieser Mann ist der aussichtsreichste Anwärter auf das Amt des Leiters des SIS, wenn wir ihm nicht baldigst das Handwerk legen können!« Zur Unterstreichung des Gesagten erschauderte er. »Stell dir das einmal vor – direkt von der Moskauer Zentrale dirigiert zu werden!« Er lachte. »Wie Arthur Bullen so etwas ausdrücken würde – genug, um gerade noch die Nase aus der Scheiße zu halten!«

»Jetzt laß doch diesen Blödsinn, Kenneth. Können wir Richard nach London mitnehmen, ohne daß wir dabei auf Widerstand stoßen?«

»Mhm. Ich denke schon. Schließlich untersteht mir im Augenblick noch die Leitung dieser Operation. Constant kann es sich nicht leisten, ohne Gardiner aufzutauchen. Nein, ich glaube, das müßte durchaus gehen.«

Er stand auf und trat ans Fenster. An der Haltung seiner Schultern und seinem streitsüchtigen Gang konnte Latymer erkennen, daß Aubrey sein Problem gelöst hatte, indem er darüber gesprochen hatte. Seine Niedergeschlagenheit verflog. Aubreys Hand führte das Whiskyglas an seine Lippen. Er trank den letzten Rest Scotch und wandte sich dann Latymer zu.

»Schenk uns noch einen ein, Hilary.«

Latymer nahm Aubreys Glas und sein eigenes, goß in jedes eine ordentliche Menge Whisky und gesellte sich dann zu Aubrey ans Fenster.

»Glaubst du also, es wird alles klappen?«

»Ich denke schon, Hilary. Völlig überflüssig, sich Sorgen zu machen – wirklich. Constant wird bald die Nase voll haben, Richard zuzusetzen, und dann können wir uns alle darauf einigen, daß die Operation zu einem zufriedenstellenden

Abschluß gekommen ist.«

»Du glaubst Haussman also?«

»Aber sicher. Natürlich glaube ich ihm. Zum mindest bin ich bereit, ihm zu glauben, was letzten Endes dasselbe ist. Ich muß nur noch ›C‹ dazu bringen, Constant für eine Weile auszuschalten, bis wir die ganze Angelegenheit von Grund auf untersucht haben. Nachdem van Lederer aus dem Weg geschafft ist, dürfte er überdies sowieso nicht mehr allzuviel Schaden anrichten können.«

Er erstarrte plötzlich. Latymer bemerkte seinen angespannten Blick und sah aus dem Fenster. »Laker ... und Monro«, hauchte er.

»Schnell. Hol deinen Feldstecher.«

Latymer trat an den Tisch und kehrte ans Fenster zurück. Er reichte Aubrey das Fernglas und nahm ihm den Whisky ab. Aubrey fummelte kurz an dem Traggurt herum und hob dann das Fernglas an seine Augen. Laker und Monro näherten sich dem Haus von der Jagdhütte her, ihre Gewehre offen über dem Arm hängend – nein, Monro hatte eine Flinte, Laker ein Gewehr.

»Und?« fragte er ungeduldig. Aubrey reichte ihm statt einer Antwort den Feldstecher.

»Was ist das, was Monro in seiner linken Hand hält?«

Latymer justierte die Entfernungseinstellung. Himmel, dann Lakers Gesicht, starr und ausdruckslos, während die beiden Männer über das offene Gelände auf Rawlings zukamen. Monro war zum Teil verdeckt. Latymer wollte bereits protestieren, daß Laker zur Seite treten sollte, als hätte diese in diesem Fall einen Sinn gehabt, und dann sah er plötzlich, was Aubrey gemeint hatte.

»Eine Aktentasche?«

»Glaubst du, in allem Ernst, Hilary, daß Monro vielleicht in Wirklichkeit eine letzte Funktion innerhalb des SIS einnimmt oder sich als Schulmeister zurückzuziehen gedenkt? Wäre

diese Annahme von unserer Seite auch nur annähernd berechtigt?«

Latymer konzentrierte sich auf die Aktentasche, die locker in Monros Hand hin und her schwang. Nicht zu glauben. Er schreckend. Er hatte den beängstigten Tonfall in Aubreys Stimme durchaus bemerkt. Auch seine lässig ironische Ausdrucksweise hatte darüber nicht hinwegtäuschen können.

»Nein. Sie müssen sie irgendwo gefunden haben ...«

»Ganz meiner Meinung. Und es bedarf keines Hellsehers, um zu wissen, wo. Oder etwa nicht?«

»Dann haben sie also ...?«

»Das ist allerdings anzunehmen.«

»Mein Gott! Zwei Männer vom SDECE – einfach so!« Latymer schaffte es nicht, seine Finger hörbar zum Schnalzen zu bringen, als wären sie von der Kälte noch steif.

»Genauso – rasch und vermutlich auch völlig geräuschlos.« Auf Aubreys Zügen breitete sich ein frostiges Lächeln aus. Sein Gesicht schien eingefallen und mit einemmal wesentlich schmäler und älter.

Latymer sah Laker und Monroe aus seinem Blickfeld verschwinden. Sie kamen auf die Vorderseite des Hauses zu.

»Ich ... wir müssen uns auf jeden Fall vergewissern, was ... Kenneth, wir müssen uns auf alle Fälle Klarheit verschaffen ...«

»Ja, das finde ich auch.« Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Mach dich mal besser auf die Socken, ja?« Latymer nickte, ohne sich zu rühren. »Ich werde hier auf dich warten. Und beeile dich. Sonst wird Constant mißtrauisch!«

Latymer fand die Leichen nicht. Nur den Wagen, ganz offensichtlich und verdächtig leer. Keinerlei Spuren von Gewaltanwendung. Er entdeckte ihn, verborgen unter dichtem Gebüsch, und schlich vorsichtig darauf zu. Er befand sich nur einen knappen halben Kilometer von der Jagdhütte entfernt in einer

Senke. Er konnte die Reifenspuren sehen, welche in das Gebüsch führten – und dann eine weitere Spur, welche sich tiefer in den weichen Untergrund gepreßt hatte, als hätte der Wagen an dieser Stelle eine Weile gestanden.

Zuerst schien es, als reflektierte das Sonnenlicht, das durch die Bäume einfiel, in den Tautropfen auf dem Gras. Als er jedoch näherkam und vielleicht noch dreißig Meter von dem unter den Büschen versteckten Auto entfernt war, konnte er erkennen, daß sich das Sonnenlicht in unzähligen feinen Glassplittern brach. Seine Stiefel knirschten auf ihnen. Es waren viele.

Die Windschutzscheibe. Er wußte es, während er nach dem Gras trat, mit den Sohlen die tiefen Reifeneindrücke befühlte. Er blickte sich um, wohin der andere Wagen gefahren war, nachdem er eine Weile an dieser Stelle gestanden hatte.

Plattgedrücktes Gras, als wäre ein schwerer Gegenstand von dieser Stelle fortgeschleift worden ...

Er eilte auf den Wagen zu und zog die Äste und Zweige beiseite. Die Geräusche, welche dabei entstanden, schienen mit einemmal verstärkt, als wären seine Bewegungen plötzlich solche der Wut und Raserei.

Der Wagen war leer, wie er bereits geahnt hatte. Die Windschutzscheibe fehlte – ein Schuß aus nächster Nähe? Er zerrte die rechte vordere Tür auf. Glassplitter überall – auf dem Sitz, in der Deckenverkleidung, im Armaturenbrett ...

Fliegengesumm. Aber es waren nur wenige. Es gab keine Leiche und nur etwas Blut, das schnell trocknete. Die Männer mußten fast auf der Stelle tot gewesen sein. Kein Blut auf dem Rücksitz. Vielleicht hatte Haussman ...

Vielleicht hatte er es noch geschafft, den Wagen zu verlassen. Aber es hatte ihm nichts mehr genützt. Sie hatten die Schüsse nicht hören können – nicht von hier, aus dieser Senke auf der anderen Seite der Jagdhütte.

Latymer wurde übel von den Implikationen seiner Entdek-

kung. Die Prozession von Leichen. Und ihm wurde auch übel aufgrund der Gefahr, die ihm nun drohte – und auch Aubrey ...

Der Wagen würde später abgeholt werden. Er suchte rasch die nähere Umgebung ab, ohne die Leichen zu entdecken. Widerstrebend und doch zielstrebig stieg er die Böschung der Senke hinauf, um sich nur noch ein einiges Mal umzusehen. Was dort unten geschehen war, gehörte bereits der Vergangenheit an. Nun mußte er Aubrey warnen.

»Zwei SDECE-Leute beiseite zu schaffen, ist ja nun schon ein Ding, falls das Ganze je herauskommen sollte – aber *uns*?« Latymer spürte, wie Aubrey ihn vom Fenster aus prüfend betrachtete. Er selbst saß in einem Sessel und starrte auf ein Gemälde über dem Kamin der Bibliothek. Eine Landschaft, in der ein Hirsch oder ein Mädchen zu fehlen schien. Irgend etwas auf jeden Fall – vielleicht auch ein leerer Wagen oder ein Blutfleck.

Für Aubrey, der am Fenster stand, waren Latymers schöne Gesichtszüge von einem Lichterkranz umgeben, der das graue Haar golden schimmern ließ. Seine Züge durch das Licht dahinter geglättet, wirkte er auffallend jung. Und er schien eine Zuversicht auszustrahlen, die er keineswegs teilen konnte. Seine Krawatte und sein gediegener Anzug verliehen ihm einen Anflug von Unbesiegbarkeit.

»Ich weiß nicht, aber ich sollte wohl nicht davon ausgehen, aus dem Ganzen ungeschoren davonzukommen. Du hast doch sicher auch schon von dem Bushido-Abschlußspiel gehört ...«

Latymer sah ihn fragend an. »Glaubst du, er könnte uns umbringen – und natürlich auch Gardiner – und dann noch versuchen, so viel Schaden wie möglich anzurichten, bevor ihm jemand auf die Schliche kommt?« Seine Stimme war unsicher. »Das glaube ich nicht.«

»Was ist mit Stolze, diesem Ostdeutschen im BfV? Sieben- und fünfzig war das, glaube ich. Das war doch der Fall, durch

den der Begriff Bushido-Abschlußspiel geprägt wurde. Ein Doppelagent, der kurz vor seiner Entdeckung steht und noch so viel Schaden anzurichten versucht wie möglich. Er hat ganz allein zwei Organisationen vernichtet, eine Codeabteilung lahmgelegt und mindestens zwei Dutzend Namen an seine Abteilung weitergegeben, bevor er dann erschossen wurde. Und da waren auch andere – unser Mann in Prag zum Beispiel, Dempster – er hat den Leiter seiner Abteilung getötet, die Aufzeichnungen des tschechischen Geheimdienstes für Afrika und Westeuropa weitergegeben und sich dann vor einen Zug geworfen, als ihn die Polizei über den Bahnsteig verfolgte ...«

»Ist ja schon gut ... ich glaube dir! Vielleicht wird er das tatsächlich tun. Aber was wollen wir unternehmen, um das zu verhindern?«

»Ich würde mich direkt mit ›C‹ in Verbindung setzen, obwohl ich sicher bin, daß damit unser Schicksal besiegelt wäre, wie es so schön heißt. Es ist natürlich möglich, daß Constant, nachdem er so lange ein ›Maulwurf‹ war, sich nicht verpflichtet fühlt, sich selbst in die Luft zu sprengen, um uns Schaden zuzufügen, zumal er, wie ich mit Sicherheit weiß, nie als Doppelagent aktiviert wurde. Ich kann mir also durchaus vorstellen, daß er schlicht und einfach seine Sachen packen wird und verschwindet.«

»Glaubst du das wirklich? Ich muß zugeben, daß ich aus diesem Kerl nicht schlau werde. Ich kann mich einfach nicht in ihn einfühlen. Weiß Gott, wie der Verstand dieses Menschen arbeitet.« Latymer hatte wieder seine Gelassenheit zurückgewonnen, als hätten sich die unangenehmeren Aspekte seines Geschicks verflüchtigt und als wären sie durch etwas Tröstlicheres ersetzt worden. »Wie wollen wir ihn aufhalten?«

Darauf trat langes Schweigen ein, das Aubrey schließlich brach. »Wir haben hier eine Waffe. Die Frage ist, ob wir uns ihrer bedienen sollen?«

»Was meinst du damit?«

»Wen ich damit meine, solltest du besser fragen. Sein Name ist Richard Gardiner. Genausogut könnten *wir* ihn doch an Haussmans Stelle sein Vorhaben zu Ende führen lassen. Das wäre doch ein würdiger Nachruf.«

»Ist das dein Ernst, Kenneth?«

»Natürlich. Mein voller Ernst sogar.« Aubrey stand auf und trat auf das Sidebord zu, wo die Flasche mit dem Scotch stand. »Typisch Constant, einem dieses billige Zeug anzubieten. Wahrscheinlich kauft er es im Supermarkt. Das hätte mich eigentlich schon die ganze Zeit stutzig machen sollen ...« Er goß sich einen Schluck Whisky ein und wandte sich zu Latymer um, der ihm sein Glas zum Auffüllen entgegenstreckte. »Wirklich, Hilary, das ist mein voller Ernst. Wir müssen Constant beiseite schaffen. Wir können uns nicht noch einen Skandal leisten, und er darf auf keinen Fall hinter den Eisernen Vorhang entkommen und uns wie die letzten Idioten dastehensetzen. Stell dir nur einmal vor – all die aufgeflogenen Organisationen, die Namen; die Arbeit und der Aufwand, das alles wieder aufzubauen. Nein, das geht auf keinen Fall. Philby war schon schlimm genug, aber Constant würde dem Ganzen noch die Krone aufsetzen! Und er wird auf keinen Fall hierbleiben – es sei denn, er kann sich unserer entledigen, die Franzosen bluffen und sich die Sicherheit verschaffen, daß ihm niemand irgendwelche Fragen stellen wird. Und letzteres dürfte wohl ein Ding der Unmöglichkeit sein.« Aubrey unterstrich das Gesagte mit eindringlichen Bewegungen der Hand, in der er sein Glas hielt. Dadurch geriet der Whisky darin gefährlich ins Schwappen und zog Latymers Aufmerksamkeit auf sich, während er überlegte, was dagegen einzuwenden gewesen wäre.

Aber es gab nichts.

»Ich stimme dem meisten, was du sagst, zu. Aber wie wollen wir das machen?« Seine Stimme klang fast flehend, als würde er aufgefordert, seine Hände mit Blut zu beflecken, nachdem er

eben wieder eine gewisse moralische Unantastbarkeit zurückgewonnen hatte. Er schien sich mit seinem ganzen Wesen gegen die Situation aufzulehnen.

»Ich weiß, wie dir zumute ist, Hilary. Alles sagt dir, auf keinen Fall einen Vorgesetzten zu töten. Aber dir ist doch hoffentlich klar, daß er Haussman und seinen Fahrer nur auf *Verdacht* hin hat töten lassen. Bist du dir darüber im klaren?«

Nach langem, angespanntem Schweigen, das schließlich künstlich und geziert wurde, sagte Latymer: »Ja, du hast recht. Und diese Tatsache bestätigt auch die Richtigkeit des übrigen.«

Aubrey berührte ihn an der Schulter. »Danke, Hilary. Ich bin froh, daß du auf meiner Seite stehst.« Er trat zurück, als wären ihm die Nacktheit von Latymers Augen und das Gefühl verlorener Unschuld, das sie zum Ausdruck brachten, als sie ihn ansahen, peinlich. Er ließ sich schwer in einen Sessel sinken.

»Also gut. Und wo sollen wir anfangen?«

»Glaubst du, Constant wird versuchen, sich aus dem Staub zu machen?«

»Ja. Ich denke, er wird zu der Überzeugung gelangen, daß das angesichts der augenblicklichen Lage für ihn das beste ist. Ungeachtet dessen, daß er es natürlich liebend gern Gardiner und uns heimzahlen würde. Aber er wird sich damit zufrieden geben, Haussman erledigt zu haben. Gehen wir einmal davon aus, daß er in Kürze in dieses Zimmer kommen und uns erzählen wird, daß er nach London zurück muß – oder irgend etwas in der Art. Und was werden wir dann machen? Und was ist mit Gardiner?«

»Müssen wir uns denn unbedingt Richards bedienen?« In seiner Stimme war dasselbe Flehen, als hätte Latymer immer noch eine Wahl.

»Ja, darum werden wir wohl nicht herumkommen.« Aubreys Miene war ernst. »Wenn wir Constant töten, werden unter Umständen wir für Agenten einer fremden Macht gehalten ...«

Seine Lippen verzogen sich bei diesem Euphemismus. »Nichts weiter als eine Einzelaktion; genau das war es ja, was Haussman beabsichtigte, als seine Wahl auf Richard Gardiner fiel. Und er hatte völlig recht.«

»Recht? Was geht denn hier eigentlich noch mit *rechten* Dingen zu?«

»Na gut. Dann leg dich doch schon gleich mal flach auf den Boden und laß dich von der Dampfwalze Constant überrollen! Oder laß ihn ungeschoren davonkommen, damit er sich mit seinem Moskauer Kontaktmann treffen und unbehelligt zur Ruhe setzen kann!« Aubrey war wütend und hackte aufgebracht auf die Mauer moralischer Erwägungen ein, welche Latymer um sich errichtet hatte. »Willst du etwa *nichts* unternehmen, Hilary? Es steht nicht in unserer Macht, nichts zu tun, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen. Begreifst du das denn nicht?«

Latymers Gesicht verzog sich zu einem mißmutigen Schmolzen, bis er schließlich nach längerem Schweigen nickte. »Ja, das sehe ich ein. Es ist nur, daß ...«

»Ich möchte auch nicht, daß er schon wieder benutzt wird. Aber es geht einfach nicht anders. Constant muß in seiner Identität als ›Wolf‹ sterben – und nicht als ein russischer ›Maulwurf‹. Und das wird der Fall sein, wenn wir Gardiner befreien.«

»*Falls* Constant sich entschließt zu verschwinden«, warnte Latymer.

Constant blieb nicht zum Mittagessen. Kurz nach zwölf betrat er die Bibliothek und sprühte nur so vor Leutseligkeit und aufgesetzter Freundlichkeit. Aubrey war sich des Spiels bewußt, das der Stellvertretende spielte, und tat so, als merkte er nichts. Constant stand vor dem Kamin und sah sie beide an.

»Ich fürchte, man hat mich nach London zurückgerufen – ausdrücklicher Befehl von ›C‹.« Er machte eine kurze Pause,

um seinen Worten den entsprechenden Nachdruck zu verleihen. »Ich werde noch heute nachmittag von einem kleinen Flugzeug abgeholt werden – von einem Flugplatz in der Nähe von Sheffield. Es tut mir leid, aber wir werden dort leider keinen Platz für Sie beide und Ihren Gefangenen haben ...« Er lächelte. »Aber ich hätte dennoch gern, daß Sie so schnell wie möglich nach London zurückkehren. Wir haben zu diesem Zweck ja genügend Wagen hier.«

»Wohin sollen wir ihn bringen, Stellvertretender?«

»Ach, ich glaube, wir sind mit Mister Gardiner noch keineswegs zu Ende. Ich würde vorschlagen, ihn vorläufig in das Landhaus zu schaffen. Übergeben Sie ihn den Leuten dort, und dann fertigen Sie Ihre Berichte an.« Er fügte hinzu: »Und dann kann ich Ihnen nur noch von Herzen danken. Ich weiß Ihre Hilfe sehr zu schätzen ...« Er nickte jedem von beiden zu und sagte dann: »Aber jetzt muß ich leider aufbrechen. Auf Wiedersehen, meine Herren.«

Sobald die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, sagte Aubrey: »Ich werde ihn etwas aufhalten. Hol Gardiner aus dem Keller; und sorge dafür, daß er bewaffnet ist!« Latymer schien durch Constants freundlichen, normalen Tonfall verunsichert. Aubrey fuhr ihn an: »Jetzt mach schon endlich! Gardiner muß in Freiheit sein, bevor Constant losfährt. Wenn er weg ist, bleibt immer noch genügend Zeit, uns mit ›C‹ in Verbindung zu setzen und ihm das Ganze zu erklären zu versuchen. Also mach schon endlich!«

Im nächsten Augenblick war Aubrey durch die Tür und rief hinter Constant her. Latymer konnte nicht hören, was er sagte, als Aubrey mit Constant einen anderen Raum betrat. Er selbst strebte durch die Eingangshalle auf die Kellertür zu.

Er knipste das Licht an und stieg behutsam die Treppe hinunter. An der Tür stand niemand Wache, und für einen Moment überlegte er, ob Constant Gardiner vielleicht doch getötet hatte.

Unter einer Tür war ein Lichtstreifen zu sehen. Die Kühle des Kellers ließ ihn schaudern. Ein modriger, aber trockener Geruch. Als er die Tür auf stieß, sah Evans von seinem Stuhl auf, wo er eine Zeitung las. Er vermied es, Gardiner anzusehen, der, den Kopf auf die Brust herabgesunken, schlaff auf einem Stuhl saß.

»Hallo, Mister Latymer, kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« Obwohl er den Satz zu Ende sprach, erfüllte sich sein Sinn nicht. Latymer hatte den Revolver in seiner Hand und richtete ihn auf Evans.

»Binden Sie ihn los!« befahl er.

»Was zum Teufel ...?«

»Los! Machen Sie schon!« Seine Stimme war ein Echo von Aubreys barschem Ton. Seine Intensität war jedoch unvermindert, und es trieb Latymer zum Handeln an, spülte die Lethargie und die Trägheit aus seinem abgestumpfen Körper.

Evans sah Latymer in die Augen, und dann tat er, wie ihm befohlen. Latymer betrachtete Gardiners Gesicht, das ausgiebige Spuren des Verhörs aufwies. Die grauen Augen waren wach von Konzentration, aber zugleich auch verwirrt. Und die Anfänge einer Spur von Hoffnung. Latymer zuckte fast körperlich vor der Mordgier zurück, die er in seinem Gesicht wahrnahm.

Hinter der nackten Glühbirne an der Decke und ihrem harten Lichtkreis zogen sich die Regale mit den Weinflaschen in die Schatten zurück. Dennoch konnte die übliche Funktion des Raums als Weinkeller nicht über seinen augenblicklichen Verwendungszweck hinwiegäuschen. Die Augen richteten sich nur auf die erleuchtete Fläche, die weiß getünchten, kahlen Wände, den Stuhl in der Mitte des Raums; und auf die Gestalt des Mannes auf dem Stuhl und den Wächter.

»Wer hat das getan?« fuhr er Evans an, der gerade an den letzten Knoten auf Gardiners Rücken herumfummelte.

»Hauptsächlich Simons.«

Gardiner stand auf und rieb sich die Handgelenke. Dann massierte er sich die blutleeren Fußknöchel, über die seine Socken hinabgerollt waren. Die Fesseln waren ihm sehr stramm angelegt worden. Schließlich sah er Latymer an. »Zeit zu gehen, oder nicht?«

»Für dich, ja. Constant fährt ab.« Er warf einen kurzen Blick auf Evans. »Feßle ihn.« Evans schien gekränkt, und Gardiner überrascht. »Los, mach schon! Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Geknickt ließ Evans sich auf dem Stuhl nieder. Der Lauf der Dinge hatte seinen Optimismus überholt – und auch seine mangelnde Überzeugung, was die Wichtigkeit seiner Arbeit betraf. Gardiner fesselte ihn ebenso rasch wie geschickt.

Latymer, der merkte, daß Evans ihre Unterhaltung mitanhören mußte, verlor keine Zeit.

»Constant fährt weg. Er muß auf jeden Fall gestoppt werden. Und aus allen möglichen Gründen bist du der Mann, der das tun muß. Du weißt, warum. Er hat den Franzosen getötet und macht sich nun aus dem Staub.«

»Du *willst*, das ich ihn umbringe?«

»Ja, verdammt noch mal!« Er beobachtete Gardiner, wie er Evans' Waffe vom Stuhl nahm, wo dieser sie demütig zurückgelassen hatte. Aus Evans' rundem Gesicht war die Verwunderung immer noch nicht gewichen. »Von jetzt ab handelt es sich hier um Mister Aubreys Operation, Evans. Seien Sie also vernünftig, und bleiben Sie schön hier sitzen. Ich werde Sie in Bälde wieder losmachen – verstanden?«

»Ja.«

»Und jetzt los, Richard. Nach oben. Constant will nach Sheffield, und das heißt, daß er die Straße durch Wigwizzle und entlang des Broomhead Reservoir nach Ewden nehmen wird. Du wirst eine Chance haben – aber nur diese eine. Hast du verstanden?«

»Gib mir ein Gewehr«, verlangte Gardiner direkt. Latymer

beobachtete, wie das Gesicht einen Ausdruck annahm, den er bis dahin nur in dem Wagen gegenüber Notre Dame bemerkte hatte, als Perrier von Haussman absichtlich auf freien Fuß gesetzt worden war – und bei verschiedenen Auftragserteilungen in der Baker Street, die allerdings schon Jahre und Welten zurückzuliegen schienen. In diesem Augenblick schien dies jedoch sein gewohnter, natürlicher Gesichtsausdruck.

»Wir haben keines ...«

»Verdammte Schlamperei!« schimpfte Gardiner. Es war grotesk; eine unerwartetere Bemerkung hätte man sich kaum denken können; aber angesichts von Gardiners eingeengtem Blickwinkel war sie die einzige zutreffende. Mit einer Grimasse wandte er sich der Tür zu. »Was ist mit ihm?« meinte er mit einer kurzen Kopfbewegung in Richtung Evans.

»Laß ihn in Frieden!« fuhr Latymer mit einem Gefühl plötzlicher Beunruhigung auf.

Mit einem verächtlichen Lächeln verließ Gardiner den Raum und stieg die Treppe hinauf. Latymer spürte, wie ihm die Situation nun aus der Hand geriet. Gardiner bestimmte über sein eigenes Geschick, roh und gewalttätig – wie er es haben wollte.

Wooller durchquerte gerade, ein Gewehr über der Schulter, die Eingangshalle. Ein glücklicher Zufall, den Latymer, hätte er ihn vor Gardiner erblickt, verflucht hätte. Gardiner, der nur das Gewehr scharf sah, während die Gestalt des Mannes eine dunkel verschwommene Masse bildete, feuerte aus der Hüfte heraus – zweimal. Die Explosionen rüttelten Latymer, hallten von der Vertäfelung der Eingangshalle wider, den dunklen, geschlossenen Holztüren. Als er Wooller erblickte, lag dieser auf den karierten Fliesen, unordentlich über ihr sauber geometrisches Muster gebreitet. Gardiner beugte sich über ihn, nahm das Gewehr an sich und betrachtete es sachkundig.

»Wo soll ich nach draußen – hinten?« stieß er hervor. Latymers Verstand war durch den Lärm und das Sterben immer

noch blockiert.

»Hier ...« sagte Latymer langsam und öffnete die Tür zu einem Wohnzimmer, von dem er wußte, daß man von dort die Rasenfläche hinter dem Haus überblicken konnte, die sich sanft zu einer Reihe von Bäumen absenkte. »Sieh zu, daß du die Bäume erreichst und ...«

Gardiner wuchtete das Fenster hoch.

»Ich weiß, wohin ich zu gehen habe«, entgegnete er leise, aber bestimmt. Und dann, als fiele ihm etwas ein, das er lange vergessen hatte, fügte er hinzu: »Ich werde ihn für dich umbringen – wenn nicht jetzt, dann irgendwann.« Und dann fragte er, als bäre er um einen Segen für seine gesamte Vergangenheit: »Wünscht du mir Glück?« Diese Frage erinnerte an das Warten auf das Zeichen zum Absprung an der offenen Tür eines Fallschirmjägertransporters oder an ein Essen in der Offiziersmesse in Kriegszeiten.

Er schwang sein Bein über das Fenstersims, das Gewehr über die Schulter geschlungen, und ließ sich dann auf den Kiesweg gleiten, der das Haus umgab. Latymer sah ihm nach, wie er geschwind und vorsichtig davonhastete. Es war, als wohnte er einer Demonstration von Fähigkeiten bei, die er entweder längst vergessen oder nie gekannt hatte.

Die Tür flog auf, und Constant trat hinter ihm in den kühlen, luftigen Raum. Sein Gesicht bebte vor Wut, eine schwache Färbung auf der totenbleichen Haut. Aubrey befand sich dicht hinter ihm, und dann Laker, ein Gewehr in der Hand.

»Töten Sie ihn – töten Sie ihn, sofort!« befahl Constant, sein Mund wie von einer fremden Kraft bewegt. »Los, töten Sie ihn, Latymer!«

Als spürte er irgendeinen verborgenen Sinn hinter der Situation, stieß Laker mit den Ellbogen Constant und Latymer zur Seite.

»Dann tue ich es eben!«

Er hob die .357 Magnum an die Augen, die Arme steif von

sich gestreckt, und feuerte behutsam drei Schüsse ab. Gardiner drehte sich nicht um, veränderte jedoch seinen Kurs und bewegte sich zickzackartig auf die Bäume zu – eine starre Linie von möglichen Deckungen vor ihm. Es war offensichtlich, daß er nicht getroffen war.

»Holt einen Scharfschützen!« japste Constant. Laker verließ den Raum. »Hinter ihm her – alle!« rief Constant ihm nach. »Nehmt ihn fest oder erschießt ihn!«

Dann wandte er sich Latymer zu, der immer noch am Fenster stand. Gardiner hatte inzwischen die Bäume erreicht und war nur noch schwer auszumachen – ein Schatten, der durch das Gelände huschte.

»Es tut mir leid, Stellvertretender, aber ...« begann Latymer.

»Leid?« echte Constant in dem spöttischsten Ton, der ihm zu Gebote stand. Seine Augen waren starr. »Warum? Was sollte Ihnen leid tun, Latymer?«

»Ich ... ich hätte ihn auf der Stelle erschießen sollen, als ich ihn ins Zimmer kommen sah. Ich weiß nicht, weshalb ich gezögert habe.«

»Ja, das hätten Sie allerdings tun sollen. Aber wie hat er es geschafft zu entkommen?«

Aubrey bemerkte die furiose Aktivität hinter den nichts reflektierenden Oberflächen von Constants Augen, als sähe er eine Sequenz von Bildern durch das falsche Ende eines Teleskops. Constant war einer Panik nahe. Er wußte weshalb sie Gardiner freigelassen hatten.

»Tut mir leid, Stellvertretender, aber wir werden ihn auf jeden Fall vor Einbruch der Dunkelheit wieder geschnappt haben; dessen kann ich Sie versichern.« Aubrey war energisch, förmlich. Er sah Constants Augen aufblitzen, als hätte er ihre gesamte Strategie in einem einzigen Moment der Einsicht durchschaut.

»Das will ich hoffen. Dennoch wird Ihnen das eine ernsthafte Rüge eintragen – wenn nicht Schlimmeres.« Er nickte, als

hätte er die Herausforderung als solche gesehen, als bückte er sich, um den Fehdehandschuh aufzuheben. Aubrey stellte fest, daß auch das letzte Steinchen des Puzzles paßte. Er hatte Constant richtig eingeschätzt. Aber wie er sehen konnte, glaubte Constant immer noch, dieses Spiel als Sieger beenden zu können.

»Ich fahre jetzt!« verkündete er barsch. »Leiten Sie alles Nötige in die Wege.« Er verließ den Raum, und Latymer sah auf seine Uhr. Dann schaute er aus dem Fenster. Eine Gestalt rannte auf die Bäume zu. Von Gardiner keine Spur.

»Bleibt ihm genügend Zeit?« fragte Latymer.

»Ich hoffe es. Er ist unsere einzige Chance. Ohne ihn sind wir geliefert.« Sein Gesicht nahm einen grimmigen Ausdruck an. »Er muß ihn erwischen! Ich gehe jede Wette ein, daß das Telefon defekt sein wird.«

Aubrey wandte sich dem Fenster zu. Die Rasenfläche vor dem Haus war leer. Gardiner hatte ein gutes Stück Vorsprung. Er hörte einen Motor anspringen, gefolgt vom quietschenden Knirschen von Reifen auf dem Kies der Auffahrt. Constant fuhr los, und mit einemmal fühlte sich Aubrey sehr hilflos. Es bedurfte eines Aktes des Glaubens, davon auszugehen, daß Constant in seinen Tod fuhr. Als er in Latymers Gesicht sah, war dort von solch einem Glauben nichts zu spüren.

Plötzlich wollte er auf eine Landkarte schauen – ein Nervenversagen.

Gardiners Brustkorb hob und senkte sich von der Anstrengung. Das Gewehr, das er in der einen Hand hielt, schlug bei jedem Schritt schmerhaft gegen seinen Oberschenkel. Er hatte inzwischen Wigtwizzle erreicht und strebte auf die Straße zu, auf der Constants Wagen vorbeikommen würde. Er rannte in Richtung Reservoir und betete, daß er dort rechtzeitig ankommen würde und daß die Zweifel endlich ein Ende nähmen, die durch seinen Kopf schossen. Mit einem Verlangen, das ihn fast

erstickte, wünschte er sich, rechtzeitig da zu sein. Sein Blut durchpulste sein Gehirn, und sein Körper schmerzte von den Schlägen, die er erhalten hatte.

Während des Laufens kam es zu einem plötzlichen Verschmelzen von Erinnerungskreisläufen, hervorgerufen durch die Schmerzen; und es war, als bäumte sich seine ganze Person in ihm auf und begehrte gegen die Perspektive auf, die sein Leben war. Er rannte durch den Wald – weg von dem Zug und auf den Fluß zu; und hinter ihm krachten die Schüsse der SS. 1944. Ohne auf seine Schritte zu achten, zerquetschte er die Erinnerungen, welche blubbernd durch die Oberfläche drangen. Es dauerte nur einen Augenblick – nicht mehr –, und er war wieder vollkommen ruhig und dachte an nichts mehr. Ein alptraumhafter Anblick, und dann war es auch schon wieder vorbei; dieser Tunnel des Schmerzes, durch den sich etwas Entsetzliches, Mitgestaltetes zwängte; und er hatte Angst, ihm ins Gesicht zu sehen; dabei war es nur ein Spiegel. Aber jetzt gab es nichts mehr als den Pfad durch die Bäume, und die Ohren lauschten angespannt auf das Motorengeräusch des Wagens.

Es gab nichts, woran zu denken sich gelohnt hätte, außer dem Haß gegen Constant, der ihm in angsterfüllter Vorwegnahme den Schweiß in die Handflächen trieb, welche um das Gewehr gekrampft waren. Das reichte aus, um die aus der Vergangenheit aufblitzenden Bilder zu verdrängen – der schimmernde Fisch unter der Oberfläche von Blut, in den Schatten verschwindend, dann wieder zum Vorschein kommend.

Er wollte Vergeltung. Die Vergangenheit war zu einer Formel geworden – ein schlankes Paket aus Blut und Knochen und Nerven und Gehirnzellen, mit einem Namen und einer Identität, und einem Leben, das ihm entwischen konnte ...

Die Bäume lichteten sich, und der Wasserlauf des Ewden, der in das Reservoir floß, lag direkt unter ihm. Er blieb stehen,

atmete plötzlich laut in die Stille des pochenden Blutes, und dann legte er die letzten Meter zu der schmalen Straße zurück, wo eine bucklige kleine Brücke den Fluß überspannte.

Er war bereits auf der Brücke, als er den Wagen kommen hörte. Auf der einen Seite der Brücke lag der Speichersee, eine dunkel schimmernde Wasseroberfläche unter dem wolkenlosen, heißen Himmel, auf der anderen Seite die Bäume mit dem Fluß. Und dann der Wagen – er kam aus Wigwizzle; zwei Gesichter hinter der Windschutzscheibe – ein Fahrer und der leichenhafte weiße Fleck, der Constant war.

Es dauerte höchstens eine Sekunde. Er bedauerte, deutlich und eindeutig, daß er nicht das Ufer des Speichersees und die Bäume auf der anderen Seite der Brücke erreicht hatte, von deren olympischer Höhe herab er das Drama eigentlich zum Abschluß zu bringen geplant hatte. Er bedauerte seinen plötzlich sich umwendenden Körper, das Geräusch des Wagens, die Unordentlichkeit und Unvorbereitetheit des Ganzen ...

Er stellte das Gewehr auf automatischen Betrieb und drückte den Abzug. Die Windschutzscheibe löste sich in frostiges Gleissen auf und leerte sich dann unter dem schrecklichen Druck und der Feuergeschwindigkeit des Gewehrs in das Innere des Wagens. Dann schleuderte der Wagen in die Seitenbegrenzung der Brücke und kam zu einem abrupten Halt. Durch die Wucht des Aufpralls wurde einer der Insassen durch die Windschutzscheibe und auf die Kühlerhaube geschleudert.

Dann kippte der Wagen zur Seite, und der Körper glitt auf die Straße, während der Wagen auf die Uferböschung stürzte und langsam in den Ewden rutschte, wo er mit einem röchelnden Gurgeln versank.

Das Magazin war leer, und noch einmal das ohrenbetäubende Getöse des Schweigens, bevor der Körper fast komisch, wie eine Marionette, durch die zersplitterte Windschutzscheibe schoß. Gardiner erlangte langsam sein Gehör wieder, so daß er

aus der Ferne das Versinken des Wagens mitbekam. Dann trat er auf den reglosen Körper zu und blickte auf ihn hinab. Mit dem Fuß drehte er ihn um.

Der Kopf hatte in einer Pfütze schmutzigen Wassers gelegen, und das weiße Hemd mit dem sauber gebügelten Kragen war naß und fleckig geworden. Eine manikürte Hand war vom Körper gestreckt; ihre Nägel waren schmutzig. Der Kopf baumelte läppisch vom Rumpf, wie es sein Besitzer im Leben nie zugelassen hätte, als Gardiner ihn auf den Rücken drehte.

In dem schmalen, toten Gesicht befanden sich vier Löcher, umrahmt von zahlreichen Rissen, die von den Splittern der Windschutzscheibe herrührten. Sie waren an einigen Stellen wesentlich auffälliger als die kleinen, blauen Löcher. Der Stoff der Jacke war zerfetzt, und in der Nähe des Brustbeins breitete sich auf dem Hemd ein roter Fleck aus.

Der Mann war ausgelöscht, vernichtet.

Gardiner blieb noch eine Weile so stehen, als nähme er einen endgültigen Abschied von diesem zusammengesunkenen, erbärmlichen Etwas, das nun langsam erkaltete und das inzwischen selbst für ihn weniger als nichts war.

Und er war zufrieden. Er genoß diese vollständige Reduzierung des lebenden Constant auf dieses namenlose, atemlose, schmutzige Etwas auf einer Brücke, durchlöchert und ausgelöscht. Seine Befriedigung war vollkommen und uneingeschränkt.